



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

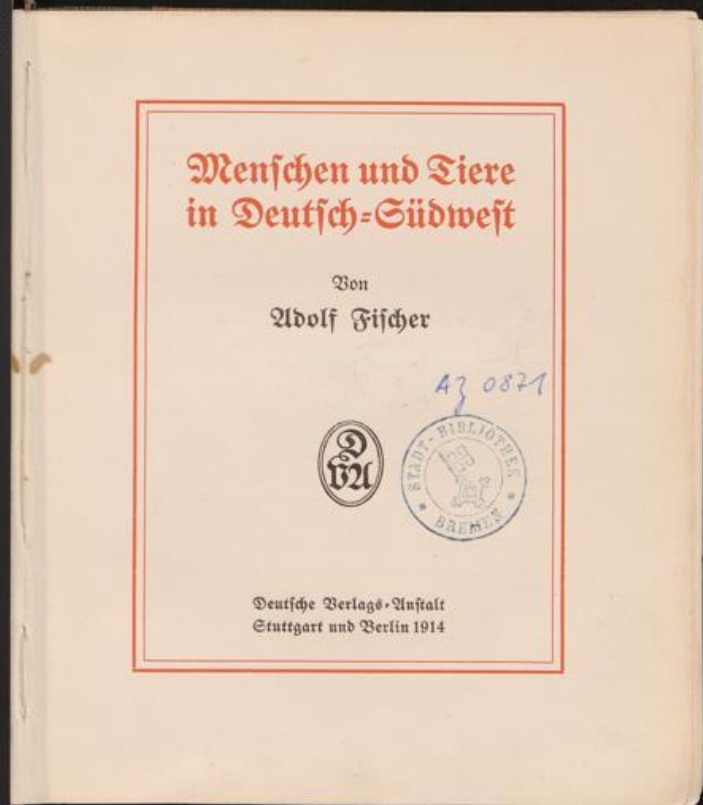
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

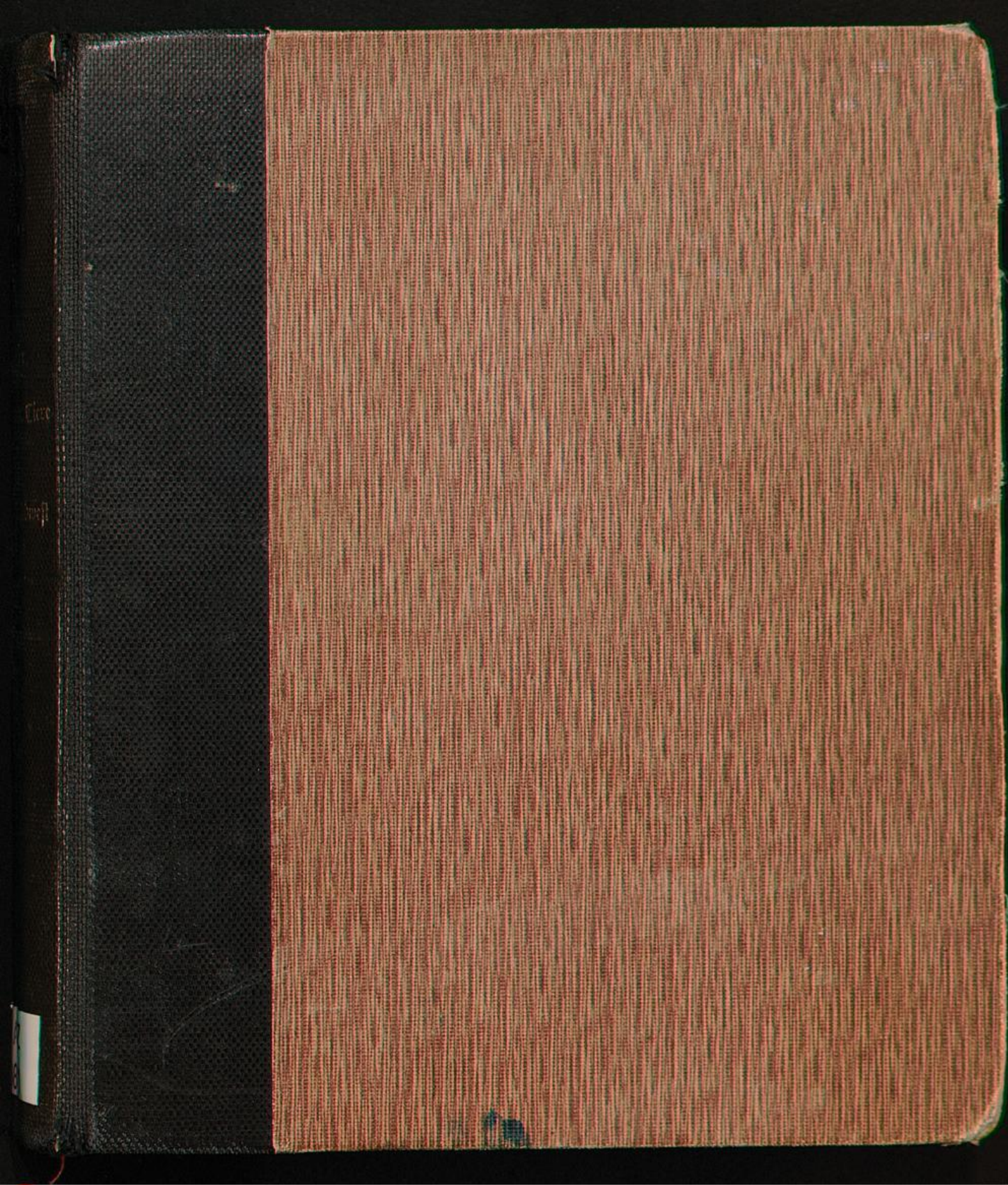
### **Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest**

**Fischer, Adolf**

**Stuttgart [u.a.], 1914**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-8305**



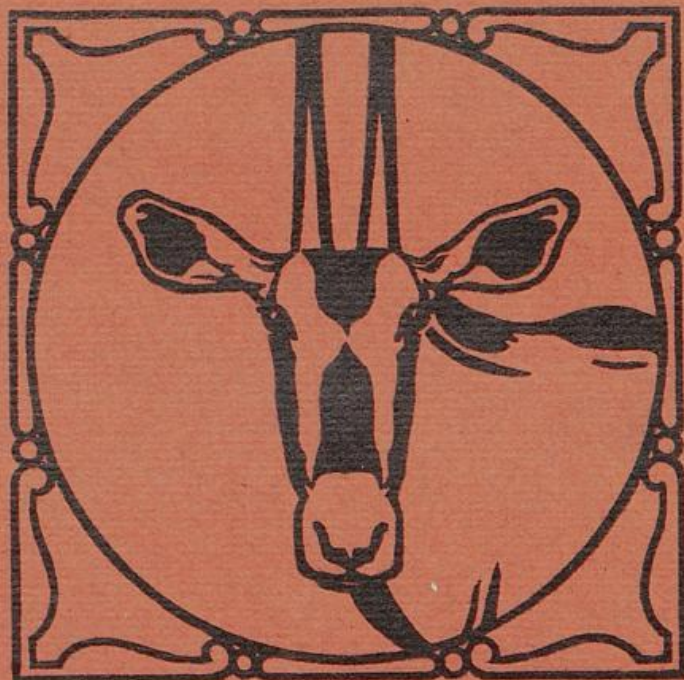




V. 2. c. 4558.



*ADOLF FISCHER*



MENSCHEN UND  
TIERE IN  
DEUTSCH-SÜDWEST



Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest



# Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest

Von  
Adolf Fischer

43 0821



Deutsche Verlags-Anstalt  
Stuttgart und Berlin 1914

---

Alle Rechte vorbehalten

---

Copyright 1914  
by Deutsche Verlags-Anstalt,  
Stuttgart

---

Druck der  
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart  
Papier von der Papierfabrik Salach  
in Salach, Württemberg

---

D

## Vorwort

Das Buch hätte Otto Eggers schreiben sollen. Er schien so etwas beabsichtigt zu haben. Es wäre etwas Großes geworden, denn man sagt ihm ein starkes Rüstzeug nach: Fleiß und Können und die große Liebe zum Land.

Er war alter Afrikaner, aus der längst entschwundenen Zeit, die Fähigkeiten noch keine sichtbare Grenze zog. Der Offizier der Schutztruppe von damals war vieles in einem: Gesetzgeber, Richter, Verwalter, Jäger, Forscher, Soldat, oft, wie dieser, von ganz besonderem Maß. Die Vielheit der Aufgaben belebte Anlagen, die sonst ungenutzt bleiben und in der Enge des Berufs ersticken. Aber diese Alten waren Sammelbecken, die aus tausend Quellen gespeist wurden.

Dann kam der Große Aufstand. Bei Dwikokorero traf Otto Eggers die Kugel. Sie löschte sein Leben und sein Werk. Er wurde schnell vergessen, wie mancher andere, der eine Hoffnung war und keine Zeit hatte, sie zu verwirklichen. Aus hinterlassenen Blättern ließ ein Freund ein paar Sätze

drucken. Darin heißt es: „In Südwestafrika steckt eine gewaltige Energie. Sie liegt in feiner Unwirtlichkeit. Diese ist das Beste an dem Gebiet.“

Wer dies erkannt hat, ist, glaube ich, auf rechtem Weg. Ich ging ihn, als ich dieses Buch schrieb, das sonst niemand schreiben wollte.

Hessenwinkel bei Berlin, Juni 1914.

Adolf Fischer.

Erster Teil  
Menschen des Feldes



Das Land, von dem ich rede, ist groß und ernst, arm und alt. Es liegt auf der südlichen Erdhälfte, nicht weit vom Äquator, aber es hat nichts von tropischer Pracht, noch von der freundlichen Fruchtbarkeit gemäßigter Zonen. Ein kalter Meerstrom bespült die Westküste. Hohe Dünen, denen jede Bewachung fehlt, hemmen den Blick ins Hinterland; der gelbe Sand wird zum Spielzeug tosender Stürme. Hier tragen sie einen der glitzernden Hügel ab und setzen ihn über Nacht auf einen anderen Platz. Ein Sandwall sperrt plötzlich den Weg, der vom Innern zur Küste führt, und leitet den einsamen Reiter irre, der der graufigen Öde zu entrinnen trachtet. Die Kräfte seines Pferdes erlahmen im Geriesel des feinen Sandes, die furchtbare Erkenntnis „Verirrt!“ lähmt den Verstand und heßt den Verdurstenden bergauf, bergab zu nutzlosem Suchen nach Wasser. Bis aus erlöschenden Augen der letzte Blick zur höhrenden Sonne zittert, die aus wolkenloser Leere herniederbrennt. Kahle, zernagte Felschroffen entwachsen der Sandwüste, Trümmer toter Gebirge, die keines Menschen Herz erfreuen, die in ragender Ruhe der Ewigkeit entgegenharren. Hier kümmerst spärlicher Pflanzenwuchs in Schluchten und Rinnen, der Vorbote der

Halbwüste, die zum Kern des Landes hinüberleitet. Das Innere erfüllt Hochebene. Unabsehbar weiten sich Steppe und Busch, über alle Begriffe groß und einförmig. Da und dort steigen Bergmassen zum Himmel empor. Baumbestandene Sandbetten durchschneiden das Land, ziehen schüchterne grüne Bänder durch die graue Flur.

Im Nordosten und Osten säumt Sand das Hochland. Die Kalahari brandet heran, ist das trennende Sandmeer, das keine Botschaft jenseitigen Reichtums herüberträgt. Im Süden neigt sich die Bergwildnis dem Kapland zu, lehnt sich an den Oranjeßuß, den sie in steinerner Umarmung beinahe erdrückt. Die Wellen der Südkalahari glätten sich nordwärts, breit fließt der Sand um die Otavihalbinsel herum nach Westen bis an das Kaokofeld, das eine Brücke nach Angola schlägt. Ein schmaler Kalahariarm streckt sich nach Osten, reicht an das Sambesigebiet, in eine neue Welt mit fließenden Strömen, eigener Tier- und Pflanzenentfaltung und fremden Volksstämmen.

Feindselig sperrt das Land sich gegen Mensch und Tier. Drei Viertel des Jahres ist staubiges Grau der Grundton der Landschaft. Verdorrtes Gras, welches Kraut duckt sich am Boden. Mit scharfen Dornen verteidigen Bäume und Büsche ihr unfrohes Dasein. Durchglühter Sand, heißes Gestein stöhnen im Sonnenbrand. Gleißende Luft tanzt über der Erde. Kein Fluß, kein Bach strömt fruchtbarer

Niederung zu. Durch bleiblauen Ulther zieht grausam bedächtigt das heiße Gestirn die Tagesbahn. Drei Viertel des Jahres ist Trockenheit Herrin des Landes.

Spät im Jahr ballen sich die ersten Wolken. Sie verhängen die Sonne für einige Stunden des Tages. Aber Windstöße jagen sie vorüber, machen die Regenabsicht zuschanden. Andere Wolkenwände rücken heran. Sie schütten Staub und Sand auf die sterbende Natur. Oft fallen im September die ersten Tropfen. Gierig öffnet die Erde die Poren. Es riecht nach Frühling. Dann aber brennt die Sonne nur um so heißer, und schon am nächsten Morgen ist jede Regenspür getilgt. Erst im Dezember, oft noch später, nimmt die Hauptregenzeit den Anfang.

Wer hätte sie je erlebt, ohne staunende Freude zu fühlen. Wie zu neuer Sintflut verfinstert sich der Himmel, Gewitter von unerhörter Pracht krachen hernieder. Sonnenuntergänge zaubern in dieses Land der Gegensätze schmerzhaft tiefe Glutfarben. Regenbogen von fleckenloser Reine stehen breitbeinig über der Erde. Sümpel und Teiche füllen sich. Über die Sandbetten der Bäche und Flüsse rauschen Fluten. Aus Staub und Geröll sproßt Frühlingsgrün. Blumengesichter grüßen aus Steppe und Busch.

Aber nach wenigen Wochen verwischt das Bild. Raum geboren, welkt die Herrlichkeit und stirbt dahin. Von neuem zeigt sich das Land in erschreckender Eigenart. Es

weiß nichts mehr von kleinen Schönheitmitteln, nichts von niedlicher Lieblichkeit. Große Gedanken sind nun wieder ins Riesenhafte verkörpert, führen die Blicke hinaus in endlose Weiten, Horizonten zu, die Himmel und Erde nicht zu trennen, sie zu einer einzigen Landschaft zu verschmelzen scheinen. Die ausdruckslose Leere des Alls wird zur gleichfarbigen Fortsetzung des verbrannten Gesteins, der stumpfen Steppe, aus der das wehmütige Lied der Einsamkeit und Entfagung klagt.

Das ist das Feld.

Aus seinen alten Tagen tönt kaum ein Klang herüber. Hier war keine Stätte für kraftvolle Völker, große Geschefnisse, hohe Kulturen, die der Nachwelt Bewunderung entlocken, die in Geschichte und Sagen, Kunstwerken und Dichtung Weltbedeutung erlangen konnten. Das Feld bot für solche Höhe keinen Nährboden. Es war arm an natürlichen Hilfsquellen und maß dem Menschen ein Lebensbedürfnis, das Wasser, so knapp zu, daß nur wenige hier wohnen konnten. Wie ein leeres Glas zwischen vollen Gläsern steht, lag es trocken zwischen wasserreichen Teilen Afrikas. Wenige Quellen, die der Sonne standhielten, waren weit über das Land zerstreut, durch weglose Wildnis getrennt. Ein Adernetz von Flüssen, Bleyß und Pfannen verzweigte sich zwar, wie noch heute, in alle Winkel zwischen Küste und Kalahari. Aber es hatte wenig oberirdisches

Wasser. Die Behälter von ehemals waren geblieben, der Inhalt verlor sich. Was heute schrecklichste Vollkommenheit erlangt hat, bereitete sich seit langem vor: das Feld trocknete aus. So entstand das seltsame Bild. Tief zernagte Cañons furchen das steinerne Gerippe des Namalandes, der Komasberge, des Raokofeldes; weit ausgeschwemmte Sandbetten sind die Riviere des Hererolandes; tenneneben flacht sich der Lehmboden der Bley und Pfannen. Aber sie sind leer, bleichen auf der Walfstatt des einstigen Kampfes zwischen Erde und Wasser. Er war hier nicht weniger gewaltig als anderswo. Denn die noch sichtbare Leistung kann nie in Zeiten so kurzen Regenfalls wie heute entstanden sein. Stärkere Kräfte waren am Werk. Jahr für Jahr muß das Wasser mit Wucht und Regelmäßigkeit gewirkt haben, um solche Arbeit zu vollbringen. Bis in nicht allzuferne Zeit hinein . . .

So nur läßt sich die Vegetation verstehen. Heute noch säumt hoher Galeriewald die Ufer der toten Wasser. Mehrhundertjähriger Akazienbestand schattet über den Trockenbetten. Aber er stirbt langsam ab, pflanzt sich kaum oder gar nicht fort. Die alten Bäume brechen zusammen, strecken verdorrte Arme empor, und der Nachwuchs erstickt im Sand. Wie eine Gräberstätte muten die abgestorbenen Wälder an, die weite Strecken des Sandfelds decken, die Kalahariflüsse geleiten, die Landschaft um Aminuis in ein Brennholzlager

verwandeln. Affenbrotbäume, Fächerpalmen, Sykomoren zeugen im Norden von besseren Tagen. Sie sind Sendlinge der Tropen. Aber die Mittelstufen fehlen. Die alten Riesen träumen, oft in trauriger Einsamkeit, dem Ende entgegen. Sie alle fanden einst Kraft zum Wachstum. In ihrer Jugend griffen die Wurzeln in den Wasservorrat der Erde hinab, saugten Feuchtigkeit und Nährsalze zum Stamm empor. Ihre Nachfahren verdorren bei dem Versuch. Der Grundwasserspiegel ist unerreichbar für junge Wurzeln.

Das kann erst vor einigen Jahrhunderten begonnen haben. Sonst fehlten diese Arten ganz. Es scheint, als sei diese schicksalschwere Wendung eingeleitet worden, als der Runenfluß zum Meere durchbrach. Aus dem Hochland Ungolas südwärts strömend, mußte er sich ursprünglich in die tiefste Senke ergießen, die in der Fahrtrichtung erreichbar war, in die Etoscha. Sein altes Sandbett, der Evale, und dessen Verlängerung, der Ekuma, mündete in die Nordwestecke der Pfanne, deren Ausbuchtung dort noch heute von der Gewalt früherer Wasser zeugt. Aber der mit starkem Gefälle abstürzende Strom schwemmte sein Bett zu, begrub es stellenweise unter mitgeführtem Sand, wie die Mehrzahl der zum Ozean fallenden Flüsse im Sand erstickt. Das Wasser des Runene suchte einen Ausgang und fand ihn westwärts zum Meer. In zäher Arbeit fraß er sich durch

8

Kunene  
Etoscha

das Raokofeld. Der mächtige Umfang der Etoscha, der auf einer Durchschnittslänge von einhundert, einer Durchschnittsbreite von sechzig Kilometern beruht, machte sie zur Aufnahme eines Flusses von Länge und Wassergehalt der Oder fähig, so daß sie früheren Jahrhunderten als flacher Binnensee entsteigt. Die Wirkung mußte sich weithin fühlbar machen. Nicht nur sättigten dann jährliche Überschwemmungen zur Regenzeit das große Flachland am See bis an das Raokofeld heran, sondern die Wasserverdunstung mußte sich bis an die Komas-Onjatiberge in ergiebigen Niederschlägen äußern. Das Quellgebiet aller großen Ströme des Landes wäre dann gespeist worden, so daß auch die zum Namaland, zur Kalahari und zum Atlantik fallenden Betten zur Regenzeit Wasser führten. Als aber der Kunene das Meer erreichte, erst mit einem Teil, dann mit der ganzen Masse, begann die Austrocknung der Etoscha, die heute vollendet ist. Sie zeigte, daß ein Binnensee ohne Zufluß dem Tode verfällt, was der Ngamifsee, den seit 1900 der Okavango nicht mehr erreicht, nachzubeweisen sich müht. Wahrscheinlich wurde erst vor dreihundert bis vierhundert Jahren der Kunenearm zur Etoscha trocken. Die atlantische Mündung, auf alten Karten unbekannt, wurde 1824 entdeckt.

Die Ablenkung einer Hauptwasserader längs der Grenze zum Meer erklärt nicht die noch heute zunehmende Austrocknung. Unbeirrt, langsam, stetig schreitet sie fort, ernstlich

bedrohter Zukunft zu. Das Grundwasser sinkt. Alte Brunnen müssen vertieft oder verlassen, neue erbohrt werden, Hilfe wird allein noch von Stauanlagen, Talsperren, Dämmen erhofft, die das Regenwasser auffangen, dem Raubbau in der Tiefe ein Ziel setzen.

Der Mangel an offenem Wasser hielt große Menschenwärme dem Felde fern, erzog die wenigen Urbewohner zu bewundernswerter Bescheidenheit. Es waren Buschleute. Diese kleinwüchsige Menschenrasse ist heute im Aussterben begriffen, war früher aber über ganz Afrika, vom Kap bis nach Ägypten, verbreitet und hat Spuren sogar in Europa und Asien hinterlassen. Sie gehört zu den ältesten Völkern, die heute auf Erden wandeln, und wurzelt, wenn man von ihrem Kulturstand auf ihr Alter schließen darf, in der Altsteinzeit, die dreißig Jahrtausende zurückliegt.

Die Buschleute wohnten, über Berg und Ebene verstreut, in Felshöhlen oder im Schutz einfacher Laubhütten. Sie bedienten sich derselben Steinwerkzeuge, die überall zum Hausrat der ersten Menschen gehörten, um sich aus Fellen, Gehörnen, Knochen und Sehnen der Tiere, aus Holz, Pflanzen und Gestein die Gebrauchsgegenstände zu fertigen, Kleidung und Schmuck, Spielzeug und Waffen. Ihr Unterhalt lag im Feld. Wasser, Feldkost und Wild mußten der spröden Natur in hartem Kampf abgerungen werden. Die Not stand von Jugend an als Lehrmeister neben dem Busch-

10

mann und zwang ihn zur Anpassung an das Stammesgebiet, dessen Dürftigkeit sein Leben frühzeitig löschte oder ihn als Herrn und Meister über sich sah. So entstand ein merkwürdig einheitlicher Menschenschlag, der äußerlich wenig Abweichungen von einem Durchschnittsgepräge zuließ, innerlich eine Einheit schuf, die jeden gleichwertig dem anderen machte. Das Wissen der Gesamtheit war im Hirn des einzelnen vereint, die Formel geschaffen: jeder weiß alles. Es gab keine Scheidung in Gebildete und Ungebildete, Könner und Nichtkönner. Das ist um so erstaunlicher, als der Unterricht nur auf Vorbild und gesprochenem Wort fußte. Neben ein wenig Kunstsinne und Mystik lag friedlich der Schatz gestapelt, der über die Not des Tages half: die Kenntnis der Natur.

Wer Durst unter glühender Sonne leidet, weiß vom Wert des Wassers zu reden. Das war der Grundstock im Wissen jedes Buschmanns, daß er Wasser zu finden und zu gewinnen lernte. Jede Wasseransammlung hatte einen Namen. Die Quellen waren allbekannt, wie Großstädte in Kulturländern, denn sie boten Labfal während des ganzen Jahres. Die Sand- und Steinbetten der Flüsse, die Pfannen und Bleis waren sorgsam mit Namen bedacht. Sie hatten oft nur durch Monate oberirdisches Wasser, aber das genügte, um Namen und Lage dem Gedächtnis einzuprägen. In Steinmulden und Rolks blieben Regenrückstände.

In der Karstlandschaft des Nordens waren Kalkglocken, manchmal tief unter der Erde, oft, weil die Decke eingestürzt war, offen zutage liegend, Wasserspeicher. Der Umkreis der Dauerwasserstellen war durchzogen von den Pfaden der Menschen und von den Wechsellern der Tiere. Aber sie störten sich nicht am Wasser. Die „Wasserwaffenruhe“ war die stille Übereinkunft zwischen beiden, Mensch und Tier.

Die natürlichen Tränkplätze allein genügten dem Buschvolf nicht. Es schaffte künstliche, grub durch Sand und Klippen zum Grundwasser durch. So entstanden im Triefsand der Flüsse, im verwitterten Oberflächenkalk die ersten Brunnen. Lange Durststrecken wurden durch Niederlage herbeigetrager Wasserstände gangbar gemacht. Straußen-eier und Fellschläuche wurden gefüllt und vergraben und harrten ihrer Herren, die sie mit dem sicheren Sinn wasserwitternder Tiere wiederfanden. Für andere Wasserspeicherung sorgte die Natur. So wurden Bäume zu Vorratskammern. Herabfließendes Regenwasser sammelte sich in den kleinen Mulden zwischen den Ästen, nagte sich tiefer und senkte sich in den Höhlungen der Stämme, wo es über die Trockenzeit hinweg erhalten blieb. Diese Wasserbäume waren dem Buschvolf bekannt. Sie halfen nach, wenn die Behälter nicht gut genug waren. In zahlreichen Wasserpflanzen barg sich Flüssigkeit, die sie gewinnen und nutzen lernten. In den wasserlosen Weiten der Kalahari lebten sie

12

monatelang von Tammaß, melonenartigen Früchten von Billard- bis Kegelfugelgröße, die klebriger fader Saft füllt. Sie fanden tief im Erdreich holzige Wurzeln, die erst in der Asche braten mußten, um wenige Tropfen zu spenden. Und zwischen diesen besten und schlechtesten Wasserpflanzen lagen Hunderte anderer, deren Kenntniß von Kindesbeinen an erworben wurde.

Und wieder von frühester Jugend an lernte der Buschmann, hinter den Weibern herlaufend, Feldkost zu finden, unter Steinen und Gestrüpp, im tiefen Sand, von Bäumen und Sträuchern eßbare Dinge zu sammeln: Käfer, Raupen, Termiten, Honig und Heuschrecken, Wurzeln, Pilze und Früchte.

Dann kam er zum Vater in die Lehre, wurde mit dem Jagdgerät vertraut, lernte Bogen und Pfeil, Lanze und Keule gebrauchen, und stand schließlich, mit erlangter Geschlechtsreife, so fest auf seiner heimischen Erde, daß er den Kampf ums Dasein auf eigene Rechnung wagen konnte.

Nun war der Buschmann ein vorbildlicher Pirschjäger, Meister im Fallenfang, in der Anlage von Zwangswechsell, Fanggruben, Fangzäunen und anderer etwas dunkler Einrichtungen, sinnenscharfer Spürer und Nachsucher, geschickter Zerwirker, Kenner der Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen des Wildes und derselbe schlechte Schütze wie sein Vater. Nun verstand er seine Waffen zu fertigen, die

Wirkung der Pfeile durch aufgetragenes Pflanzen- und Tiergift zu steigern, durch Quirlen von hartem auf weichem Holz Feuer zu zaubern. Nun kannte er jede Heimlichkeit des Felds und die Mittel, sich zurechtzufinden. Aus dem Tragtuch heraus hatte die Mutter ihn als Säugling auf die Spur gesetzt. Er hatte gelernt, menschlichen Fußtapfen zu folgen, sie zum Auffuchen von seinesgleichen zu benutzen. Er erkannte in der Spur das verlässliche Mittel, sich in der unabsehbaren Gras- und Buschsteppe nicht zu verlieren, den Weg zu Wasser und Werst immer wieder zurückzufinden. Die Spur wurde zum Ariadnefaden aus jedem Labyrinth, in das Neugierde, Hunger und Durst ihn gelockt haben konnten. War er in der Aufregung der Jagd in fremdes Gebiet gelangt, das er noch nie betrat, das keinen Anhalt zu genauem Zurechtfinden bot, so ging er auf der eigenen Spur den Weg zurück, den er gekommen war.

An diesen Errungenschaften hat das Buschvolk bis ins zwanzigste Jahrhundert festgehalten, ohne Anstalten gemacht zu haben, sich vom Althergebrachten zu trennen. Dieser Beständigkeit dankt es wahrscheinlich das hohe Alter. Als wenn jeder Buschmann das wüßte, verschließt er sich fremdem Einfluß, fremden Menschen. Ist ihm Besseres zu wünschen als diese Erkenntnis?

In den alten Tagen hat kein stärkeres Volk dem Buschmann den Besitz des Feldes streitig gemacht. Er stand als

14

erster Mensch inmitten der Natur. Aber er mag schwer genug gerungen haben, seinen Platz zu erreichen und zu behaupten.

Dem Born überreicher Schöpferkraft war eine Tierwelt hier entflohen, die nach Artentfaltung und Kopfzahl nicht zu überbieten war. Zu ihr gehörten die Riesen der Steppe, deren Wucht und Stärke weit über Menschenmaß ragte; die Räuber der Nacht, deren Tücken und Kampfmitteln der Buschmann nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte; die schleichenden, kriechenden Schädlinge, die ihr tödliches Gift Sorglosen antrugen. Aber die spärliche Vegetation des Feldes war auch kräftig genug zur Ernährung der nicht zu schätzenden Nutzwildmassen. Im Boden lagerten mineralische Stoffe, aus denen das junge Weidegras, Futterbüsche und -sträucher Nahrung sogem. Die Dürre nach den Sommerregen trocknete die Pflanzen aus, hinderte ihr Verderben, so daß sie gute Äsung blieben. Brackbüsche, Brackwasserstellen, Erdbrackplätze führten dem Wild Kochsalz zu, wasserhaltige Früchte ersetzen das fehlende Wasser.

Elefanten standen im Feld, an Orten mit Wasser und Baumäfung. Die Galeriewälder längs der Flüsse, die Buschwaldmassen in Nähe der starken Quellen waren ihre Lieblingsheimstatt zur Trockenzeit. In den Regenmonaten durchstreiften sie das Feld bis an die Namib und die Dünenkalahari.

Das Weiße Nashorn lebte familienweise in der Nähe des Wassers, Gras äfend, träge und stumpf. Als Paradies-tier, das unangefochten und sorglos seine schwere Masse durch die Steppe trug, verlor es Willensstärke und Wehrkraft.

Das Schwarze Nashorn war in kleineren Massen gehalten. Es kämpfte mit Elefanten, Büffeln und Löwen um die Vorherrschaft und erwarb nützliche Eigenschaften: Behendigkeit, Angriffslust, Mißtrauen. Es war ein sorg-samer Feldhüter, der die Spuren seiner Feinde, auch des Buschmanns, aufnahm und ihnen zum Lager, zum Standort folgte, wo es dann plötzlich in Erscheinung trat, der Schrecken der Nacht, ein blinder Wüter am Tage.

Der Kafferbüffel lebte herdenweise in Nähe der wasser-führenden Flüsse. Swakop, Kuiseb, Luob, Nossob, Tsauchab, Tsondab, damals schilfgesäumt und mit überwinternden Kolks durchsetzt, waren Standorte des Wildlings der Rindergattung. Der Schwerpunkt lag im Norden, im Sambesi- und Ngamigebiet, dessen Reichtum in kleinen Herden bis in den Nordteil des Feldes ausstrahlte.

Das Flußpferd bevölkerte die fließenden Ströme, Oranje, Okavango, Kunene. Zur Regenzeit zog es die abkommen-den Seitenflüsse hoch und kam tief landein, so bis in den Oberlauf des Fischflusses. Der Omuramba u Omatako war dann die Marschstraße der Flußpferde des Okavango, die sich bis in die Etoscha und den Swakop wagten. In

schlechten Regenzeiten geschah es, daß sie nicht mehr zurückfanden, in einem versiegenden Sümpfel festgehalten wurden, bis die Buschleute sie speerten.

Die Giraffe war in kleinen Trupps über das ganze Land verbreitet. Die trockene Wärme war so recht nach ihrem Geschmack. Überall wo Sandebenen waren, mit Gras bestanden, von Akazien überschattet, war sie heimisch.

Vier Tigerpferdarten bevölkerten das Feld.

Das Quagga war vom Kapland eingewandert. An den Karasbergen vorbei zog es nördlich mit einem Zweig im westlichen Graben hoch bis in die Gegend von Maltahöhe, mit dem anderen Zweig über den Weißrand bis in die Höhe Gobabis—Rietfontein. Weiter nach Norden ist es anscheinend nicht gelangt, insonderheit ist das Kaokofeld nicht von ihm erreicht worden. Das Burchellzebra lebte, wie das Quagga, herdenweise auf den Flächen.

Das Bergzebra war besonders in den Randbergen der Namib heimisch.

Das Chapmannzebra hielt sich zur Trockenzeit an der Etofscha auf und wechselte mit dem ersten Regen westwärts ins Kaokofeld. Dieses Vorkommen war anscheinend der westliche Ausläufer großer Herden, die die Nordkalahari bevölkerten.

Das formenreiche Heer der Antilopen ließ keinen Winkel des Feldes unbesucht. Elen kamen bis ans Meer.

Elanet

Blaugnus standen auf den Grasflächen. Dryantilopen, Springböcke, Bläßböcke begnügten sich mit dürrester Steppe, Rudus bargen sich in Berg- und Waldesstille. Halbmond-, Kuh- und Pferdeantilopen ästen im Buschwald. Leches, Pallas, Wasserböcke folgten den Flüssen, soweit sie Wasser führten. Im Uferdicke drückten sich Rietböcke. Auf Felschroffen standen Klippsspringer, in den Oranjebergen Rehböcke. Ducker tauchten im Busch, Blauböcke im Buschwald unter. Steinböcke zeigten zierliche Fluchten.

In den Sand wühlten sich Nachttiere. Er barg die Baue von Erdferkeln, Stachelschweinen, Honigdachsen, Schuppentieren, Springhasen und kleinen Nagern. In Bleyß und Flüssen brachen Warzenschweine. Raphasen huppelten über das Feld, Berghasen über Felsen. Klippsschliefer spielten vor ihren Steinkammern. Strauße äugten über die Ebene. Großtrappen strichen schweren Fluges heran. Korrhähne, Sackelhühner, kleine Trappen waren die Wächter des Felds. Perlhühner und Sandhühner lockten im Wald. Felsentauben durchstrichen lautlos die Luft. Namafeldhühner fielen lärmend am Wasser ein. Äffchen huschten durch den Urwald der Flüsse. Paviane schimpften auf die Ebene herab. Krokodile waren die Räuber der Grenzflüsse. Löwen kamen im Gefolge der Antilopen- und Tigerpferdrudel. Leoparden jagten einzeln oder paarweise, Wilde Hunde in Trupps. Geparde und Katzen machten die Nacht zum Tage. Hyänen,

18

Schakale, Löffelhunde und Raubvögel übernahmen den Gesundheitsdienst, das große Aufräumen auf diesem Feld des Fressens und Gefressenwerdens.

Zur Regenzeit aber öffnete das große Vogelhaus von Innerafrika die Tore. Die buntgefiederte Welt der Störche und Kraniche, Flamingos, Pelikane und Marabus, Gänse und Enten, Reiher, Korane, Ibisse folgte den Regenwassern und brachte Freude und Farbe noch dem fernsten Tümpel.

Diesen Reichtum bejagten die Buschleute mit den Waffen, die ihr eigener Verstand ersonnen hatte: Pfeil und Bogen, Speer, Wurf- und Schlagkeule. Die lebende Kraft dieser Waffen war gering. Im Verein mit dem Gift, das den Pfeilspitzen aufgetragen wurde, reichte sie gerade noch für Giraffe und Großantilopen aus, erforderte aber dichtes Anpirschen und oft tagelange Nachsuche. Es fehlte daher nicht an Verbesserungen. An Schwippgalgen hing sich kleines Haar- und Federwild bis zur Größe von Ducker und Großtrappe, an schwereren Strauße. In Schlagfallen wurden Stachelschweine und Nager bis zur Größe des Hasen erschlagen.

In steinernen Kastenfallen geriet Raubzeug bis zur Größe der braunen Hyäne lebend in Gefangenschaft.

Fangzäune wurden gebaut. Abgeschlagene niedere Zweige, lose aneinander gereiht, umschlossen ein Grasfeld, das gegen Ende der Trockenzeit abgebrannt wurde. Es trug früher

als die Umgebung Grasausschlag, der das Wild anlockte. In Zwischenräumen waren Durchlässe offen, in denen Schwippgalgen standen. Sie wurden Hühnern und Kleinantilopen zum Verhängnis, die den Zaun nicht zu überfallen pflegen, sondern einen natürlichen Zugang suchen.

Fanggruben wurden ausgehoben. Sie waren für Großantilopen, Giraffen, Büffel und Tigerpferde bestimmt und lagen auf deren Wechsellern zum Wasser und zum Brack, in Engpässen der Gebirge oder auf Lichtungen im Dickicht. Das Wild durchbrach die trügerische Deckschicht aus Zweigen und Gras und versank in einen drei bis fünf Meter tiefen Abgrund. Eine niedere Scheidewand teilte ihn, um den Gefangenen in eine hilflose Lage zu bringen. Auch für Elefanten wurden Fanggruben gebaut. Bei Uris, nahe Gaub, sind zehn solcher Löcher erhalten. Sie wurden bis zum Rand locker mit dürrem Gras gefüllt, mit Reifig und der ausgeworfenen Erde zugedeckt. Das Gras sollte den abgestürzten Elefanten am Kausklettern hindern. Während er sich abmühte, wurde er gespeert.

Strauße wurden mit Sitzpfeilen getötet. In Abwesenheit des brütenden Vogels wurde ein Pfeil mit der Giftspitze nach oben in das Gelege gesteckt. Er drang dem Tier in den Leib und tötete es.

Wühlende Tiere wurden in ihren Bauen ausgeräuchert und ausgegraben.

Zur Pirsch über offenes Gelände wurden Masken benutzt. Der Buschmann kam als Tier verkleidet, das in der Gegend häufig war, ahmte dessen Bewegungen nach und näherte sich unter Wind seinem Opfer. Der Strauß mußte häufig seinen Balg zur Vermummung hergeben. Seine Freunde, die Gnus, hatten am meisten darunter zu leiden. Sie merkten zu spät, daß dieser Strauß mit Pfeilen schoß. Auch die eigenen Artgenossen verfielen der Täuschung.

Antilopen wurden niedergerannt. Der Buschmann drückte eine Großantilope so lange vor sich her, bis sie aus Erschöpfung oder wegen Entzündung der Verdauungsorgane zusammenbrach. Oft selbst am Ende der Kraft, stieß er sie nieder oder durchschnitt ihr die hinteren Beugesehnen. Meist kamen schwache oder beschlagene Tiere zur Strecke. Ich kam einmal zum Halali einer niedergerannten Springbockricke. Aber der Buschmannjäger sah nicht aus, als ob er seines Erfolges froh sei. Seine Erschöpfung sprach von der furchtbaren Anstrengung des Tages. Ich rechnete aus, daß er diese hochbeschlagene Ricke von Sonnenaufgang bis zwei Uhr nachmittags, also in acht Stunden, über mehr als sechzig Kilometer gedrückt hatte.

Zu Kesseltreiben fanden sich mehrere Werfte zusammen. Das Wild wurde durch konzentrisches Vorgehen der im Kreise aufgestellten Jäger dicht zusammengetrieben, bis es die Kette durchbrach und in Reichnähe der Waffen geriet.

Bei der Feuerjagd übernahm der künstlich entfachte Steppenbrand die Rolle der Treiber. Vor ihm her flüchtete das Wild der Schützenlinie zu, die unter Wind die Steppe sperrte.

Zur Wildzaunjagd legten die Buschleute einen langen, sich verjüngenden Zwangswechsel an, an dessen Ende eine Fanggrube ausgehoben wurde. Von weit her trieben sie das Wild dem Eingang zu, stießen es in der Enge der Umzäunung nieder und jagten den Rest in die Grube.

Hiermit schloß sich im wesentlichen die Kette der Jagdarten der Buschleute. Das bunte Allerlei läßt hie und da der Einbildungskraft des Beurteilers Spielraum für wüste Mezeleien. Vieles wird der Naturfreund nicht billigen, er soll die Wirkung auch nicht überschätzen. Gesellschaftsjagden, wie Wildzaun- und Feuerjagd, wurden selten und nur bei einigen Stämmen veranstaltet. Der Ertrag der Fallen und Fangvorrichtungen war ergiebig, bereicherte den Haushalt aber vor allem mit Niederwild, das sich schnell und zahlreich vermehrt. Gewiß. Es kamen weibliche und männliche Tiere zur Strecke, schwache und starke, junge und alte, wie der Zufall es wollte. Aber dem Buschmann selbst ging es nicht besser. So streng das Leben über ihn selbst zu Gericht saß, so willkürlich die starken, grimmen, giftigen Tiere des Feldes sein Dasein bedrohten, ebensowenig wurde er selbst von Bedenken geplagt über Art und Gegenstand seiner

Jagd. „Das Wild gehört dem Jäger“ war die Auffassung der Buschleute von der Lage der Dinge auf Erden, als sei auch zu ihm gesprochen worden: „Macht sie euch untertan und herrschet“. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie recht hatten. Aber im Gegensatz zu später eignete ein versöhnlicher Zug diesen Zeiten, von denen man sagen kann: Am Anfang war der Buschmann und die Tierwelt. Der Mensch nahm, soviel er notwendig brauchte, gewiß nicht weniger, aber auch nicht mehr. Der eigene Hunger sollte gestillt, Material für den eigenen Gebrauch erbeutet werden. Das war alles. Die Zeit, die dem Ursprung der Dinge so viel näher stand als unsere, kannte noch nicht den kaufmännischen Erwerbgeist, der später die Tierwelt lichtetete. Noch wurde der Jagdertrag nicht sportlich und industriell bewertet. Die Natur blieb im Gleichgewicht. Die Lücken, die der Mensch riß, schlossen sich wieder. Der Verbrauch hielt gleichen Schritt mit der Nachzucht, und auch das Raubzeug änderte nichts an dieser Gleichung. Die Buschleute wohnten jahrtausendlang inmitten des Reichtums, ohne ihn zu erschöpfen. Und noch ein anderer Wohlklang klingt in das Urleben hinein: die Buschleute gedachten des Wildes in ihrer Kunst.

An den Decken und Wänden ihrer Felshöhlen, auf Steinplatten nahe ihrer Wasserstellen, auf abgestürzten Blöcken in den Flußtälern, oft hoch oben in kaum zu erklimmender

Bergwildnis haben Künstler sich in Zeichnungen und Malereien betätigt. Die Zeichnungen finden sich in weichem Gestein mit rauher Oberschicht. Als Werkzeug dienten harte, spitze Steine. Die Malereien wurden glatten Felswänden angetragen, als Farben Gesteinsarten gebraucht. Manchmal wurden die äußeren Umrisse der Figuren in den Stein gemeißelt, ein kunsttechnischer Übergang zu den Zeichnungen. Die geringe Lösbarkeit der Farben im Wasser, das trockene Klima, die geschützte Höhlenlage haben viele Bilder in merkwürdiger Reine erhalten. Das Thema ist vornehmlich Wild und Jagd. Das war der täglich neue Inhalt des Buschmannlebens, der abends am Feuer besprochen, bis in geringfügige Einzelheit nacherzählt wurde. Erstaunlich ist die Beobachtungsschärfe, Gedächtnistreue noch der heutigen Buschleute für ihre Hauptbetätigung. Wenn wir abends ein Stück Wild ins Lager geschleppt, es abgezogen, zerwirkt, ausgeteilt hatten und nun über Kochtöpfen und Asche die verheißende Wolke der Abendmahlzeit lag, sprachen sie mit leisen, hohen Kinderstimmen von den Begebenheiten der Jagd. Nichts war ihnen entgangen. Oft gaben sie durch trefflichere Vergleiche, durch die Nachahmung einer Bewegung des bejagten Wilds, durch Wiedergabe seines Todeskampfes Beweise ihrer klugen Sehkraft. Ruheten wir an einer Wasserstelle der Ebene, so war gewiß auch ein Stück Lehm plötzlich zur Stelle. Es wurde unter den Händen, den schmalen,

24

zierlichen Händen eines Künstlers zu der Antilope, die ich erlegt hatte. Während das faustgroße Kunstwerk im Kreise herumgereicht wurde, arbeitete dieser und jener noch eine charakteristische Einzelheit aus, die Zustimmung oder Ablehnung erfuhr, bis endlich nach Ansicht aller nichts mehr zu bessern war. Stundenlang wurde dasselbe Stück Lehm umgefnetet. Bald war es ein Gnu oder Dory, ein Pferd oder ein Ochse, ein Löwe oder ein Leopard, ein Schutztruppenreiter oder ein Buschmann, immer war in hohem Maße die Wirklichkeit nachgebildet.

Das Suchen nach Mitteln, sich künstlerisch auszudrücken, führte die Horden der Bergwildnisse wie von selbst zur Flächenkunst, die Stämme der Steppengebiete zur Plastik. Im Gebirge reichte die Natur dem Buschmann das Handwerkzeug für Malereien und Zeichnungen. Sie gab ihm geduldige Steinplatten, spitze Steine zum Zeichnen, Farbsteine zum Malen. In den Sandebenen aber waren die Quellsümpfe und der Boden der Pfannen und Bleyß die Vorratskammern für Modellierton. Beide, Flächenkunst und Plastik, waren wahrscheinlich gleichzeitig aber örtlich getrennt, Kulturbesitz der Buschleute. Die Plastik der alten Zeit hat sich nicht erhalten. Das Material war zu schlecht. Aber Zeichnungen und Malereien sind auf unsere Tage gekommen. Erst als die neue Zeit die Horden in den Bergen tilgte, verstummte dort die Stimme, die so freudig und eigen-

X  
artig in Bildern zu sprechen wußte. Heute malt kein Buschmann mehr. Die Erinnerung an diesen Kunstzweig ging verloren. Jeder Buschmann leugnet die Vaterschaft der alten Werke für sich und seine Vorfahren, schiebt sie einem überirdischen Wesen zu oder dem weißen Mann. Trotz dieser Unkenntnis und Ablehnung gilt heute als feststehend, daß diese Bilder von Buschleuten gefertigt wurden. Die dargestellten Menschen sind unverkennbare Angehörige dieses Volkes: die schmalen Hüften, die eingeschnürten Lenden, die eckigen, hochgezogenen Schultern, die Fettpolster der Weiber, die dünnen langen Arme und Beine, die dürftige, oft ganz fehlende Bekleidung und die Waffen weisen auf Buschleute hin.

Der Mann dort auf dem Bild, der mehrere Pfeile abgeschossen hat, die hintereinander in der Luft stehen, ist wie Tuhakuli, der mir zeigen wollte, wie man Perlhühner schießt. Zwanzig Meter vor uns scharren sie auf einer Lichtung nach Knollen. Aber trotz der kleinen Entfernung schoß er jedesmal vorbei und hatte schließlich nichts anderes aufzusammeln, als die in Busch und Gras entsandten Pfeile.

Der dort auf der Erde hockt und die Hände in die Luft hält, als erzählte er etwas, das ganz genau erklärt werden müsse, ist wie der Buschmann von Gamgois, der mich manchmal besuchte. Er saß dann vor mir und hatte ein Lächeln im verdorrten Gesicht, das, wie der ganze Körper, von kleinen

Narben durchschnitten war. Ich fragte, was sie bedeuteten, und er sagte: Wenn die Kinder fünf Jahre alt sind, macht ihnen die Mutter einen Schnitt mitten auf die Stirn. Dahinein kommt etwas von der Dabaswurzel, die im Mörser zerstoßen ist. Das hilft Festkost finden. Später wird rechts und links daneben, gerade über den Augen ein neuer Schnitt gemacht. In den linken wird wieder Dabas geschmiert, in den rechten etwas von der geschabten Norabwurzel, weil man dann gut auf Wild schießt. Über die linke Brustwarze, halbwegs zum Hals, kommen sechs Schnitte für Dabas, über die rechte fünf für Norab. Jede Kerbe hat ihre Bedeutung. Die obere ist für Hasen. Man findet dann mittags einen Hasen schlafend im Lager, und wenn man dreimal um ihn herumgegangen ist, mit abgenommener Fellmütze, kann man dicht heran und ihn mit der Keule totschlagen. Hat ein junger Buschmann die erste kleine Antilope geschossen oder gefangen, dann wird die Narbe über dem rechten Auge geöffnet und die Wunde mit dem Mark aus dem Hinterlauf eingerieben, damit man weiter Glück habe. An den Oberarmen rißt man die Haut, links, um den Bogen gut festzuhalten, rechts, um die Sehnen zu spannen. Die Weiber tragen ein Stück der schwarzen Dabaswurzel, das durchlocht ist, an einer Bastsehnur um den Hals, Männer ebenso ein Stück der roten Norab. Zur Zierde werden auf den Backen vier Reihen von Kerben geschnitten.

Man nennt das Gorin, denn es sieht hübsch aus. Bei Krankheit aber nimmt man ein glimmendes Holzstück und drückt dorthin, wo der Schmerz ist, auf die Stirn oder die Brust, die Arme oder die Fußsohlen, und der Gamgoiser Buschmann zeigte die Brandmale seines alten verschrumpften Körpers.

Und der dort in voller Jagdausrüstung einherschreitet, ist jung wie Gaunab. Als ich ihn zum ersten Male sah, war es strohtrocken an der Etoscha. Die Hufe unserer Pferde schlugen den Boden so hell, als ob wir über Brücken ritten. Wir hatten die Salzquelle von Lugamsoni hinter uns und näherten uns einem Dorngehölz. Achtlos wollte ich vorbei. Da stand plötzlich ein Buschmannjunge vor mir und rief den Morgengruß. Er kam aus dem fröhlichsten Mund, den Jugend je umspielte. Der Dreikäsehoch machte mit der Sicherheit eines großen Mannes die Honneurs der Steppe. Hier sei kein Wild, aber wenn wir weiterritten, auf der Fläche von Rietfontein sei alles, was wir suchten. Er hob den überschlanke Arm und zeigte am Himmel die Stelle, wo die Sonne stände, wenn wir die ersten Antilopen sehen würden. Dann lief er ein paar Schritte vor und ging meinem Pferd als Führer voran. Er war sorgsam gekleidet, nach letzter Buschmannmode, die vor Jahrtausenden entstanden war und nie eine Änderung erlebt hatte, denn sie war von jeher zweckmäßig. Der schlanke Körper Gaunabs

trug Felle, Ausrüstung und Waffen mit der unschuldigen Unmut, die nie in einen Spiegel sah, die nie unter dem Zwang einer falschen Erziehung gestanden hatte, nur das Gesetz befolgte, Jugend zu sein. Wenn Thorwaldsens Hirtenknabe von seinem Felsblock spränge, um seiner Herde zu folgen, so könnte er nicht edler gehen, als der braune Sohn dieser Steppe. Seine Werft war weit fort, irgendwo im Dickicht des Buschmannfeldes. Aber das nahm ihm nicht im geringsten die Zuversicht. Er kannte nicht die Schwäche des Europäers, der sich in einer unbewohnten, unabsehbaren Öde verlassen fühlt. In hartem Kampf war er zum Herrscher gereift. Schnell kommt der Tag, wo man vergeblich die Jugend im Antlitz eines Buschmanns sucht. Als ich Gaunab zwei Jahre später wieder sah, stand er an der Quelle von Rietfontein. Ich sah in ein Gesicht, das von der Not gezeichnet war. Und wenn ich wieder an die Etoscha käme, würde Gaunab am Wege stehen und mich anbetteln um ein Stück Tabak oder einen Becher Reis.

Die Buschmannbilder überraschen durch die Sicherheit in der Linienführung, durch das scharfe Herausarbeiten des Wesentlichen, durch die geschickte Anordnung der Objekte neben- oder hintereinander zu Gruppen und Szenen, durch die Lebendigkeit der Darstellung und durch den altägyptischen Einschlag, der manchmal in der doppelten Perspektive (Schultern bis Hüften von vorn, Kopf und Beine von der

Müller

Seite gesehen) und in Rätselwesen zum Ausdruck kommt, die auf menschlichen Körpern Tierköpfe tragen. Die Überlegung, daß Wild und Jagd der Grundgedanke aller Buschmannkunst ist, erklärt am einfachsten die Fabelgestalten. Es sind maskierte Jäger, die Kopf und Decke eines Tigerpferdes oder einer Antilope, Kopf und Schwingen eines Aasgeiers, den Balg eines Straußen aufgesetzt haben. Vielleicht auch Tänzer. Denn auch die Gewohnheit, in den Mondstunden der Nacht laut und unermüdlich zu tanzen, nahm von Wild und Jagd den Ausgang. Der Vortänzer erschien als Tier verkleidet, so im Stachelschweintanz als Stachelschwein, und wurde von anderen Tänzern, die Jäger darstellten, mimisch gejagt und getötet. Im Straußen- und Großtrappentanz kam Einer in der Maske dieser Vögel und ahmte das Liebespiel nach, mit dem der balzende Hahn um die Henne wirbt. Es gab eine Reihe solcher Kostümtänze, und wer sie besonders schön fand, hat sie den Felsen mitgeteilt. Bilder aus der Blütezeit der Malkunst wurden im Nordwesten des Feldes gefunden, die schönsten 1908 im Erongo-Gebirge, bei Groß-Spitzkoppses und am Brandberg. Helles und dunkles Rot, seltener Violett, Braun, Berggelb und Weiß sind die Farben. Zeichnungen sah ich in der Gegend von Churutabis, die besten im Unibrivier, zwei Kilometer nördlich von Narubis. Mächtige Sandsteinblöcke mit schwarzer Verwitterungsschicht tragen Zeichnungen in

30

Punktiermanier, die den weißen Kern des Steines durchscheinen lassen. Besondere Sorgfalt ist einem Ochsenreiter und einer Eule gewidmet. Und der Künstler selbst hat sich bis zu den Hüften der Nachwelt erhalten, ein Buschmann mit Pfeilen im Haar. Eine Fundstätte, mehr für Fleiß als hohes Künstlertum zeugend, ist die Umgebung von Gaub. Am Abschluß des Tals, das heute die Missionstation birgt, liegt eine Steinbank. Sie ist durch etwa einhundert Löcher kenntlich, die einen Zentimeter tief und, am oberen Rand, zwei Zentimeter breit sind. Sie sind Buschmannwerk und dienen zum Festhalten der Erdnüsse, die aufgeschlagen werden sollten. Dazwischen verstreut sind zwanzig Spuren des Springbocks eingemeißelt. Auch die Umrisse eines Elefanten von dreißig Zentimeter Höhe sind sichtbar. Zwanzig Kilometer weiter liegt die Bergschlucht Geia-mubes, die zweite Stelle. Mehrere hundert eingeschlagene Spuren decken die senkrechten Sandsteinwände und umherliegendes Geröll. Die Umrisse einiger Kinderfüße sind gut erhalten, da sie unter einem vorspringenden Felsen liegen. Zehn Kilometer davon, bei Rho-khowos, ragt auf einem Bergpaß, umgeben von einem Kranz natürlicher Felsstücke, ein heiliges Hottentottengrab. Auf einer Sandsteinbank dicht westlich sind Erdnußlöcher und Spuren, besonders von Steinbock und Kuhantilope. Die starke Verwitterung weist dieser Stelle ein hohes Alter zu. Zehn Kilometer davon liegt Heitji-

omß, der vierte Ort. Eine Konglomeratmasse von dreißig Meter Höhe, die einer Eingeborenenhütte ähnlich sieht, ist mit Spuren bedeckt. Der Sinn dieser Fährtenchrift ist unklar. Sollte sie ein Schußbuch oder ein Wildbannmittel sein, oder schüttete der betrübtte Jäger sein Herz dem Felsen aus: Wild fand ich nicht, nur seine Spuren?

Am häufigsten kamen Antilopen, Strauße, Tigerpferde zur Darstellung, seltener Großwild, hiervon oft die Giraffe. Großraubzeug fehlt fast ganz. Das stützt die naheliegende Vermutung, daß Antilopen-, Strauß- und Tigerpferdjagd die ertragreichste war, daß das dickgepanzerte Großwild wenig zu leiden hatte, und daß der Buschmann dem Großraubzeug so lange aus dem Wege ging, wie er selbst unbelästigt blieb. Löwen und Leoparden wurden anscheinend auch damals nur „aus Rache“ bejagt.

Auch die Frage nach dem Haustier wird berührt, wenn man die alte Kunst betrachtet. Aber die Buschleute waren nicht Viehzüchter. Sie kannten weder Rinder, Schafe und Ziegen noch sonst ein Haustier, das ihren Fleischbedarf hätte stillen können. Wo sie dennoch abgebildet sind, hat neuere Zeit gesprochen. Aber ein Freund hatte sich dem Buschmann gefellt, der Hund. Wie dieser etwas schäbige Vertreter seiner Art den Weg zu so armen Herren fand, ist nicht beantwortete Frage. Ob wirklich der Buschmann der Zähmer und Züchter gewesen ist oder ob später Zugewanderte

die Hunde mitbrachten, und sie erst auf dem üblichen Weg des Tausches Buschmannbesitz wurden, wer belichtet das Dunkel? Aber schon ist der heutige Typ erkennbar. Hohe Läufe, rippendürre Schlantheit, eingeschnürte Lenden, tiefe Brust, langer, trockener Kopf, halbsteheude Lauscher, lange Rute, struppige Behaarung, gelb-grau-braun gestromte Färbung, lebhaftes Lichter sind die heutigen Merkmale des Buschmannhundes. Sie ergeben in ihrer Gesamtheit kein anziehendes Bild. Gleiches zu Gleichem hat sich rein äußerlich nie besser gefunden. Aber Wachsamkeit, Schärfe, Jagdleidenschaft, Schnelligkeit, Ausdauer, Genügsamkeit machten den Hund zum wertvollen Gefährten eines Volkes, das jagte und selber gejagt wurde. Er holte Antilopen ein und stellte sie, bis der Jäger heran war und aus der Nähe Pfeil und Speer entsenden konnte; er fing Niederwild, er stöberte Perlhühner auf, die aufbäumten und bequem heruntergeschossen werden konnten; er war auch der treue Wächter, der ohne Besinnen den nächtlichen Räuber anfiel, der sich ans Lager schlich. Ich habe nie herausgefunden, was die Gegenleistung der Buschleute war. Ich habe nicht gesehen, daß sie ihren Hunden etwas zu fressen gaben. Selbstbeköstigung war die Lösung. Seigumbuschleute hatten Hunde, die fast nur von Wasserwurzeln lebten und die in solcher Angst vor dem Kochtopf des Menschen erzogen waren, daß sie Fleisch und Reis, die ich ihnen geben ließ, nicht zu fressen wagten.

Anderer Horden hatten Hunde, denen der Hunger zum Lehrmeister im Klettern geworden war. Sie stellten Mäusen und Eidechsen auf Bäumen nach und zeigten darin erstaunliche Fertigkeit. Aber sie blieben. Und das spricht am besten dafür, daß in den Augen des Hundes sich der Buschmann als brauchbarer Partner spiegelte.

Vergeblich sucht man sonst nach einer seelischen Beziehung des Buschmanns zur Natur. Er lernte sie beherrschen, um sie auszunützen. Er drang in ihre Geheimnisse um des täglichen Unterhalts willen. Er prüfte die Felsen, um sich Klopffsteine oder Faustkeile zu suchen, oder ein Stück, aus dem er eine Dachapfeife schneiden konnte; er durchforschte die Pflanzen, um den Hunger zu stillen oder um Medizin und Salben, Zaubermittel und Gift zu bereiten; er kannte die Tierwelt, wie wenige Europäer die ihre kennen, aber nur um sie auszubeuten in den Grenzen der Notwendigkeit. In seinen Mitmenschen, ob Mann, Frau oder Kind, sah er Geplagte wie sich, Kämpfer um des Leibes Nahrung und Notdurft. Der Besitz des Weibes war ihm verbürgt durch die gemeinsame Sorge, satt zu werden. Völkern auf dieser Stufe wird die Liebe nicht zum Kult. Sie bleibt auf der einfachen Formel des Gebens und Nehmens und schwingt sich nicht in blaue Ätherhöhen. Das Künstlertum der Buschleute wurde durch die Frau nicht bereichert. Es befaßte sich spät und dann noch wenig mit diesem Thema. Wo eine

34

Frau abgebildet wurde, ist sie, mit den Augen des Europäers gesehen, ziemlich schonungslos wiedergegeben. Sie steht jenseits der Jahre, die eine Darstellung in so mangelhafter Bekleidung rechtfertigen könnten. Übertriebene Geschlechtsmerkmale verleiden sehr den Genuß des Betrachtens. Die schlanke, ranke, raubtierglatte Herbheit ihrer Jugend fand keine Würdigung. Erst wenn sie dem Mann die nützliche Gehilfin geworden war, „die um ihn war“, die sich abarbeitete mit Hüttenbau, Feueranmachen, Kochen, Herantragen von Holz, Wasser, Feldkost, und die ihm Kinder brachte, die gleiche Dienste leisteten, hielt er sie würdig, eine Felswand zu zieren. Keine Sehnsüchte verbanden Mann und Weib, sie suchten keine seelischen Zusammenhänge. Sie lebten dem Tage, dachten nicht zurück und nicht voraus. Sie sahen nicht die Schönheit in der wilden Größe ihres Landes; sie fühlten keine Andacht, wenn die Abend Schatten länger wurden und sich behutsam auf die Sonnenwunden der Erde legten, hörten nicht die leise Stimme der Quelle, die über Kalkgeröll rieselte, sich nach wenigen Schritten schon im Sand verlief und doch sich mühte, eine Oasis zu schaffen mit hellerem Grün zarterer Pflanzen, die wie aus fremdem Land in die Dürre blickten; der lichtrote Schmelz der Flamingos trug ihre Gedanken nicht in die Nähe von Glück; der herbe Duft der Steppe weckte ihnen keine Erinnerung an Herzeleid. Ihr Leben drückte nichts anderes aus als

die Anpassung an das dürftige Land, das hinter Sanddünen verborgen lag. Ihr bescheidenes Dasein dünkte sie, am Kampf der umgebenden Natur gemessen, wohl immer noch gut genug. Ihr Heimatfeld und ihre urtümliche Eigenart waren ihr wertvoller Besitz. Das Buschvolk war das folgerichtige Ergebnis seiner Umwelt, es hatte den höchsten Grad der Anpassung erreicht, genau so weit zu denken und zu handeln gelernt, wie der dürftige Himmelsstrich im Süden Afrikas es zuließ. Es stand im Einklang mit der Natur, war ein Teil der Schöpfung, der ein Daseinsrecht besaß genau so selbstverständlich wie sonsteiner auf Erden. Das Feuer war in seine Hand gegeben. Werkzeuge einfacher und zweckmäßiger Art waren seinem Hirn entsprungen. Kunstfönn, Musik, Tänze, Spiele waren die Auslassungen seines Bedürfnisses nach Freude, das auch dort die beseelte Natur durchzieht. Seine Hütten waren nicht kunstvoller als die Nester des Webervogels, seine Gesänge nicht wohl-  
lautender als die Stimme des Lärmkuckucks in den Uferwäldern, seine Tänze kaum anders als die Balzsprünge der Straußenhähne, seine Spiele wie wenn Schakal und Honigdachs sich betrügen. Aber was brauchte es mehr. Wenn irgendwo vom Glückszustand ganzer Völker gesprochen werden kann, so war in der Genügsamkeit der Körper, in der Einfachheit des Denkens die beste Grundlage dafür den Buschleuten gegeben.

Sie wußten nichts davon, daß ferne Artgenossen über sie hinausgestiegen waren und nun kamen, um sie gewaltsam in den Kreis neuer Gedanken zu ziehen.

Völkerverschiebungen im Innern Afrikas machten sich zuerst fühlbar. Ein dunkelhäutiger, starkknochiger Negerstamm erschien und ließ sich im Feld nieder. Es waren Bergdamara. Sie waren anspruchslos und gutmütig und fanden den Lebenszuschchnitt des Buschvolkes so zweckmäßig, daß sie ihn übernahmen. Sie vergaßen Religion und Sitten und eigneten sich das an, was die Buschleute in dieser Art hatten. Später verlernten sie sogar die eigene Sprache und übernahmen die neuer Eindringlinge. Denn nun ergoß sich aus dem Somaliland, über das große afrikanische Seengebiet hinweg, südwärts ein Schwarm häßlicher Menschen, die eine ähnliche Sprache wie das Buschvolf hatten. Sie nannten sich Roi-koïn, das ist Mensch der Menschen, was eine gewisse Anmaßung verriet. Sie entstammten einer Blutmischung zwischen Vätern einer hellgefärbten nordafrikanischen Rasse und Müttern von Buschmannstämmen, die auch im Norden gewohnt hatten, Verwandten also des Buschvolkes, das diesem Zug mißtrauischen Blickes folgte. Das Unheil schien vorüberzugehen, die Südspitze Afrikas das Ziel der Wanderung zu sein. Aber bald fluteten von dort die ersten Ströme zurück und ließen sich mit ihren syrischen Schafen, den Fettschwänzen, im Südteil des Landes

nieder. Es waren Hottentotten, die das Großnamaland bezogen.

Später erschienen am Kunene Bantustämme, große, schlanke Krieger, die Herden langhörniger Rinder mitführten. Sie besetzten die Weideflächen des Kaotofelds und ergossen sich von da über den Nordteil des Landes bis an den Swakop und die Nuasberge. Es waren Waschimba und Herero. Andere Bantus, Ovambo-Stämme, die Ackerbauer waren, beschlagnahmten das Sandfeld nördlich der Etoscha.

Keiner dieser Eindringlinge kümmerte sich sonderlich um die Rechte des Buschvolks. Wohl kam es zu erbitterten Kämpfen im Dunkel des Busches und der Nacht; aber die Giftpfeile der Ureingewohnten vermochten auf die Dauer nichts gegen die plumpe Übermacht. Die Buschleute mußten die guten Gegenden räumen und Zuflucht in den unwirtlichen Teilen suchen. Aber diese Fehden hatten keine allzu große Bedeutung, blieben in ihrer Art noch Familiengezänk. Man stritt sich um Erbteile mit gutem oder schlechtem Erfolg und fand dann doch noch ein Unterkommen, oft sogar friedlich beieinander.

Die Stellung der Zugewanderten zur Natur hatte nicht die Ursprünglichkeit, die dem Leben des Buschvolks eignete. Die Herero als Viehzüchter, die Ovambo als Viehzüchter und Ackerbauer, waren nicht mehr allein auf die Ausbeutung

der Wildnis gewiesen. Sie dachten an ihr Vieh und ihre  
Nutzpflanzen, suchten nach Weideplätzen und Boden zum  
Anbau von Hirse und Bohnen. Sie bauten ihre Hütten  
und Dörfer an den Wasserstellen, an denen das Vieh getränkt,  
ihr eigener Bedarf geschöpft wurde. Das scheint selbst-  
verständlich. Aber in dieser Gewohnheit lag die gedanken-  
lose Nichtachtung der Bedürfnisse des Wilds. Den wasser-  
aufnehmenden Tieren, Großwild, Tigerpferden, Antilopen-  
arten, war plötzlich die Tränke gesperrt, die sie zur Zeit der  
Buschmannherrschaft ungehindert begangen hatten. Denn  
diese Einsicht hatte von jeher das Urvolk besessen: daß ein  
Teil der Tierwelt verloren ging, wenn ihr das Wasser ge-  
nommen würde. Seine Werften blieben deshalb weit ab,  
sechs, acht Kilometer und mehr, und ihre Bewohner scheuten  
nicht die Unbequemlichkeit, kannten auch nicht den Wert der  
Zeit, um den langen Weg als lästig zu empfinden. Die  
Folgen blieben nun nicht aus. In das Großwild kam  
Unruhe. Sie äußerte sich in langen Wechsell durch das  
Feld. Auch Antilopen und Tigerpferde wurden vergrämt.  
Die neueste Jagdart, der Ansitz am Wasser, trieb sie aus  
dem Wohngebiet der Viehzüchter. Weder Herero noch  
Dvambo wurden eifrige Jäger. Sie pirschten gelegentlich  
oder saßen an. In Hungersnöten, nach Seuchen und  
Dürren, zogen sie mit langen Bogen, schweren Speeren zu  
gemeinsamen Jagden aus. Die Waschimba, arm und nur

Humboldt  
auch Reich

Kleinvieh haltend, paßten sich besser an. Sie wurden der Dritte im Bund der Buschleute und Bergdamara.


Mitten in die Zeit hinein, als das Glück im Winkel des Buschvolks von anderen Farbigen erschüttert wurde, aller Augen auf das Hinterland gerichtet waren, wetterleuchtete vom Meer her neue Gefahr. Der Ozean, der Wasserwall, an dem alles Denken, Fürchten und Hoffen der Eingeborenen haltzumachen gewohnt war, trug auf seinem Rücken den Fremdling heran, dem ein fernes Land zu schnellerem Wachstum verholfen hatte. Die Berührung des Weißen mit dem Farbigen wurde, wo es auch war, zum offenen oder versteckten Rassenkampf, der, wenn auch nach ersten Mißerfolgen und späteren Rückschlägen, immer mit dem Sieg des Kömmlings endete und enden wird. Er verknüpfte mit tausend Fäden die Neue Erde seinem Mutterland, zwang ihr den Willen seines Herrschers und seinen Glauben auf und löschte ihre Eigenart. Das ist die Tragik im Leben farbiger Völker.

Das fünfzehnte Jahrhundert brachte die weiße Gefahr, das war, als die Portugiesen Indien suchten. Längs der afrikanischen Westküste fahrend, entdeckten portugiesische Konquistadoren das Feld. Sie fanden nicht, was sie suchten. Für Gold und Elfenbein, Früchte und Spezereien, seltenes Getier und Sklaven war am Meerstrand kein lohnender Markt. Die Küste war im Versanden; ins Innere drangen

40

sie nicht. Die Gegengabe, der Schutz Dom Joao des Zweiten, Königs von Portugal, und die Gemeinschaft Christi wird den strandlaufenden Buschmannhorden nicht sonderlich verlockend gewesen sein. Mißtrauen, Furcht, Abscheu wird sich geoffenbart haben, wie heute wieder, in schleuniger Flucht. So saß Diego Cao an der mürrischen Küste und hatte Zeit, des Goldlands zu gedenken, das er vordem verlassen hatte, des Königreichs Congo. Hier wurden die Häuptlinge und Vorleute der Neger zu Königen, Großherzogen und Grafen ernannt, man denkt an die Tierbarone in Goethes Reineke Fuchs, und Franziskaner warben im Eilschritt um Gläubige. Einer von den Buschleuten der Namib aber, der auf die Fremdlinge staunend vom Dünenkamm hinabgespäht hatte, zeichnete in eine Grotte des Erongo-Gebirges das erste Bild des weißen Mannes, einen Konquistador hoch zu Roß. Portugiesische Ortsnamen längs der Küste und zwei Steinkreuze, das Diazkreuz auf der Angra Pequena und das Caokreuz auf der Angra Sierra, blieben nach Abzug der Entdecker dem Lande haften.

Dann verfiel es dem Vergessen. Es blieb unberührt davon, daß der neu entdeckte Seeweg nach Ostindien die Flotten der Portugiesen, Holländer, Franzosen, Engländer um das benachbarte Kapland führte und trat nur unliebsam in Erscheinung, wenn die Seefahrer in allzu große Nähe seines trügerischen Strandes kamen. 1908 wurde bei Meob,

der versandeten Tsauchab-Mündung, ein Brack gefunden, das Münzen der Vereinigten Ostindischen Compagnie barg, Silber- und Kupferstücke von 1746 mit dem Hoheitszeichen .

Dreihundert Jahre vergingen. Dann wurde das Feld von neuem geweckt, nicht auf so laute Art, wie vom verfloffenen Konquistador, dessen Schiffe keck in jeden Busen fuhren, sondern vom Jäger, der staunend über die Grenze zog.

Er kam vom Süden, vom Kap, das manche gute Hoffnung hat zuschanden werden lassen und das für ganz Südafrika das Eingangstor der Weißen war. Mitte des siebzehnten Jahrhunderts siedelten Holländer sich dort an, ihnen folgten, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, französische Flüchtlinge, sie verschmolzen zum Volk der Buren. Dann kamen die Engländer, schoben die Masse der Bauern vor sich her und wurden Herren des Kaplandes.

Hier hatte mit Einzug der Holländer die große Umwälzung begonnen. Sie gründeten die Kapstadt als Verpflegungsstation für die Indiensfahrer, die mit Schlachtvieh und Getreide versorgt werden sollten.

Man griff nach dem Vieh der Eingeborenen, dann nach ihrem Land und drängte sie durch Willkür und Grausamkeit in eine Kampfstellung, die bald genug die friedfertige, vertrauende Eigenart der Farbigen in Haß und Rache wandelte. Daß die Hottentotten nicht die Schuldigen waren, dafür zeugt der alte Name, den die Buren ihnen gegeben hatten:

X Goedmanns, d. h. gute Leute, „weil sie selbige als ein stilles und dienstfertiges Völkgen fanden“, und die alte Literatur:

„Und wie der Geiz sie gewiß nicht plaget / diejenigen auch / die in Mangel gerathen / von den anderen alle Hülfte haben / also wird selten einem ein kommen / daß er fehlen wolle.“

X „Man erstaunt in der That weit weniger darüber, daß diese Nation endlich zur Rachsucht entflammt wurde, als daß sie so lange und so geduldig jede Art von Ungerechtigkeit ertragen hat.“

„Ein Hottentott besitzt unter manchen guten Eigenschaften eine, der er in einem ausgezeichneten Grade Meister ist: ich meine eine sehr hohe Achtung vor der Wahrheit. Ich kann bezeugen, daß ich niemals von einem Hottentotten bestohlen noch betrogen worden bin.“

„Ich kann mit Recht behaupten, daß, wenn in irgendeinem Winkel der Erde anoch Unstand in der Aufführung und den Sitten beobachtet wird, man den Tempel dieser Tugenden in den abgelegensten Wüsteneien zu suchen hat. Bei allem dem sind die Hottentotten gutartig, dienstfertig und das großmütigste und gastfreiste Volk unter der Sonne.“

„Glückliche Sterbliche,“ wird den Bondels zugerufen, die am Dranje in noch ungeschmälertem Besitzstand wohnten, „erhaltet euch lange eure schätzbare Unschuld, aber bleibt für immer unbekannt; bereuet es nicht, unter einem brennenden

Himmelsstrich geboren zu sein, einen dürren, unfruchtbaren Boden zu bewohnen, der kaum Dorn und Disteln hervorbringt, sondern betrachtet dieses vielmehr als einen Vorzug, den euch der Himmel verlieh: eure Wüsteneien dürften vermutlich die Habsucht der Weißen niemals reizen; zerstört bis auf die geringste Spur jenes gelbe Pulver, das in euren Felsen und Bergen erzeugt wird, ihr seid auf immer verloren, wenn sie selbiges entdecken." Von 1659 ab waren Kriege an der Tagesordnung. Das Kapland wurde von holländischen Kommandos gesäubert, „deren Geschichte von Anfang bis zu Ende mit Blut geschrieben werden mußte“. Auf jeden „nichtbefreundeten“ Hottentotten setzte die Kompanie eine Schußprämie, die gegen Vorzeigung der abgeschnittenen Oberlippe ausgezahlt wurde.

Von 1737 ab wurden die Bantus von Caffraria, von 1770 ab die Buschleute in den Bereich des Vernichtungskampfes gezogen. Die Buschmannjagd ging auf. Ihre Ergebnisse wurden in Schußbüchern niedergelegt und eifrig besprochen. Der Bur van der Merwe hatte 142 Buschleute geschossen, stand also hinter Oppermann zurück, der es auf 265 gebracht hatte. Auf größeren Treibjagden wurden Strecken von 2700 und 3200 Buschleuten gelegt.

Auch das Wild wurde aus Eden verbannt. Das große Dreieck, dessen Südspitze im Kap liegt, war in ähnlicher Fülle mit der gleichen Tierwelt bevölkert, die über das Feld

ausgeschüttet war. Wie sehr sonst die Ansichten der ersten Reisenden auseinandergingen, so vollkommen stimmten sie in einem Punkte überein, dem Wildreichtum. Hier war keiner, der weniger gesehen, geringere Jagderlebnisse gehabt haben wollte. Hundertundfünfzig Jahre genügten, die ganze Herrlichkeit vom Platz zu fegen. Was nicht auf der Decke lag, ward über Dranje, Baal und Limpopo in Fremdland gedrängt. In entlegenen Verstecken haben Zufall und Absicht kümmerliche Reste erhalten.

Auch dem Feld nahte die Stunde.

Das Grootte Rivier, der Grenzfluß nach dem Kapland, war sein natürlicher Festungsgraben gewesen. Ihm ist nach Süden ein wasserarmes Glacis vorgebaut, das Klein-Namaland, und die Gegend nördlich ist eine Steinwüste. Der Tatendrang der Weißen brach sich deshalb lange an diesem Gürtel, und das Feld blieb unbekannt bis 1760. In diesem Jahre überschritt der erste weiße Jäger den Großfluß.

Als ich dort stand und in die ragende Bergwelt hinübersah, die in kahlen, glänzenden Wänden zum Fluß abstürzt, mit Schotter und Schutt die Täler pflastert, die sich in wirrem Zickzack hindurchgenagt haben, und das Rauschen des Großflusses hörte, der in Stromschnellen das grünesäumte Bett durchstolpert, mußte ich dieses ersten Jägers gedenken. Ich sah, wie er, sein Pferd an der Hand führend, den Hottentotten folgte, die eine Furt suchten, wie sie ihn und sein

Pferd hinüberbrachten, mühsam von Stein zu Stein, und wie sie nun das Nordufer emporflommen, einen der Tafelberge erstiegen, vor denen das Unbekannte, Große und Neue sich dehnte, stumpf und grau und von einer Höllensonne beschienen. Ihn hätte das große Glück packen müssen, als Erster hier zu gehen, die Kraft erproben zu dürfen an unbezwungener Natur.

Man kennt nichts von ihm als den Namen und daß er Elefanten schießen wollte, die auf dem Nordufer standen. Es war der Bur Jacob Cozee.

Aber vielen, die nach ihm kamen, fehlte das naturfreudige Herz, das Mitempfinden mit den seltsamen Menschen und Tieren, die hier Heimatrecht hatten. Selbstzucht, Mäßigung, Keuschheit dieser Offenbarung zu wahren, das war des Landes nicht der Brauch. Und nur der Mut, der rohe Mut, der noch in den Fängen des Raubtiers, unter den Füßen der grimmigen erbosten Steppenriesen dem Jäger treu blieb, ihn die letzte kleine Rettungsmöglichkeit mit kalter Ruhe erkennen, sie blitzschnell nützen ließ, wird verdiente Bewunderung finden. Dagegen wird Schmerz jeden Naturfreund erfassen, wenn er des Unheils gedenkt, das Unverstand, Zerstörungswut, Erwerbsgier angerichtet haben. Das sinnlose Vernichten! Friedfertige Leute wurden zu Schießern, wenn sich Wildkammern öffneten voll Überfluß. Alte Erinnerungen bligten dann wohl auf, oft nur für Minuten, an schlechte Zeiten und Nahrungsmangel, vielleicht an da-

v. Wulke  
mals, als das Eis vom Pol zu den Alpen unterwegs war, die Feldfrüchte begrabend, die Tierwelt lichternd, Hunger breitend. Uralte Not verführte viele zu raschem Schießen, und erst die Strecke, die allzu große, zeigte den ernüchterten Augen den angerichteten Schaden. Keine Ahnung dämmerte den ersten Jägern, daß ihr Wirken für den Bestand ganzer Arten verhängnisvoll würde. Hätten sie vorausgesehen, daß bald danach das Feld, der Sammelpfad unschätzbaren Wildmassen, kahl, öde, entvölkert sei, sie hätten gewiß sich Saum und Zügel aufgelegt. Wer in den Büchern der alten Jäger liest — es wurden noch vor fünfzig Jahren Bücher geschrieben, die uralt erscheinen, weil sie den Urzustand schildern —, der findet viel des Schönen: Große Freude am Entdeckertum, so viel Überwinden von Entbehrung, Gefahr, so viel Treue ihrem Vorhaben; aber dazwischen die entstellenden, verzerrenden Mezeleien. Gerade darauf ist die Sorgfalt erpicht: Sie erläßt dem Leser nicht die geringste Scheußlichkeit, trägt sie mit der grausamen Selbstverständlichkeit von Kindern vor. Wer heute liest, daß man es dem Weißen Nashorn „scharf hinter die Schulter gab“, nur um es zu vergrämen, oder aus Ärger über schlechten Elefantenanlauf oder um Löwen an Nas zu kirren, steht plötzlich in einer Zeit welkenfernen Empfindens. Jede der beteiligten europäischen Nationen ließ Jäger auf das Wild des Feldes los. Daß die Buren sich besonders schlechten Ruf erwarben,

lag am besseren Schießen, die anderen schossen mehr zu Holze. Es waren hauptsächlich Schweden und Engländer. Man kann sie alle mit dem Sammelnamen Jäger bezeichnen. Daß sie dabei auch Händler und Forscher waren, verstand sich in diesem fremden, fernen Land von selbst. Es war Sache des Geschmacks, auf welchen Teil dieser Dreierheit der einzelne den Ton gelegt wissen wollte. Daß auch in diesem bunten Haufen der eine mehr wog als der andere, ist selbstverständlich. Aber alle einte ein Band: Sie stillten ihren Hunger mit Wildbret, ihre sonstigen Bedürfnisse durch Handel mit den Eingeborenen, ihren Wissensdurst mit den Eindrücken einer neuen Natur. Sie reisten, mehr oder weniger, auf gleiche Art, mit dem schwerfälligen Fahrzeug, das diesem unwegsamen, dürftigen, feindseligen Land auf den Leib geschnitten, in ihm geboren ist und mit ihm sterben wird, dem von Vortrekkern ersonnenen Ochsenwagen. Er barg den für Monate und Jahre berechneten Bedarf des Jägers an den Dingen, die in der Wildnis nicht zu haben waren, trug Tauschwaren, Reservegewehre, Munition und die Jagdbeute. Sechzehn bis zwanzig Zugochsen wurden dem Angetüm vorgespannt, paarweise angejocht, die Last mit dem Nacken ziehend. Der Treiber schritt ihnen zur Seite, die lange Peitsche in den Händen; der Sauleiter führte die Vorderochsen am Strick und war der Pfadfinder des hinter ihm herpolternden Wagens. Im Tal des Roankip

7

7 } morschen die Trümmer eines Wagens. Es kann die Stelle sein, wo zum ersten Male ein solches Gefährt zusammenbrach, das den Oranje überschritten hatte und von dem ein Bericht erzählt: „Die Hottentotten wagten sich nicht an den Wagen heran, nur aus weiter Ferne beobachteten sie das Wunder, das in ihr Land gekommen war. Sie fragten, ob die Wagenräder auf Bäumen wüchsen; die schon am Meer gewesen waren, hielten den Wagen mit seinem weißen Zelt für ein Schiff, das aufs Land gekommen sei, und wenn ein Buschmann der Räderspur begegnete, setzte er jedesmal mit heiliger Scheu in einem weiten Sprung über sie hinweg“, wie Zebras und Springböcke Menschenspuren zu überfallen pflegen. Weit voraus aber ritt der Jäger, gefolgt von seinen hottentottischen Nachreitern, all diesen Klaas, Dirk, Piet, Gert, deren gleichnamige Nachfahren heute dasselbe tun. Ein Duzend dürrer Röter trottete nebenher, deren Geschick es war, fünf Tage zu hungern, um am sechsten Tage Vorrat für eine gleichlange Zeitspanne in sich zu schlingen. Auf selbstgeschaffenen Wegen oder alter Hottentottenspur folgend, nahen die neuen Erwecker der Grenze. Einige durchquerten die Kalahari, anderen dienten die Furten des Oranjeunterlaufs zum Übergang.

1778 stieß der Leutnant William Patterson in Begleitung des Bur van Keenen bis zum Großfluß vor. Er erreichte ihn „da, wo er eine westliche Richtung nimmt“

(bei Homsdrift?) „und wo eine Art von Hütte stand, die ein Europäer bewohnt hatte, der einige Zeit an diesen Ufern gelebt haben muß“. Er blieb vierzehn Tage, stöhnte über die Septemberhitze und bestaunte den Wildreichtum: Elefanten, Nashörner, Giraffen, Zebras, Elens, Kudus, Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakale standen am Großfluß, aus dem „das fürchterliche Geschrei der Flusspferde“ ertönte. Van Keenen setzte zum Nordufer über, schoß ein Flusspferd und eine Giraffe, die aber kurz darauf von einem Löwen „zugerichtet“ wurde.

1779 begleitete Patterson den Obristen Gordon von der Vereinigten Ostindischen Kompagnie an den Fluß. Sie begegneten Buren, die im Groß-Namaland gejagt hatten, und einem ausgetretenen Soldaten, dem Schweden Schoenmaker, der sieben Jahre lang das Feld durchzogen hatte. Bei Urrisdrift vollzog Gordon am siebzehnten August die Taufe des Flusses: „Des Abends wurde das Boot des Obristen Gordon ausgefetzt, und wir steckten die holländische Flagge auf. Der Obrist trank erst die Gesundheit der Staaten, des Prinzen von Oranien und der Kompagnie und legte dann zu Ehren des Prinzen dem Fluß den Namen Oranienfluß bei.“ Nach kurzer Rast im Klein-Namaland erfolgte ein neuer Vorstoß. Vierzehn Tage mußten die Reisenden am Oranje warten, weil er Hochwasser hatte, dann setzten sie bei Pelladrift zum Nordufer über. Aber das Land war

*Nam*

„äußerst dürre“. Sie fanden nur Brackwasser, hörten aber von Hottentotten, daß eine warme Quelle in der Nähe sei und flüchteten dorthin: Warmbad. Die Gegend war von Giraffen, Nashörnern, Kudus, Zebras bevölkert.

Dem Reisewerk Pattersons ist eine Karte beigegeben. Draniensfluß und Atlantik umspannen ein Stück gelben Papiers, in dem Warmbad recht vereinsamt liegt. Das dicke Wort Camelopardalis, das auch auf der Karte des schwedischen Reisenden Sparrman an selber Stelle erschien, machte Aufsehen. Denn die Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts zweifelte an der Daseinswirklichkeit der Giraffe. Ihre Bestätigung hatte zur Folge, daß die Warmbader Gegend, vorübergehend, Weltruf erlangte und das Ziel ungezählter Jagdzüge wurde. Bald danach war das Kamelopardel dort ausgerottet.

1784 erschien ein Franzose an der Südgrenze des Felds: Le Baillant. Er hat das liebenswürdigste Buch dieser Zeit geschrieben. Er fand alles herrlich: den Oranje breit wie die Seine bei Paris, die erbsenharten Körner des Arob-busches köstlich wie Aprikosen, die Flußkiesel gleißend wie Katzenaugen. Aber daß er eine junge Hottentottin liebte, sie mit zärtlicher Sorgfalt umgab und sie aus dem Leid seiner Einsamkeit in edler Menschlichkeit sah, schürte die Spottsucht und den Widerspruch seiner Zeit. Die Tugend Marinas schien unglaubwürdig, der Reisebericht begegnete des-

halb denselben Zweifeln, und doch bestrickt diese Schilderung, wie keine andere, durch den Reiz wahren persönlichen Erlebens. Le Baillant hatte das Schicksal, das später Chamisso erfuhr, der als Bejahrtester und im Herzen Jüngster auf Rosebues Schiff in die Welt segelte, jedem Tag in freudiger Ungeduld entgegendrängte, der ihn zu neuen Ufern führen sollte: Er wurde verlacht und verlästert. Narinas tapferer Freund kam bis in die Gegend des Cham-gab, des Löwenflusses, der heute Kameldornrivier heißt.

1791 erkundeten Willem van Keenen und Piet Brandt das Feld bis Walfischbai und Windhut. Und so fort. Jäger kamen und gingen. Aber die Kenntniß des Landes wurde so wenig gefördert, daß noch 1834 Andrew Steedman den Stand der Forschung in die Worte faßte: „Wenn man die letzten Karten der südlichen Halbinsel betrachtet, öffnet sich dem Blick ein weites Gebiet längs der Westküste nördlich des Dranje, das von Nama- und Damarastämmen bewohnt wird. Wir haben nur geringe Kunde davon. Die wenigen Reisenden, die dorthin gelangt sind, schildern es als sehr sandig, trocken, unfruchtbar und dünn bevölkert. Die Karten verzeichnen einen breiten Fluß, früher Fischfluß, jetzt Bozzadaile genannt, der dieses Land durchströmt oder besser, es als trockene Rinne durchzieht, die wahrscheinlich nur in der Regenzeit Wasser führt. Er mündet in den Dranje, nicht weit vom Meer.“

Einige Jahre danach wurde mehr bekannt.

1836 und 1837 bereifte Sir James Alexander das Groß-Namaland. Sein Weg, „den Prüfungen und Sorgen begleiteten, auf dem großer Hunger und Durst, glühende Hitze, bittere Kälte erduldet wurden“, führte ihn und seine Begleiter von der Kapstadt über Urrisdrift nach Oranjemund und nach Klein-Namaland zurück. Dann ging er bei Namansdrift über den Großfluß, weiter nach Kanus, Leverbret, Bethanien, im westlichen Graben über Grootfontein, Bullsport zur Walfischbai. Der Rückmarsch führte ihn über Rehoboth, Kuis quer durch den Schwarzrand nach Bethanien und über die Huibebene, Sendlungsdrift zur Kapstadt heim.

Ohne von Leidenschaften geplagt zu sein, ruhig, fleißig, sachlich prüfte der englische Kapitän die Frage, ob dieses magere Land dem Weltmarkt zu erschließen sei. Es sprach für seinen klaren Blick, daß er sie ernsthaft verneinte. Er hinterließ englische Ortsbezeichnungen, von denen der Name Lord Hill für die höchsten Gipfel der Karasberge sich lange erhalten hat. Jetzt ist er, nicht allzu glücklich, in Schroffenstein gewandelt. Der Oberkommandierende am Kap wurde von seinem Gedächtnisfelsen wieder heruntergeholt, wie später uralte, bedeutungsvolle Ortsnamen durch nichtssagende Hohlheit ersetzt wurden, im Geschmack von Neukötchenbroda und Emmashoffnung. Eine gute Karte, reizende Kupfer mit Tier- und Menschenzenen geben diesem ersten fast rein

1  
0  
X  
Namen

2

südwestafrikanischen Werk die freundliche Umrahmung. Der Text ist gründlich und wirft Lichter bis zur Kalahari und zum Hereroland. Als beste Elefantenriviére nannte Alexander den Nossob, den Fischfluß und besonders den Swakop. Das war der „an Elefanten überreiche“. Hauptstandorte des Weißen Nashorns waren Kuiseb und die Gegend von Rehoboth; des Schwarzen Nashorns der Schwarzrand und die Strecke Grootfontein bis Bullsport. Besonders erwähnte er Büffel am Tondab, Flußpferde im Oranje bei Arrisdrift, Giraffen im Schwarzrand und bei Kub, Blaugnuß bei Nareis, Kudus bei Bullsport und Rehoboth, Dryg im Schwarzrand, am Kuiseb und in der Nauklust, Kuhantilopen am Kaitfab. Springböcke, Tigerpferde, Strauße wurden nur anfangs erwähnt, später bloß bei besonderem Anlaß. Und als roter Faden, blutigroter zumeist, zog sich das Löwenerleben durch sein Geschick. Löwen folgten seiner Spur, schnitten des Tags seinen Weg, kamen des Nachts in sein Lager, holten sich Menschen und Wild, Großvieh und Pferde, und waren das Schreckgespenst der Reise. Eine „scharfe“ Löwengegend war bei Sudab südlich Bethanien, bei Chamis und Kanus, aber ihr eigentliches Reich war die Huibebene, „ein Land ohne Bewohner, der Herrschaft des Löwen verfallen“.

Als wieder einige Jahre vergangen waren, streifte ein Mann die Ostgrenze, dessen Leben leuchtend war von Kraft

und Güte. Sein Name eilte ihm voraus in die Wildnisse, drang in entlegene Werfte, ward auf den Lippen der Farbigen zum Versöhnungswort mit dieser Zeit, die so gewaltsam am Althergebrachten rüttelte. Heute von Durstqualen und Fieberdelirien geschüttelt, morgen im engen Kanoe dem Angriff der Flußpferde preisgegeben, gestern verirrt im Busch, folgte er unverdrossen dem großen Gedanken, zu dessen Verbreiter er sich berufen glaubte. Es war ein Irrtum. Sein Missionswerk brach, kaum errichtet, zusammen. Aber die Wahrheit seines Herzens machte ihn zur Stütze der herstenden alten Zeit und hielt den Zusammenbruch auf, bis seine Kraft verbraucht war. Die Leiche Livingstones wurde von Negern zur Ostküste getragen. England ehrte sich, der große Cote ruht in Westminster Abbey.

Dem hellen Kometen folgte ein Schweif anders Gearteter nun auch in den Nordteil des Felds. Die Blicke fesselt einer, den die Sphinx der Steppe nicht wieder freigab, der seine gewalttätige Liebe in verwegenen Jagdzügen und Abenteuern austobte, bis ihm der Tod das Sandgrab grub: der Schwede Andersson. Ein Mann eigener Mischung. Er öffnete das empfindsame Herz der herben Natur des Landes, lauschte der Steppe die Geheimnisse ihrer Schönheit ab und erstarrte doch, wenn die Faust die Büchse umspannte, zum erbarmungslosen Schiefer, dessen Wille zur großen Strecke jede bessere Regung hinter Schloß und Riegel zwang.

Reich wie keines anderen war sein Leben in diesem Land. Arm und unbekannt landete er 1850 in Walfischbai, durchzog das Feld, wie üblich, als Jäger, Händler, Forscher und war, acht Jahre danach, durch Jagderfolge zum Freund der Eingeborenen, durch Handel zum wohlhabenden Mann, durch Forschungsberichte zur bekannten Persönlichkeit geworden. Seinen Einfluß erkennend, erstand ihm der Gedanke eines Hereroreiches unter seiner Herrschaft. Aber rasch wie der Aufstieg war der Verfall. Einbuße an Vermögen, Gesundheit, Ansehen, die langwierigen Kämpfe zwischen Herero und Hottentotten zerstörten den Plan. Ruhelos zog er umher und machte sich schließlich zu seiner letzten Reise auf. Als Totgeweihter stand er am Ufer des Kunene, sah, wie Simeon, was sein Herz ersehnt hatte, und starb kurz danach, 1867, in der Umbolandschaft Okoanjama.

*Afrika*  
Er hat seine Dankeschuld dem Feld in mehreren Reise-  
werken abgetragen. Der alte Bainweg, der über Scheppmanns-  
dorf, Husab, Tinkas, Dnanis, Tsaobis führte, gab ihm und  
seinem Freunde Galton den ersten Einblick in die Tierwelt.

In Scheppmannsdorf trieben sich Löwen umher, bei  
Husab Schwarze Nashörner, am Swakop, dem „tiefen und  
lärmenden Strom“ (September!), Löwen in Rudeln bis zu  
sechs, Zebras, Dryx, Gnus. Bei Otjimbingue „wimmelte  
buchstäblich die ganze Gegend von Nashörnern, Löwen,  
Giraffen, Zebras, Dryx, Gnus“. Aber hier saß seit einigen

Jahren Hans Larsen und ein anderer entlaufener Matrose, die sich Mühe gaben, mit dem Wild aufzuräumen.

Noch im selben Jahr wurde der Versuch gemacht, vom Westen zum Ngamifsee vorzustößen, den Livingstone 1849 als erster und von Süden erreicht hatte. Aber Jonker Afrikaner in Windhuk, der Orlamkapitän, weigerte die Erlaubnis. So begnügten sich beide Jäger mit einem Zug nach Norden. Er brachte reichen Ertrag, belichtete aller-dunkelste Teile des Damara- und Ambolandes und gab Antwort auf Fragen, die damals die Wissenschaft und die Neugierde beschäftigten. So wurde zum erstenmal das Hereroland durchkreuzt, die Gebirgsstöcke des Erongo, Omatako, Waterbergs erkundet, der Fabelsee Omambonde, der Otjikotofee, die Etoschappanne besucht, der Weg ins Amboland begangen, der über Otavi, Siffelab, Namutoni führt, wo damals die südlichste Ovambowerft saß. Die ersten verlässigen Nachrichten über die Bantus des Feldes brachte er heim, und der Vorhang hob sich vor einer Schaubühne herrlich reichen Tierlebens.

Um Okahandya standen Giraffen, Gnus, Dryx, Springböcke, Kudus, Pallas. Am Waterberg stolperten die Jäger über die ersten Elefantenspuren, von den großen Herden stammend, die alljährlich zur Regenzeit von Norden längs des Omuramba u Omatako zum unteren Swakop zogen, mit abnehmendem Wasser auf demselben Weg heimkehrten.

*Elefant*

Der Omambondese war trocken, eine periodische Vley, die nur zur Regenzeit voll war, jetzt nur die Fährten des Großwilde festhielt. Grootfontein war ein Platz für Giraffen, die Otavihalbinsel für Elefanten. Dann hinderte der dichte Buschwald den Ausblick, und erst in der Umbolandschaft Ondonga war wieder die Rede von Elefantenherden. Aber Andersson weigerte sich, sie zu bejagen. Der Häuptling Nangoro hätte ja doch das Elfenbein behalten.

Zurückgekehrt, erwirkten sie sich durch den früheren Missionar Engelbrecht, den Berater Jonkers, die Erlaubnis zum Marsch nach dem Ngami. Bis Olifantfontein (Gobabis) sahen sie viel Wild, besonders Kuhantilopen, Pallas, Zebras, Wildschweine. In Tunobis (Rietfontein) war die Zahl der Tiere, die nachts ans Wasser kam, „in Wahrheit erstaunlich“. „Die Quelle, die sehr reichlich nachfloß und wirklich unverstiegar zu sein schien, war fast jede Nacht rein ausgetrunken.“ Die Jäger schossen dreißig Nashörner, Andersson legte in einer Nacht acht von drei verschiedenen Arten auf die Decke. Aber das Chansefeld war trocken, große Durststrecken drohten, die Jäger verzichteten zum zweitenmal auf den Ngami. Galton hatte genug. Er fuhr nach England zurück.

Der Schwede blieb. Hans Larsen trat in seine Dienste. Ein Abenteurer verbündete sich dem anderen. Mit Jagd- und Handelszügen verging das Jahr 1852. Das eingetauschte Vieh wurde zur Kapstadt getrieben, Entfernung

größer als von Basel nach Memel. Aber Larsen packte das Goldfieber. Er ging nach Australien. Andersson landete allein 1853 wieder in Walfischbai. Wieder drängte sein Wille zum Ngami. Er eilte nach Rietfontein. Die Regenzeit erschloß ihm das Chansefeld. Wild war im Überfluß: Elefanten, Weiße und Schwarze Nashörner, Giraffen, Elens, Dryr, Gnus, Zebras, Löwen. Bei Robis brach der erste Elefant zusammen. Aber der Ehrgeiz, als erster von Westen her zum See zu kommen, ließ die Freude am Jagen erblaffen. Tiefer Sand, dichter Busch erschwerten den Marsch. Endlich war das Ziel erreicht. Zu Anderssons Füßen glänzte die weite Wasserfläche des Ngami. „Ich war in Wüsten eingedrungen, die für die zivilisierte Welt fast ganz unbekannt waren, hatte Hunger und Durst, Kälte und Hitze in höchstem Grade erlitten, hatte einsam und schutzlos in finsternen Nächten, in unendlichen Einöden, die nur von Raubtieren bewohnt waren, verzweifelte Arbeit getan.“ Er holte sein bestes Kleid hervor, „Rock und Hose von feinem, weißen Zeuge“, band eine schöne Schärpe um von rotem Samt, die mit Seide von derselben Farbe gefüttert war, und setzte eine goldbestickte Mütze auf, das teure Andenken an eine Dame.

1857 war der Unermüdliche wieder in Walfischbai. Er wollte zum Kunene. Aber im Westdamaraland sperrte Trockenheit den Weg. Darum bog er nach Osten ab, folgte dem Omuramba u Omatako, schnitt den Omambonde,

der diesmal voll Wasser war, kreuzte den Omuramba u  
Ovambo und stand unversehens nicht am Kunene, sondern  
am Okavango. Drangsale und Fieber und was sonst am  
Leben fern aller Hilfe zehrt, warfen ihn nieder. Sein  
Freund, der Elefantenjäger Green, brachte den Kranken zur  
Bai zurück. Er hielt noch zehn Jahre aus, er führte drei-  
tausend Herero mit Fahne und Geschütz gegen die Hotten-  
totten ins Feld, ließ sich bei Kamkams zum Krüppel schießen,  
sich von einer Orlamkugel den Nimbus der Unverwundbarkeit  
rauben, saß auf seinem Platz Omaruru, jagte und handelte  
trotz nachschleifenden Fußes, schrieb und starb.

Andersson, in seiner Art ein großer Mann, hat den  
Typus des südwestafrikanischen Elefantenjägers geschaffen.  
Er hat als erster in großer Form die unberührten Gründe  
des Damaralandes und des Sandfeldes bejagt. Er lag  
in Ondjinona südlich des Ugab, einem Lieblingsplatz der  
Elefanten, oder in Okahandya, wo Herden von hundert bis  
hundertfünfzig Elefanten seinem nächtlichen Ansitz nahen, am  
Omuramba u Ovambo, „einem Haupttränkplatz der Ele-  
fanten zur Trockenzeit“, oder im Sandfeld südlich des Ok-  
vango, „das von einem ungeheuren Netz von Elefanten-  
fährten gezeichnet war“. Oder er spähte über die neun  
Kilometer langen Ufer des Omambonde, wo in der Regen-  
zeit die Elefantenherden dröhnend zum Wasser zogen, Nacht  
für Nacht.

Vom Swakop und dem Oberlauf des Omatako war bald nichts mehr zu holen. Mit jedem Jahr bedurfte es größerer Anstrengungen, weiterer Unternehmungen, um ungelichtete Herden der kostbaren Tiere zu erreichen. Aber am Okavango, am Unterlauf des Omatako, an der Etoscha und am Kunene, dem Rio dos Elephantes der Portugiesen, war noch länger ein ergiebiges Feld. Es wurde das Ziel anderer Elefantenjäger. In der Kalahari räumten die Buren auf. Es kam die Zeit des zweiten großen Trecks. Aus den alten Staaten ergossen sich, Mitte der siebziger Jahre, unabsehbare Züge von Männern, Weibern, Kindern mit Viehherden und schwerfälligem Wagentroß. Sie fielen wie Heuschrecken über die Kalahari her, schonten keine Wasserstelle, drangen in die entlegensten Schlupfwinkel des Großwilds, fluteten über den Ngami bis Angola, bis ins Kaokofeld und zum Sambesi. Wenn sie auch in Scharen an Malaria, Ruhr und im Kampf mit Eingeborenen dahinstarben, nur elende Reste sich schließlich in Angola und bei Grootfontein Nord niederließen, wo sie den Freistaat Upingtonia gründeten, so hatten sie an der Vernichtung des Großwilds doch mit furchtbarer Gründlichkeit gearbeitet.

Dreißig Jahre währte das Glück des Elefantenjägers im Norden des Felds. Es war die Zeit von 1850 bis 1880. Dann war das alte Riesengeschlecht besiegt. Selten, allzu selten übte es Rache. Vierhundert Elefanten hatte der

Schwede Wahlberg zwischen Walfischbai und Ngami geschlachtet, bevor ihn das Geschick ereilte. Ein junger mutiger Elefant zermalmte ihn unter seinen Füßen, brach die Flinte in Stücke, „als wüßte er, was die Waffe bedeute“, und zog dann vergnügt ins Dickicht.

In trostlosen Berichten verklang die Zeit.

„Das Tierleben des Landes ist bis auf spärliche Reste ausgerottet. Englische sowie schwedische Händler und Jäger nebst ihrer Gefolgschaft haben vertrieben, was sie nicht getötet. Elefanten gibt es nur noch im fernsten Ngamigebiet, Nashörner und Giraffen in geringer Zahl noch in der Kalahari.“

„Wer Sportsmann ist, der mag in der nordöstlichen Ecke des Schutzgebiets genugsam Gelegenheit zu aufregender Jagd finden, nur darf er nicht mit dem Gedanken kommen, dort noch den ehemaligen, uns von Andersson, Chapmann, Baines geschilderten Wildreichtum vorzufinden. Seitdem sich die Elefanten bis zum Ngamifsee zurückgezogen haben, ist der Export von Elfenbein aus diesem Teile Afrikas auf ein Minimum zurückgegangen.“

Dem Elefantenjäger folgte der Straußenjäger.

Wer diesen Wandel am eigenen Leibe erfahren mußte, wird sich nachdenklichen Betrachtungen nicht haben verschließen können. Ich gedenke des alten Erikson, des Neffen und Erben Anderssons, dessen Spuren ich oft gefunden habe. Sein

Hauptrevier war die Ebene zwischen Herero- und Amboland, mit der Etoscha als Mitte. Hier saß der Alte mit seinen Bastards. Noch stehen die Trümmer seiner Hütte in Springbockfontein. Im Kreis sind Pfähle in die Erde gerammt, darüber Binsen geschichtet. Nach allen Seiten ist freie Aussicht. Wenige hundert Meter westlich schneidet ein langer, schmaler Arm der Etoscha ins Land, lockt zur Trockenzeit mit blendendweißem Brack die Wildrudel an. Zebras und Gnus, Springböcke, Strauße, Dryx und Kuhantilopen stehen in der trägen Glut des Etoschamittags. Der Alte sah noch größeres Wild, das aus dem Buschwald, der südwärts die Pfanne säumt, schweren Schrittes zum Wasser zog. Im Westen ragt die Kalkglocke von Rietfontein kaum merklich über den Mopanewald. Hier stand sein Vieh, einige Monate im Jahr, bis es Zeit wurde, es in andere Weide zu stellen. Dann zog der Alte, wie ein Patriarch der Bibel, von Platz zu Platz, jagte, trieb Handel bis ins Amboland und an den Okavango, kannte jeden Pfad und jede Pfütze, war reich oder arm, wie der Zufall es wollte, und starb schließlich mit leeren Taschen, wie all die alten Jäger, die wie Vögel unter dem Himmel lebten.

Zur selben Zeit jagte Robert Duncan in der Kalahari. Er war jahrzehntelang ihr Herrscher. Ich habe ihm noch in das zerfurchte Antlitz gesehen. Er stammte aus guter schottischer Familie, fuhr Ende der fünfziger Jahre als

Schiffszahlmeister nach Kapstadt, gab den Dienst auf und ließ sich in Steinkopf im Klein-Namaland nieder. Dem Druck der weißen Zuwanderung nachgebend, verlegte er seinen Wohnsitz erst nach Leverbref, dann nach Mier, später nach Koes, Persip, Haruchas, immer weiter feldein, wie der Weidmann von Kentucky, General Boon, von dem Lord Byron erzählt, daß er fünfzigmal ähnliches tat. Duncan brach die Verbindung mit seiner Heimat, seiner Familie ab. Die Kalahari entschädigte ihn. Sie wies ihm den Weg zu sich und zu einem starken Leben.

Vom Simon-Copper-Stamm nahm er eine Frau, eine treue Person, die ihm Söhne und Töchter gebar, ihm diente und doch langsam zu ihm hinauffand. Ich sehe sie noch vor mir, die gute Alte. Sie war europäisch gekleidet, konnte sich aber vom gelben Kopftuch, dem Abzeichen ihrer Hottentotten, nicht trennen. Ihre Schwiegeröhne, ehemalige Schutruppenreiter, bezeigten ihr die Achtung, die ihr unzweifelhaft zukam. Aus hölzerner Truhe kramte sie Andenken hervor, Bilder Duncans, ihres „guten Herrn“. Dann legte sie den Finger auf eine verblichene Type, den von Zuluspeeren getöteten Prinzen Lulu Napoleon, und auf eine andere, die Kaiserin in Trauerkleidung. „Sie weint noch immer.“ Der größte Schmerz einer Mutter hallte auch im Herzen dieser Frau wider, die einer mißhandelten Rasse angehörte.

Die Kalahari gab, was zu Duncans Unterhalt nötig war. In jedem Jahr, zu Beginn der Tsammasreise, setzte sich sein Wagen- und Reiterzug in Marsch. Auf Wasser war nicht zu rechnen. Aber die Natur deckt weite Teile des Sandmeeres, meist die Dünentäler, mit Tsammas. Pferde und Ochsen waren an sie gewöhnt, und auch Duncan und seine Söhne blieben „frisch wie ein Gießbach“. Drei bis vier Monate hausten sie in der Kalahari, kamen bis Gohabis, Tunobis und tief ins Betschuanaland hinein. Dann zogen die tapferen Ochsen, die den Sand zu treten wußten, die schwerbeladenen Wagen heimwärts, Düne auf und ab, bis endlich das Hartebeesthaus oder die Lehmhütte erreicht war, wo Mutter Duncan der Beute harrte. Haufen von Straußenfedern, Säcke voll Fleckfleisch, Bündel von Riemen, aus Antilopendecken geschnitten, Tonnen mit dem Feist von Löwen und Straußen, den die Alte zu Seife verarbeitete, Hörne, Löwenfelle, manchmal noch etwas Elfenbein wurden abgeladen und ein Teil davon beim Händler gegen Vieh und Waren umgesetzt. Duncan starb 1908 auf Rietmont. Der letzte große Straußenjäger sank mit ihm ins Grab.

In dieses Gerippe großer Namen schoben sich Hunderte und aber Hunderte kleiner. Von Süden und, seit 1850, von Westen rieselte unaufhörlich fremdes Blut dem Felde zu, erst unmerklich, zaghaft, dann stark und eigenwillig. Die kleine Welt dort draußen sprang aus den Angeln.

Bewunderung, Einsicht, Empörung waren die drei Grade, die das Empfinden der Farbigen zum Europäertum durchlief. Die Bewunderung war der Ausdruck ihrer Unbefangenheit am Anfang der Berührung. Die Kraft der Einbildung, die bei Naturvölkern so rege ist, weil sie von wissenschaftlichen Hemmungen frei bleibt, sah die Errungenschaften des Weißen in alles überstrahlendem Licht. Ist es schwer, sich vorzustellen, daß Gewehr und Pferd allein schon Umsturz hieß.

Die Wirkung von Pulver und Blei zeigte den Farbigen die Minderwertigkeit ihrer eigenen Waffen. Sie warf ihre alten Jagdverfahren über den Haufen.

Die Jagd wurde bequemer: Auf weite, Speer, Pfeil und Wurfscheule unerreichbare Entfernung trug die Kugel den Tod in die Wildrudel. Die Jagd wurde verheerender: Sie brachte „Fleisch“ im Überfluß und enthob die Eingeborenen der Sorgfalt im Nachsuchen, wozu das langsam wirkende Pfeilgift, ein ungenauer Speerwurf sie genötigt hatten.

Die Jagd wurde gefahrloser: Die Chancen des Jägers, bisher denen des größeren Wildes gleich, stiegen zu einer Überlegenheit, der auch die wehrhaften Steppenriesen, das gefürchtete Großraubzeug sich beugen mußten. Sie erlitten die ersten schweren Verluste.

Die Jagd wurde lärmender: Das Surren eines Pfeils, das Rascheln eines Speers hatten die Ruhe des Feldes nie sonderlich entweiht. Aber der Knall der Schüsse schreckte

für alle

unfam

Leut

das Wild in weitem Umkreis. Die Jagd wurde ein gutes Geschäft: Der Weiße schuf einen Erwerbszweig, den Handel mit Jagdware. Elfenbein, Flußpferdzähne, Straußenfedern, Felle, Gehörne, früher Nebendinge, erlangten erhöhten Wert und lockten zum berufsmäßigen Jagen der Träger dieser Schätze.

Und dann das Pferd.

Südafrika hatte keine Urpferde, nur Tigerpferde, die in ferner Verwandtschaft zu diesen stehen. Die Holländer brachten, im siebzehnten Jahrhundert, die ersten Pferde ins Land. Sie wurden der Stamm der Zuchten, die heute vom Kap bis über den südlichen Wendekreis reichen. So erklärt sich, daß die Hottentotten kein ursprüngliches Wort für „Pferd“ hatten. Erst als sie die Kolonistenpferde sahen, sie eintauschten und im Kriege erbeuteten, entstand die Bezeichnung hāb (von hā), „das gekommen ist“. Wie sie den Nutzen dessen erkannten, was bei Krieg und Jagd Vorteil bringt, so verarbeiteten sie auch den Fremdling unter den Haustieren in ihrem Sinn. Sie wurden schnelle und leichte Reiter, gewohnt, einhundert Kilometer als Tagesleistung für nichts zu achten, diese Strecke mehrere Tage lang herunterzureiten. Sie kannten keine Rücksicht. Mit Sporn, Peitsche und untergesattelten Steinen pumpten sie die letzte Kraft heraus und verlangten von unfertigen Fohlen schon volle Arbeit. Sie ahmten den Buren eine erkünstelte Gangart

geschichtl

schull

nach, dem „Hottentottentrab“: vorn Galopp, hinten Trab. Die Pferde lernten (dadurch, daß Spannfesseln um die Vorderfüße gelegt und die Tiere immer schneller angetrieben wurden) die Neuerung als Reisegangart gebrauchen. Für den Kreuzsitz der Hottentotten war sie recht bequem.

10040  
X Die Herero hatten bis 1840 keine Pferde gesehen. Erst als die Orlam von Süden einwanderten, wurde ihnen diese Kenntnis. Sie hielten die Reiter für Strauße und waren, wie Irle erzählt, erstaunt, als diese sich teilten in einen Menschen und in ein Tier. Sie verglichen es ähnlichem Wild. Daher stammen ihre Worte für „Pferd“: Ongoro, das Zebra, und Okakambe, das Gnu. Sie waren pferdegierig, wie alle Bantus, die das Laufen in dem heißen Sande satt hatten, lernten reiten, blieben aber unbeholfen und schwer.

Die Buschleute, denen die Konquistadorenpferde wohl noch in Überlieferungen und in jenem Bild im Congo nachklangen, wurden auch jetzt nicht vertrauter. Wie alles, was der Weiße brachte, bewunderten sie auch das neue Haustier, ohne es zu lieben. Kein echter Buschmann lernte reiten. X

Wieder war das Wild der erste Gegenpart. Schneller noch, als die auf Dauerlauffschritt trainierten Buschleute die Antilopen niederrannten, hezten jetzt Reiter das Wild Salali. Oder sie ritten es an, um auf Schußweite abzuspringen und das vorbeistampfende Rudel unter Feuer zu nehmen.

Wie die Kinder hinter dem Rattenfänger, zogen nun ganze Werste dem Jäger nach, um das neue Schauspiel und seinen Ertrag mitzugenießen. Der Weiße und seine Eingeborenen taten Fähigkeiten und Kenntnisse zusammen und steigerten dadurch die Wirkung. Die Einzeljagd war überwundene Vorstufe. Zur Hezjagd im Feld, zum Ansit am Brack und Wasser rückten Scharen aus. Es war eine lustige Zeit, die Not alter Tage hatte aufgehört. Die ältesten Eingeborenen entsannen sich nicht, jemals so satt geworden zu sein. Schnaps und Tabak gab es außerdem. Die Empfänglichkeit der Farbigen für diese Kulturgüter war der Ratgeber des Jägers, mit welchen Tauschartikeln er sich zu versehen habe.

Das Anpassungsvermögen der Hottentotten zog den größten Nutzen aus der neuen Zeit. Sie konnten bald der Führerschaft des Weißen entbehren. Sie hatten sein Handwerk erlernt. Beritten und mit Gewehren bewaffnet, diesen Vorderladern mit sonderbaren Eigenschaften und trügerischer Ballistik, die wir später Pavianplauzen nannten, schlugen sie ihre Wildschlachten. Auch die Herero nahmen, was ihnen der Jäger brachte. Sie gaben von ihrem Vieh, um Pferde und Gewehre zu tauschen. Man konnte nicht wissen, wofür es gut war. Aber sie lernten sich wenig in den Gebrauch ein, blieben der Neuerung innerlich fremd, legten aber Wert auf die äußere Gebärde.

X Die Ovambo schützte ein Sand- und Brackgürtel von  
hundert Kilometer Breite vor allzu enger Berührung.

Buschleute, Bergdamara, Waschimba machten fleißig mit,  
aber mehr als Pfadfinder und Treiber.

Es war, als habe eine schreckliche Stimme das Wild  
verflucht. Was die Natur an Mut und List, Wucht und  
Waffen ihren Geschöpfen gegeben hatte, war bedeutungslos  
geworden. Gehörne und Gebisse, Fänge und Schalen, Rüssel  
und Nasenhörner vermochten nichts gegen die kleinen Ge-  
schosse, die der Mensch erdacht hatte. Alles Getier, das die  
Steppe barg, war in seine Hand gegeben. Und wären die  
Kolosse der Urzeit auferstanden, kröchen ihre schweren Massen,  
stumpf und stier, über den Erdball von heute, kein Europäer  
hätte sie zu fürchten. Ein Sport mehr, sonst nichts.

Die Elefanten wurden weggewischt. Wer heute im  
Bett des Omuramba u Ovambo entlang reitet, findet  
tiefe, trockene Trichterlöcher, die im Einsturz begriffen und  
mit Pflanzengewucher bedeckt sind. Um sie herum liegen  
flache, kreisrunde Mulden. Es sind Schauplätze alter nächt-  
licher Jagden: Verschüttete Wasserlöcher, von Ansitzen um-  
geben. Hier wurde, nach Anderssons Wort, „das Anrücken  
der Elefanten“ erwartet. Waren sie in Schußnähe, so  
flogen ihnen aus ungezählten Läufen fünf- und sechspfündige  
Kugeln entgegen (von denen fünf oder sechs auf ein Pfund  
gingen).

Oder Eingeborene drückten mit Geschrei und Feuerbränden eine Elefantenherde sumpfiger Niederung zu. Solche Stellen waren das Schwemmland der Omiramba und die Pfannenquellsümpfe der Etoscha. Die schweren Rüsseltiere blieben hilflos im Modder stecken, konnten nicht vorwärts noch rückwärts und wurden aus nächster Nähe zusammengeschossen. Als ich 1907 dem Pfluge eines Farmers in Chudib folgte, kamen Unmassen von Elefantenknochen ans Tageslicht. Wir waren auf eine Grabstätte aus der Zeit der großen Jäger gestoßen. So versank auch, 1880, die letzte achtzehnköpfige Elefantenherde der Etoscha im Sumpf von Groß-Namutoni.

Oder Eingeborene ritten eine Herde an, ließen sich von ihr verfolgen und führten die wütenden Tiere den Schützen zu, die an vorher vereinbartem Platz im Ansis waren.

Diese Gebräuche hatten nichts mehr mit Jagd gemein. Wie viel höher stand da der Herero, von dem ein altes Sprichwort sagt: Mba kumua otja Kamaongarero, ich bin ratlos, wie der alte Kamaongarero. Er war allein auf Elefantenjagd gegangen, nur mit dem Speer bewaffnet. Und als er einen Bull sah, stieß er ihn aufs Blatt, daß er zusammenbrach. Aber er begrub den Speer unter seiner Last. Der Alte lief nach Hause, sein Beil zu holen, um den Elefanten zu zernichten und seinen Speer wieder zu erlangen. Aber seine Hütte war verbrannt, mit ihr das Beil. Da

stand er ratlos da. Der mutige Jäger lebt heute noch im Gedächtnis der Herero, und wenn ein großes Glück durch ein größeres Mißgeschick zerstört wird, sagen sie: Mba kumua otja Kamaongarero.

Das Weiße Nashorn hatte noch weniger als der Elefant der Feuerprobe entgegenzusetzen. Seine Größe, zweiundeinhalb Meter Schulterhöhe, vier Meter Länge, war kein Schutz und das Doppelhorn auf der Nase, dessen vorderes hundertzwanzig Zentimeter lang werden konnte, hatte verlernt, Waffe zu sein. So wurde es ohne Widerstand zusammengeschossen. Es war eine kurze Geschichte.

Das Schwarze Nashorn kämpfte tapfer um sein Leben. Es galt als gefährlichstes Wild des Feldes, stand an erster Stelle der fünf Menschenfeinde, die den Eingeborenen anzunehmen pflegten, ohne besonders gereizt zu sein. Allein die Anwesenheit genügte, um Schwarzes Nashorn, Löwen, Büffel, Elefanten, Leoparden zum Angriff zu stacheln. Sie sahen im Farbigen nicht den Herrn, nur den Rivalen. Aber dem Weißen gegenüber gewöhnten sie sich die Sitte ab. Knall und Schmerz brachten sie schnell genug in Verbindung mit dem hellgefärbten Tier, das einen, auch den Farbigen, widerlichen Geruch ausströmte. Nur Löwe und Schwarzes Nashorn ließen, unangeschweift, auch den Weißen manchmal ihre Kräfte fühlen. Die Jagd auf den wehrhaften Feldhüter blieb noch Kampf, solange

nicht mehr als ein Gewehr ihm gegenüberstand. Die Jagderlebnisse der Hottentotten, die Sir James Alexander aus der Zeit des Übergangs von der Lanze zum Vorderlader erzählt, sind bezeichnend dafür. Einzeln oder in kleiner Gemeinschaft zogen sie aus, um dem Nashorn die Feldschlacht zu bieten. Meist führte ein einziger ein Gewehr, die anderen trugen Lanzen und Messer. Der Mann mit der Flinte hatte den Vortritt. Er sollte den Gegner beschleichen, um ihm aus der Nähe eine Kugel anzutragen. War der Schuß heraus, so warf er die Waffe fort und floh in Deckung. Hier wartete er ab, was kommen würde. Natürlich kam das Nashorn, aus beschaulicher Ruhe geschreckt, wütend, angeschweift, den staubigen Boden mit der Flugschar der Nase furchend. Wehe, wenn jemand zu sehen war, der hätte die Rechnung bezahlen müssen, wie Urasap, der, auf der Flucht eingeholt, in die Luft geschleudert wurde und mit ausgespreizten Beinen dem Nashorn gegenüber zur Erde stürzte. Das Tier riß ihm den Bauch auf bis zum Kugelgurt, warf ihn noch einmal hoch, daß er wie eine Jacke durch die Luft flog, und zertrampelte ihn. Tat sich das Nashorn aber im Wundbett nieder, so schlichen die Leute mit Messern und Lanzen von hinten heran, um die Beugesehnen zu durchschneiden oder wohl gar, wie Robus, auf den Rücken des Nashorns zu klettern, ihm mit der Lanze den Fang zu geben.

Als aber die Zahl der Gewehre zunahm, mehrere Schützen nun gegen ein Nashorn standen, war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Es wurde zusammengeschoffen wie sein Vetter, das Breitmaul.

Den Mut, den das Schwarze Nashorn und alte Elefantenbullen dem Alleinsein verdankten, schöpfte der Büffel aus dem Herdenverband. In der Masse fühlte er sich überlegen. Eine annehmende Wildrinderherde ist der Gegenstand vieler Erzählungen und Bilder aus alten Büchern. Sie blieb lange Sieger. Ein einziger Vorderlader hatte wenig zu sagen. Erst als die Gewehre in Massen auftraten, kam der Umschwung. Der Herdentrieb wurde den Büffeln Verhängnis. Er war schuld, daß sich den Kugeln immer wieder geschlossene Angriffsflächen boten, zersprengte Teile, franke und gesunde, sich immer wieder vereinten. Er hinderte das Überleben einzelner, die sich abseits schlugen, der Vernichtung entgehen konnten, um nach der Zeit das Geschlecht von neuem aufzubauen. Elefanten und Nashörner retteten Trümmer. Aber der Büffel wurde aus der Liste der Lebenden gestrichen. Schon hüllten Sand und schnelles Vergessen ihn ein.

Die Flußpferde des Oranje litten mehr als die der nördlichen Grenzströme. Das war natürlich, denn den Großfluß überschritten viele Jäger, Okavango und Kunene erreichten wenige. Die Gewohnheit der Hippos, zum Ufer an

Land zu kommen, wurde genutzt. Ein schwerer Holzkloß mit Eisenspitze hing von einem Baum herab über dem Wechsel. Ein Strick hielt ihn, dessen anderes Ende an einem Haken auf der Erde befestigt war. Das Flußpferd löste den Strick aus und erhielt von oben den Todesstoß. Aber man begnügte sich auch, es einfach im Wasser zu schießen. Man saß an, bis einer der dicken Köpfe an die Oberfläche kam und schoß dorthin, was weiter kein Kunststück war. Die Wanderungen gaben die Flußpferde bald auf. Weiße, Bantus, Hottentotten saßen an den Ufern der Regenflüsse und sorgten für Unruhe. Sie schnitten das Schilf für ihre Hütten und Häuser oder ließen es von ihrem Vieh zertrampeln. Ohne schützende Umrahmung versiegte das Wasser schneller. Die entheimlichten Schlupfwinkel verloren den Reiz. Schon früher waren die Regenzeitausflüge eine fabelhafte Leistung gewesen. „Beim ersten Blick ins Damara-land,“ sagte Mr. Galton, „könnte ein Unerfahrener eher erwarten, daß ein Flußpferd die Sahara durchquere, als die Strecke von Omambonde nach Esaobis.“ Nun blieben sie im Norden ganz aus. Vom Oranje kamen Hippos noch bisweilen Fischfluß aufwärts bis Uiais.

Die Jagd auf Giraffen verlangte ein schnelles Pferd. Es holte die flüchtigen Tiere ein, und der Jäger schoß sie vom Pferd herab oder abgefessen. Die sanfte Seraphe hatte außer der Schnelligkeit keine brauchbare Waffe. Das

Gehörn war nicht Kampfmittel, nur Schmuckstück. „Man könnte es“, mit Le Baillant, „als völlig unnütz betrachten, wenn man anders die Mittel, deren die Natur sich bedient und die wir nicht immer ganz deutlich einsehen, als überflüssig betrachten sollte.“ Die Geschicklichkeit, mit den Hinterläufen rückwärts auszuschielen, konnte sie erst zeigen, wenn es zu spät war. 1830 war sie in den nördlichen Oranje-gegenden, etwas später im übrigen Groß-Namaland, 1870 im Damaraland verschwunden. In vier Bezirken hat der Zufall Reste erhalten.

Die Tigerpferde der fahlen Ebenen des Namalands traf das Geschick besonders hart. Die großen Herden der Quagga und Burchellzebra waren leicht erreichbare Fleischkammern. Sie gaben, was verlangt wurde. Das Quagga wurde vollständig ausgerottet. Der Amerikaner Farini, der 1885 bis 1886 die Kalahari „machte“, will östlich Sunobis neben einer Herde Burchellzebra ein halbes Duzend Quagga gesehen haben. Er schoß eins und fand das Wildbret von herrlichem Geschmack. Aber leider unterließ er, weitere Angaben zu machen, so daß, bei der allgemeinen Sprachverwirrung, heute nicht zu entscheiden ist, um was für ein Tier es sich handelte. Ebenso unsichere Angabe machte mir ein Sohn Robert Duncans: Sein Vater habe, 1898, sein letztes Quagga auf dem Kalk, zehn Kilometer südlich Persip, geschossen. Aber er war nicht sicher in der

*Quagga*

Unterscheidung zwischen Quagga und Burchellzebra, so daß eine Verwechslung wohl möglich ist. Heute besteht keine Hoffnung, irgendwo in Afrika noch ein einziges lebendes Quagga zu finden. Das Burchellzebra stand ebenso auf der Totenliste. Es wurde außerhalb des Feldes neu entdeckt und kann sogar im Kaokofeld in einigen Herden erhalten sein. Die Bergzebras wurden weniger gelichtet. Ihnen in die zerklüftete Felsheimat zu folgen, schoben die Jäger so lange hinaus, bis sie mit dem Flächenwild fertig waren. Die Chapmannzebras wechselten zur Regenzeit aus der Etoschaebene ins Kaokofeld, dessen festungartiger Felsenaufbau ihre Verfolger fernhielt.

Die Antilopen überließen ohne Gegenwehr dem Jäger ihre Trophäen. Ihre Gehörne bedeuteten nichts. Der Farbige hatte sie gefürchtet. Der Weiße brauchte sie nicht zu achten. Nur wer zu früh an verendende Tiere herantrat, konnte sie zu spüren bekommen und die stahlharten Schalen.

Die Flüchtigkeit der Steppenantilopen war kein verlässlicher Schutz mehr. Das schwerfällige Elen wurde mühelos vom berittenen Jäger eingeholt, zum Lager gekehrt wie ein Hausrind und an der Stelle auf die Decke gelegt, wo es zerwirkt werden sollte.

Das Gnu entwickelte immer zu spät seine volle Geschwindigkeit. Oryx und Pferdeantilope waren gleichschnell wie das Pferd, aber die Kugel reichte hinter ihnen her.

Halbmond- und Kuhantilope hatten flinkere Läufe. Aber sie verhofften zu oft, und der Jäger bekam sie doch.

Der Springbock schnellte auf federnden Sehnen vor dem Reiter her, aber seine Herden waren so groß, daß sie doch zu fassen waren. Und vom Bläßbock, der, nach Andersson, „in Gesellschaft von Gnus und Springböcken in zahlreichen Tausenden auf den weiten grünen Ebenen“ lebte, ist dem Feld keine Spur geblieben. Die Heimlichkeit des Buschwalds tat sich auf:

Waldkudu, Blaubock, Ducker und Steinbock kamen vor die Büchse. Die Dickichte der Flußufer lieferten ihre Bewohner aus:

Palla, Leche, Wasserbock, Rietbock waren verloren.

Von ihrem Stand auf ragenden Felsen wurden Bergkudu, Klippsspringer, Rehbock heruntergeholt.

Die Strauße merkten, daß lange Ständer und fluge Lichter das Ende nur verzögerten. An heißen Tagen wurden sie schlapp gehezt. Oder die Jäger schossen hinter ihnen her, sprengten sie auseinander und machten sich die Verwirrung zunutze.

Die Spur der Löwen und Leoparden wurde ausgeritten. Die scharfen Hunde stellten das Raubtier, und die abgeessenen Schützen griffen mit der Kugel in den Kampf ein.

Fallen, Eisen, Selbstschüsse halfen mit, das Raubzeug zu lichten.

Niederwild wurde gelegentlich mitgenommen.

1860 war Groß-Namaland, 1880 Hereroland kahl geschossen. Der Weiße hatte den Tierfrieden gebrochen, im Farbigen allzuwilligen Helfer, allzu gelehrigen Schüler gefunden. Europa klatschte Beifall, lobte die Qualitäten der Spieler und den flotten Gang der Handlung. Erst als der Vorhang gefallen war, merkten die Zuschauer, daß Unwiederbringliches verloren war.

Nun war es, als lehre den Farbigen die Einsicht ein, als würde ihren geblendeten Augen die Sehkraft wiedergegeben.

Den ersten Anstoß gaben die Orlam. Eine Hottentottin hatte einem Holländer Kinder geboren, die sich nach ihrem Vater Orlam nannten. Der Familiennamen ging später auf einen Hottentottenstamm, dann auf eine Gruppe von Stämmen über. Im Kapland war ihre Heimat gewesen. Bis 1840 wanderten sie nach Norden aus und ließen sich, Stamm für Stamm, im Wohnbezirk ihrer Verwandten, in Groß-Namaland, nieder. Sie waren von Grund auf verdorben. Sie hatten am nächsten dem Europäerherd gefessen, dessen sengendes Feuer um sich fraß, das Ursprüngliche zerstörte, das sie aus sich selbst geboren, genau aus ihrem Bedürfnis gestaltet hatten. Sie nahmen aus fremder Zone stammenden Erfsatz, Pferde und Flinten, Pulver und Blei, Schnaps, Tabak und Kleider, und verloren darüber Moral

und Kult, Tradition und Geschichte, Eigenart und Zukunft für ewige Zeit. Sie schleppten ihre Laster und Krankheiten über den Dranje, steckten ihre Verwandten an und halfen ihrer korrupten kapholländischen Sprache in unverdiente Ausbreitung. Sie hatten seit den Tagen, als man auf ihre Oberlippen Preise zahlte, viel gelernt. Sie kannten den Weissen durch und durch und sorgten dafür, daß seines Wesens Art kein Geheimnis blieb. Sie waren der Gärstoff, der das Feld in Wallung brachte. Sie wurden die Führer des Hottentottenvolkes, deren Geschick sich erst auf Jagd, dann im Kampf gegen die Herero erprobte.

Auch diesen konnte der Weiße bald keine Ehrfurcht mehr wecken. Nicht Fähigkeiten und Wissen, nur festem Willen und klarem Handeln beugt der Neger den Nacken. Er konnte kein Freund der Weissen werden, deren Gesamttheit die Einheitlichkeit fehlte, deren entfesselte Leidenschaften, fragwürdige Begabungen, anrüchige Gebräuche durcheinander tosten. Ihre Sucht nach Vorteil, nach Land und Vieh, lockte den Herero auf den gefährvollen Boden der Verschuldung. Er wartete der günstigsten Stunde, die Schlußabrechnung vorzulegen.

Die Bergdamara rauchten ihre Dachapfeifen bald wieder allein; die Waschimba fühlten sich im Raokofeld wohler als in der Ebene, hielten sich näher ihrem Omuhonga-Paradies, als dem lauten Treiben der Steppe; die Buschleute ließen

80

sich verleugnen. Wer nun durch ihr Feld ritt, mußte glauben, durch Menschenleere zu reisen. Keine bewohnte Hütte, keine glimmende Feuerstatt, keine frische Menschenspur gab Kunde von ihnen. Sie hielten sich verborgen in unzugänglichen Verstecken. Das Feld selbst schien feindlicher geworden zu sein. Dort mußte eine Wasserstelle liegen. Aber eifrigstem Suchen noch verbarg sie sich. Buschleute hatten sie verschüttet oder eingedeckt. Eine andere war vergiftet. Das Wild, das dort tränkte, verendete. So kam doch noch etwas Fleisch auf die Werst. Zusammengedrängt auf engen Raum fand das Buschvolk auch nicht mehr ausreichende Feldkost. Gewaltfame Mittel sollten dem Übel abhelfen. Das Abbrennen des Feldes zur Trockenzeit wurde Brauch. Eines Abends glühte irgendwo die Steppe auf, der Wind trieb die Flammen vor sich her, Gras, Kraut, Büsche, Bäume ergreifend, hinter sich eine einzige verkohlte Pflanzenmasse lassend. Schreckliche Verwüstung kennzeichnete den Weg, den das Feuer genommen hatte. Niemand löschte, nur der umschlagende Wind brachte die Brände zum Stehen, nach Tagen, nach Wochen. So brennt heute unausgesetzt der Ufersaum des ehemaligen Ngamisees, die nachwachsende Vegetation sorgt immer wieder für Brennstoff. Es bedurfte nur eines Funkens und der Gedanke wurde zur Tat. Das war etwas für Buschleute, die umständliche Arbeit nicht mögen. Nun fanden sie leichter ihre Wurzeln, Kartoffeln,

Zwiebeln und sonstigen Früchte mit klingendem Namen und elendem Nährwert, auch wohl ein Stück Wild, das nicht hatte entkommen können. Den Reisenden aber begleitete späherndes Mißtrauen Tag und Nacht. Er fühlte sich beobachtet, von unnennbarer Gefahr umgeben, mußte sich hüten, abseits der Wagenspur, der er folgte, das Dickicht zu betreten, sich von seinem Troß allein zu entfernen. Keinem Verirrten wäre Hilfe geworden. Führte der Zufall doch zu Begegnungen, so öffnete sich nicht Bitten, nicht Geschenken das Feld. Der Buschmann hütete das Wasser-geheimnis. Die Wasserstellen waren die Stützpunkte des weißen Jägers geworden. Er würde die letzte an sich reißen, wenn Torheit sie ihm verriete. Das durfte kein Buschmann tun. Dieser Sünde gegen den heiligen Geist der Selbsterhaltung wäre von den Stammesgenossen keine Vergebung geworden. Und zum ersten Male schwirrte ein Giftpfeil, sauste eine Keule auf einen Weißen. Die Farbigen vergaßen die Fehden untereinander. Gewiß gab es Feige, Geistigarme, Verderbte genug, die dem neuen Gedanken fern blieben. Die Einsichtigen aber sahen den Feind nur noch im Weißen. Er begann festen Fuß zu fassen. Aus dem umherschweifenden Jäger wurde der sesshafte Siedler. Wo Klippspringer einst von hohen Felsen zu Tal äugten, Rudus in stillen Nächten zum Wasser zogen, Buschleute das Leben der Steinzeit lebten, stand jetzt ein häßliches Lehmhaus mit

82

frechem Wellblechdach. Manch Träger neuer Kultur trat mit Ansprüchen und Meinungen auf der Vergangenheit herum, entweihete das Feld, erschöpfte den Platz, den er bewohnte, und stapelte in Schutt und Schmutz, Blechbüchsen und Glascherben unheilige Denkmale.

Von fern her reckte ein starker Arm sich über das Land. Der neue Schutzherr richtete seine Machtmittel auf. Viel guter Wille, viel ehrliche Tüchtigkeit hielten den Einzug. Aber sie kamen zu spät. Was Jonker Afrikaner, 1855, vorausgesagt hatte, geschah: „Ihr baut ein Haus und tut freundlich mit uns. Dann kommen die Schmauser,<sup>1)</sup> Vogelschieser, Spinnensucher<sup>2)</sup> und Kupfergräber. Ihr wollt es so machen, wie in Klein-Namaland, wollt unser Land nehmen.“

Wer in die Zeit um 1890 hineinblickt, wird erkennen: Die Zivilisation bedrohte den Lebensunterhalt der Farbigen, ihr Besitzrecht am Land, die Ergiebigkeit seiner natürlichen Quellen. Die Kultur war dabei, sie in fremden Puz zu zwingen, sie im Stil dressierter Affen zu Mitläufern des Europäertums zu machen. Es konnte kein Zweifel sein, daß von dieser Seite dem Farbigen kein Gewinn zusfloß. Er war der Geber. Er gab, willig oder zagend, störrisch oder geduldig, freudig oder mürrisch, aber er gab. Das Recht

---

<sup>1)</sup> Händler. <sup>2)</sup> Naturforscher.

des Stärkeren, der Wille des Europäers, kam in irgendeiner Form zur Geltung. Sollte der Absturz ins Nichts noch aufgehalten werden, so mußten andere Hände zugreifen.

Sie waren seit langem am Werk.

2 | In geduldigem Mühen hatten Missionare den Samen des Christentums gesät. Ihm sollte das Fruchtfeld ent wachsen, das dem Farbigen neue Werte reichte als Entschädigung für den Verlust bisherigen Besitzes. Die Geschichte der Mission umfaßt ein Jahrhundert. Sie ist ein Lehrbuch treuen, wahrhaften Strebens. Einfache Menschen, ohne Ansprüche, ohne vordringliches Wissen, erzählen von ihrem Tagwerk unter den Heiden, von ihrem Weg, der durch die Worte bestimmt war: „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie.“

Im Wechsel des Geschehens reihen sich oft dieselben Stationen aneinander:

Am Anfang geht alles gut. Die Freude an so bedeut samer Arbeit stählt den Körper, der Anstrengung ersehnt, um sie zu überwinden. Die Liebe zu Mensch und Tier, zur Natur und zu ihrer Eigenart klingt in fröhlichen Be richten wieder. „Beim Schlusse der Schule zeigten sich zwei Giraffen, indem sie sich ein paar hundert Schritte von der Schule am jenseitigen Ufer aufstellten. Bevor ich im Unter richt fortfahren konnte, mußte ich die Kleinen ein wenig gucken lassen.“ Gut, rein, milde redet der Sendling von

dem Hohen, das die Jünger zu Füßen des Herrn erlauscht hatten. Die Farbigen kommen; hören Gottesdienst, Bibelfstunde; nehmen Schul- und Religionsunterricht; lernen die Arbeit in Garten und Haus; bauen Kirche und Schule. Und die Zuversicht spricht mit IsaaK: Nun hat uns der Herr Raum gemacht und uns wachsen lassen im Land.

Die Erfolge des dritten, vierten Jahres bleiben hinter den ersten zurück. Der Zulauf stockt. Bekehrte fallen in alte Sünden. Wassermangel, Dürre, Jagd- und Kriegszüge entführen die Gemeinde, lichten, zersplittern sie. Die Kirche leert sich.

Dünn rieselt ein Teil der Herde dem Hirten zurück. Aber die Stützen fehlen, sind im Kampf gefallen, von Raubzeug zerrissen, Krankheit erlegen. Von neuem drum an die Arbeit. Aber der Kraft des Lehrers fehlt frühere Frische. Die Wirkung schwerer Berufsarbeit, zehrenden Klimas, veränderter Lebensart, schlechter Ernährung wird fühlbar. Das Mutterhaus erteilt dem Kranken und Matten Urlaub zur Kapstadt oder in die Heimat.

Gestärkt kehrt er zurück. Aber alles ist vernichtet. Die Feinde des Glaubens haben die Oberhand. Die Gläubigen sind abtrünnig geworden oder vertrieben, gemordet. Kirche, Schule, Wohnhaus liegen verödet, zerstört, beschmutzt, entweiht: „Fensterrahmen, Fußböden, Risten waren zum Feuermachen verwendet worden. Die Uhr war

zerschlagen, die Bücher lagen zerstreut. Das Haus war verunreinigt und mit unausstehlichem Geruch gefüllt." Der Garten ist der Wildnis zurückgegeben, der Stamm im Feld verschwunden.

Aber der Sendling harret aus, sucht eine neue Gemeinde und findet sie, lehrt, duldet, hofft und stirbt. Zwischen Sendlingsdrift und Sendlingsgrab liegt der Leidensweg vieler dieser tapferen Kämpfer. Sie sind hoher Achtung wert. Sie wurden zur Austauschstätte des Besten, was Europäer und Eingeborene zu geben hatten, mühten sich um das Verständnis dieser durch Welten getrennten Menschen, fanden durch Erforschung der Geschichte, der Sprache, der Sitten und Gebräuche das Vertrauen der Farbigen und zeigten ihnen, am eigenen guten Beispiel, die Möglichkeit einer höheren Lebensführung. Als Berater und Führer begleiteten Sendlinge die Stämme auf ihren Wanderungen und Kriegszügen, teilten Ungemach und Entbehrung, legten den Grund zu den ersten Wohnstätten, denen sie, in Anlehnung an die Geschichte des Volkes Israel, alttestamentliche Namen gaben. So jubelt im Namen der Hottentottenortschaft Bersaba uralte Freude wieder. „Siehe, ich habe Wasser gefunden“, und das Uris der Bastards wurde Rehoboth getauft, „denn da zankten sie sich nicht über“. Diese einsamen Lehrer mußten ihre Vergleiche dem Alten Testament entnehmen. Anklänge hallten ihnen entgegen, wie

jedem, der im Feld dieses beste Buch zum Begleiter hat. Wie Moses vom Berge Nebo, sahen die ersten Sendlinge vom Ramiesberg hinüber in das verheißene Land. Aber erst Vater Schmelen zog über den Oranje, wie Josua über den Jordan. In den Fluten wälzten sich Flußpferde, dem Behemoth gleich. „Er liegt gern im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten und die Bachweiden umgeben ihn. Siehe, er schluckt in sich einen Strom und achtet's nicht groß; läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen.“ Krokodile lagen, wie Leviathan, auf dem Ufersand. „Schrecklich stehen seine Zähne umher. Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde. Vor ihm her hüpf die Angst.“ Hugo Hahn griff zur Bibel, als er am Runene sich diesen Räubern gegenüber sah, und gedachte der Worte am Omuramba u Ovambo, als Buschleute ihn zur Vorsicht mahnten beim Baden in Omutu Ondju, wo vor Jahren ein Mann von einem Krokodil gefressen worden sei. Die Oranjeberge waren zerklüftet wie der Libanon, von wilden Tieren belebt. War der Klippspringer nicht der Gemse gleich? „Weißt du, wann die Gemen auf den Felsen gebären?“ Kletterten die Bergzebras nicht wie Wildesel. „Er schauet nach den Bergen, da seine Weide ist.“ Waren nicht hier wie dort Klippdachse, Löwen, Leoparden. Die Ebenen waren, wie in Palästina, von Gazellen und Straußen

belebt. „Der Fittich des Straußen hebt sich fröhlich. Zur Zeit, da er hoch auffähret, verlachtet er beide, Roß und Mann.“ Das Brackwasser des Koankip war ekel wie das Bitterwasser von Mara. Namafeldhühner fielen ein, sinnlos vor Durst, ließen sich totschlagen und auffammeln wie die Wachteln in der Wüste Sin. Buschleute brachten flebrige Feldkost, dem Manna ähnlich. Unter brechendem Gestein sprang Wasser hervor, wie aus dem Felsen Horeb oder dem Fels von Rades. Wie die zehn Plagen über Ägyptenland, lag auch über das Feld Unheil gebreitet. Stechmücken peinigten die Schläfer zur Nacht; Ungeziefer nistete auf den Luftpflanzen; Frösche füllten die Sümpfe zur Regenzeit; Heuschrecken fraßen das Feld kahl; Hagel fiel herab; und Finsternis legte sich aufs Land, als Scheppmannsdorf in den tosenden Wassern des Kuiseb unterging; Seuchen fegten über das Feld; Pocken rafften Menschen dahin; und die ägyptische Augenkrankheit nahm Bruder Rath die Sehkraft. Waren die Völker nicht geschieden in Jäger und Hirten, wie wenn das Wort des Herrn zu Rebekka auch hier gesprochen worden wäre. „Zwei Völker sind in deinem Leibe, und zweierlei Leute werden sich scheiden aus deinem Leib; und ein Volk wird dem anderen überlegen sein, und der Ältere wird dem Jüngeren dienen.“ Der Jäger wurde dem Hirten untertan, wie die Bergdamara den Herero. Die Geschichte Esaus und Jakobs könnte ins Feld gelegt werden.

Der Jäger Esau nimmt Röcher und Bogen, „daß er ein Wildbret jagte und heimbrächte“; das kostete Mühe und Zeit, und Jakob, der Hirte, konnte den Bruder betrügen. Wurde auf dieser Grundlage nicht oft genug auch hier Betrug geübt? Erst durch das Gleichnis wurden die Geschichten des Alten Testaments in rechte Beleuchtung gerückt. Die Begegnung des Knechtes Abrahams mit Rebekka am Wasser, Rahel, die ihre Schafe zur Tränke treibt, lachende Augen, schlanke Glieder — es fehlt nichts als das rote Kopftuch der Hereromädchen.

Zur Ausbreitung des Glaubens drangen Missionare in alle Winkel zwischen Oranje und Kunene. Die Reisen Schmelens, des Apostels des Feldes, von Pella nach Bethanien 1814, Hugos Hahns nach Naosannabis 1843, Kolbes ins Damara-land 1848, Hahns und Raths ins Amboland 1857, Hahns nach Ondonga 1866 sind Großtaten an Glaubensmut und Forschungseifer.

Aber war die Botschaft von Nutzen, für den Bringer erfolgreiche Arbeit, vom Empfänger greifbare Besserung zu erhoffen? Einige sagen, der christliche Glaube habe Eingang bei Hottentotten gefunden. Aber in der Seele der Hottentotten konnte kein reiner Gedanke mehr wachsen und zu tiefer Erkenntnis reifen. Wie ihr Gesicht durch Inzucht und Verbrechertriebe zerstört, ihr Land eine verdorrte Wildnis ist, so lastet auf ihrer Seele der Fluch einer verkommenen Rasse.

Mission

Öde Leere grinst den entgötterten Himmel an, aus dem der angebetete Ahn Heitfi Eibib längst vertrieben ist und der ihnen kein Evangelium mehr zu künden hat.

Waren die Bantus dem christlichen Glauben zugänglich?

Schwarze, glänzende Haut umspannte einen hohen, aufrechten Körper, den ein stolzer, grausamer Sinn bewohnte. In ihrem Himmel, den Wolken nur kurze Zeit im Jahre verdüstern, wohnte Omukuru, der Urahn, den man mit einem Gruß, nicht mit Gebeten ehrte. Er, der nur die Güte, nicht Lohn noch Strafe kannte, sah wohlgefällig auf seine Kinder hinab, die im Gefühl der Sündlosigkeit keinen Beruf empfanden, Buße zu tun.

Buschleute und Bergdamara sollen für den christlichen Glauben empfänglich gewesen sein? In die Tiefen dieses Mysteriums dringen Menschen nicht, die von Wassermurzeln leben und auf einer Stufe stehen, die dreißig Jahrtausende vor Christi Geburt schon stand.

Anderere sagen, die christliche Sittenlehre würde von Hottentotten verstanden und aufgenommen. Aber sie hatten ein eigenes Sittengesetz, dem alttestamentlichen ähnlich, und befolgten es, seit dem Zusammenstoß mit den Weißen, doch nicht. Wie vom Sinai her klang das Gebot: Du sollst nicht morden, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht lügen, du sollst die Alten ehren. Und echt mosaisch wurden die Tiere geteilt, in reine und unreine. Tiere, die wiederkäuen,

sollst du essen (also Giraffen, Büffel, Rinder, Schafe, Ziegen, Antilopen), Tiere aber mit gespaltene Klauen, die nicht wiederkäuen, sollst du nicht essen (Schweine), nur in höchster Not sollst du Zebra- und Dachsfleisch nehmen, aber Hase und Schakal sollst du nicht essen, auch sollst du kein Was anrühren. Aber sie handelten nicht mehr danach. Und konnten noch weniger der Christenlehre leben, die ihrem entrechteten Volk die Zumutung machte: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen.

Die Moral der Bantus war auch nicht schlecht. Aber sie war anders als die christliche. Vieles, was wir Sünde nennen, war ihnen Unschuld. Und sie hatten manches, was in in einem harten Lande Tugend ist! Sie waren unerbittlich gegen das Schwache, furchtbar im Haß, furchtlos im Tod.

Buschleuten und Bergdamara aber war ihr erbärmliches Dasein allein der beste Erzieher.

Nein, auch die Mission konnte den Absturz nicht aufhalten. Auch sie machte die Farbigen nicht glücklicher, nicht besser, nur unsicher, die Kluft blieb unüberbrückbar, die zwischen der gütigen Lehre der Missionare und der Wirklichkeit gähnte.

Die Empörung kam.

Die Herero warfen jauchzend die Masken ab, die guter Glaube und böser Wille ihnen vorgebunden hatten. Sie

200 000  
15 T

feigten wie ihr mittäglicher Staubsturm über die Plätze und Siedelungen der Weißen, zu spät erkennend, daß eine furchtbare Macht unzählige Reiter ins Feld führen konnte. Sie starben todesgemut vor den Feuereschlünden der modernen Zeit oder in der graufigen Dürre des Sandfelds. Zweihunderttausend Menschen soll ihre Volkheit umfaßt haben. 1906 wurden noch fünfzehntausend gezählt. Ein erschütterndes Geschick hatte sich vollzogen.

Zyuzike

Die Hottentotten wollten die günstige Gelegenheit, jahrhundertalten Haß zu kühlen, nicht ungenutzt lassen und griffen im falschen Augenblick in den Krieg ein. Sie fochten für nichts Höheres mehr als die Unabhängigkeit ihres Viehdieb-daseins. Dafür ward ihnen gerechte Strafe. Hätten sie zweihundert Jahre vorher die große Entscheidung gesucht, so wären sie mit Ehren untergegangen. So aber entbehrt dieser verspätete Tod der Fragil.

Was sonst noch hineingerissen wurde, nahm gleichen Schaden.

Es war der Kampf zwischen alter und neuer Zeit. Was mit dem Buren Jakob Coşec 1760 am Oranje begonnen hatte, kam 1908 an der Ambolandgrenze zum Abschluß. Von Süden nach Norden erfolgte der Druck auf Farbige und Wild. Sie wurden vernichtet oder in Grenzland gedrängt. Den Deutschen trifft keine Schuld. Er war der zufällige Erbe des Feldes, das längst vor ihm im Todes-

92

kampf lag. Dieselbe Kraft, die ihn zur Herrschaft brachte, fegte das Alte, Schwache, Seltsame in Afrika vom Platz. Hierüber zu klagen, hat keinen Sinn mehr. Wohl aber war der Frage nachzudenken: Wie ist nun der Neuaufbau zu ordnen, wie kann aus den Trümmern neues Leben erstehen, wie ist der Nutzen der Heimat mit der Pflicht zu vereinen, die der Eroberer der geschlagenen Natur dort draußen schuldet, den Tieren und Menschen des Feldes.

Als nun der Friede kam, in Karas- und Oranjebergen, in Kalahari und Namib die letzten Schüsse verhallten, Sonne und Raubzeug die Spuren des Kampfes tilgten, in Holzkreuzen und Grabhügeln das große Trauerlied verstummte, war das Feld und seine Bewohner in die Hand des Siegers getan. Ein paar Stämme, die nicht sich selbst treu geblieben waren, aber treu genannt wurden, weil sie nicht den Mut zum Sterben gehabt hatten, behielten ihre Gebiete. Die Hottentotten von Bersaba, die Bastards von Rehoboth, die Bergdamara von Okombaha durften die Frucht ihrer zweifelhaften Enthaltbarkeit in scharf umgrenztem Eigenland genießen. Die Ovambo hatten zwar ihren Unwillen mit der deutschen Herrschaft durch den Überfall einer Grenzstation bekundet, sich dann aber mit schlechtem Gewissen hinter ihren Sand- und Brackgürtel zurückgezogen. Kluge Vorsicht ließ sie ungestraft. Was sonst am Aufstand teilgenommen hatte, fühlte die schwere Faust des Siegers. Er sammelte die

Namibom

zersprengten Trupps. Aus Stein- und Sandböden kamen sie an: morsche Hottentotten, kranke, verwundete Männer, verlumpfte Knaben, verhärmte Weiber, verlotterte Kinder, zerschundene Pferde, trockene Mutterschafe, ein Haufe jammernenden Elends. Die Reste der Bondels, zu denen einst die warnende Stimme am Dranje gesprochen hatte, wurden in enges Reservat gepfercht, die anderen verschickt. Die feuchte Meerluft der Haifischinsel, die Tropendünste Togos, die Gefängnisse des Damaralandes wurden ihre Totenkammern.

Aus dem Sandfeld kamen Herero zurück, noch in besserer Haltung, aber ohne ihr Vieh. Das lag, mit der Masse des Volkes, verdurstet im Busch, säumte die Pfade ihres Todeszugs. Es war keiner unter uns, der nicht sah, daß hier zuviel geschehen war. Rechts und links lagen die gedunsenen Pestkadaver der stolzen Hererorinder. Nasgeier und Schakale hatten Tage satter Zufriedenheit. Diesen Vorrat konnten sie nicht bewältigen. Wollten wir unsere brennenden Gaumen erquicken, so zogen wir an den Trensenriemen unserer müden Pferde die geblähten Körper des abgestürzten Viehs aus den Pfützen und tranken die unsagbar ekle Brühe. Sattelten wir im Busch ab, so stießen unsere Füße gegen Leichname. Ein junges Weib mit welker Brust, das erstarrte Gesicht mit Fliegen besät, eine verschrumpfte Mißgeburt an die Hüfte gepreßt. Eine Alte, der das Laufen besonders schwer geworden war. Acht oder zehn Beinringe

aus groben Eisenperlen, das Zeichen ihrer Würde und ihres Reichthums, hatten bis auf die Knochen das Fleisch zernagt. Hier eine Tote, der das Leibchen aus Straußeneierschalen, die kostbare Omutombe, einst fest den gesegneten Leib umspannte, jetzt über Haut und Knochen raschelte. Hinter einem Strauch eine Lederhaube, dreiblätterig; ein Mantel, mit Eisenperlen benäht; ein Kochlöffel aus dem Holz der Albizzia, kunstvoll als langstieliges Blatt geschnitten, anderer Hausrat, weißes Gebein — tagtägliche Bilder. Da ein Bengel. Er lebte noch, stierte mit blödem Lächeln aus leerem Hirn ins Nichts. Ich nahm ihn auf, gab ihm den Wassertopf, etwas Hartbrot. Er machte ein Jahr lang dann noch den Hottentottenkrieg bei mir mit. Später sah ich ihn, einäugig, im Windhuker Gefängnis wieder. Wer zu den Geheften des Sandfeldes gehört hat, wird den Glauben verloren haben, daß auf Erden Recht noch gilt. Im Schoß der erschöpften Weiber konnte für Jahre hinaus kein wertvoller Nachwuchs reifen. Die Herero wurden in Familien aufgeteilt, zwangsweise der Arbeit auf Dorf und Farm zugeführt. So war ihnen die Möglichkeit zu neuem Aufstieg genommen. Die Zuteilung von Land und Beutevieh, der Zusammenschluß aller zu einem Stamm, die Aufrichtung einer eigenen Herrschaftsform hätten ihre Kultur, ihren Wert, ihre Volkheit zu retten vermocht. Was im Barotse- und Basutoland englischer Einsicht gelang, hätte

gleichgute Frucht hier getragen. Die Farbigen waren ent-  
erbt. Der Weiße setzte sich an ihre Statt. Er richtete sich  
im Felde ein, holte tief und gemächlich Atem, dehnte die  
Glieder. So drückte er auf die Grenzlande, wo die Stein-  
zeit aus furchtsamen Augen auf die Wellblechzeit herübersah.  
Mit völlig unzulänglichen Mitteln trozten Buschleute und  
wildwohnende Bergdamara dem Vordringen der Weißen,  
erschlugen oder vergifteten da und dort einen dieser verhassten  
Fremdlinge, wurden dafür gehenkt und erschossen, fielen auch,  
von allen Seiten gestoßen, übereinander her, wie Hunde über  
einen Artgenossen, der geschlagen wird, lieferten sich verlust-  
reiche Gefechte, ohne zu ahnen, wie kostbar sie der Völker-  
kunde sind, ließen sich zu Haufen treiben, auf Sammelwerfste  
sperrten, starben an Malaria oder brachen wieder aus oder  
versuchten, im Sinne der Neuzeit, sich auf anständige Weise  
zu ernähren. Diese rührenden Versuche. Wenn draußen  
das Feld vor Trockenheit stöhnte, der Boden auseinander-  
brach unter den Glutstreichen der Sonne, das Rhatizeug am  
Leibe brandig roch, als müsse es in Flammen aufgehen,  
dann erschien wohl im Gänsemarsch eine Buschmannhorde.  
„Morro,“ kam es aus heiseren Kehlen. — „Was wollt ihr?“  
— „Arbeiten.“ Abgemacht. Und sie halfen Vieh und Pferde  
hüten, Lehmziegeln kneten, Bausteine tragen. Abends er-  
hielten sie Mehl oder Reis und konnten ihren Leibern, die  
schrumpfig wie Morcheln waren, wieder zu etwas Rundung

verhelfen. Wenn dann endlich der Himmel ein Einsehen hatte, fern im Osten die ersten Wolken schatteten und wieder eines Morgens die Buschleute zur Arbeit eingeteilt werden sollten, waren sie fort. Verschwunden im Busch. Sie konnten nicht anders. Da liefen sie nun Tag und Nacht dem Strich entgegen, der ein paar Regentropfen bekommen haben mußte. Jetzt sproßte dort das erste frische Gras, Wild zog herbei, Raupen krochen über das Laub, ließen sich von den hung- rigen Allesessern auffammeln. Auch das wurde ihnen ver- argt, daß sie reuevoll zu ihrer Allmutter heimkehrten, sobald sie ihnen ein freundliches Gesicht zeigte. Noch heute, 1914, verfolgt man sie, nimmt ihre Kinder fort, läßt sie fern der Mütter aufziehen. Der Europäer, dessen Evangelium Arbeit heißt, konnte nicht zusehen, daß Menschen die Erde traten, die von dieser Botschaft nichts wissen wollten. Vom Glauben durchdrungen, daß er allein wahre Erkenntnis besitze, duldete er keine andere Auffassung. Die ewig langweilige, ewig heutige Gleichmacherei erstickte in ihrem trüben Brei das alte Leben.

Der Teil der Frage hatte keine glückliche Antwort ge- funden: Keine Auferstehung wartete der Menschen des Feldes.



Zweiter Teil  
Tiere des Feldes



Die Wirkung des großen Aufstandes auf die Tierwelt wurde in zwei Hinsichten fühlbar.

Die große Zahl deutscher Reiter, fremder Helfer, die sich über das Feld ergoß, beunruhigte allein durch ihr Dasein das Wild. Gegenden, die keines Weißen Fuß noch betrat, wurden von der Truppe durchsucht. Der Hunger, den sie mitbrachte, führte zu bedenkenlosem Schießen. Art und Geschlecht, Alter und Jahreszeit hatten keine Bedeutung. Es war aber so wenig da, daß der Schaden gering blieb. Die Aufgabe der Truppe fesselte dazu einen so großen Teil von Kraft und Zeit, daß wirkliche Jagdzüge Seltenheit blieben. Die Truppen der Front hatten einen furchtbaren Gegner niederzuwerfen, brauchten ihre Patronen für diesen Zweck. Die Kolonnen- und Etappenreiter konnten sich nicht weit von ihren Wagen und Standorten entfernen, ohne unliebsame Erlebnisse erwarten zu müssen. Die Hottentotten hatten besondere Vorliebe für Angriffe auf die rückwärtigen Verbindungen. So kam selten anderes in den Kochtopf, als eine Kleinantilope oder ein Perlhuhn. Tatsache blieb, daß das Wild noch mehr vergrämt wurde, ohne große Einbuße an Kopfzahl zu erleiden. Nach dem Frieden aber

*erwähnt*

waren weite Strecken des Landes von Bewohnern leer. Zweihunderttausend Farbige fehlten plötzlich, brauchten für ihren Unterhalt hier nicht mehr zu sorgen. Die Flut deutscher Reiter schwoll langsam ab. In der gähnenden Öde waren ein paar hundert Siedler und Kaufleute, dreitausend Soldaten und die Beamtschaft die Überlebenden. Das kam der Tierwelt zugute. In diesem Zustand die günstige Gelegenheit zur Aufrichtung wirksamen Wildschutzes zu erkennen, war das Verdienst des Gouverneurs von Lindequist.

Ohne Zeitverlust, ohne Schreibstubenbedächtigkeit schuf er, 1907, Wildbanngebiete. Irgendwo mußte das Wild geblieben sein. Da niemand Genaueres wußte, entschied er sich für drei Gegenden, die Etoschasenke mit nördlichem Raotofeld, das Dvangovalfeld, das untere Ruisebfeld, zusammen von der Größe Süddeutschlands. Er traf damit ziemlich das Rechte. Was diese Tat in einer Siedlungskolonie bedeutete, ist des Beachtens wert. Raum war das ehemalige Land der Herero und Hottentotten als Reichsbesitz erklärt worden, so strömten Kauflustige herbei, drängten den Gouverneur in die Rolle des Auktionators, der jeden Felsen dieser Konkursmasse billig ausbieten sollte. Je schneller das geduldige Feld aufgeteilt würde, desto besser erschien es vielen. Einige wünschten Bauernhof an Bauernhof, andere Großfarm an Großfarm gereiht. Da war eine starke Hand und ein klarer Blick nötig, um durch die Ehrgeize aller

Stürmer und Dränger hindurchzusteuern. Mag er hierin nicht sicher genug gewesen sein, das Verdienst ist nicht zu schmälern, daß er sich des Wildes erbarmte, wertvolles Land umfriedete, das unverkäuflich blieb. Er verbot in den Tier-  
schutzstätten die Jagd, das Umherziehen ohne Erlaubnis und hat damit den Grund zu einer nicht geahnten Neuflut des Wildes gelegt.

1909 folgte eine großwüßige Jagdverordnung. Sie baute auf kleineren Anfängen aus der Zeit vor dem Kriege auf.

Sie verbot die Jagd auf Elefanten, Flußpferde, Rhinoze-  
rosse, Giraffen, Zebras, Büffel, Elenkühe, Pallakühe, Rudu-  
kühe; Strauße; Geier, Sekretäre, Springhahnvögel, Eulen,  
Pfefferfresser, Flamingos; Antilopen und Gazellen, bei  
denen das Gehörn noch nicht zum Durchbruch gekommen war.

Sie verbot ferner das Wegnehmen und Beschädigen von  
Straußeneiern und Perlhuhneiern und das Einfangen von  
Straußenküken ohne Erlaubnis. Sie führte Jagdscheine ein,  
setzte die Gebühren fest für einen Jahresjagdschein auf vierzig  
Mark, für einen Expeditionschein auf eintausend bis fünf-  
tausend Mark, für einen Straußenhahnjagdschein, gültig für  
zwei Monate zwischen 1. März und 1. November, auf zwei-  
hundert Mark.

Der Bierzigmarkschein berechtigte zur Jagd auf „alle  
größeren Antilopen- und Gazellenarten, nämlich Gnus oder  
Wildebeeste, Hartebeeste, Rudus, Elenz, Bleßböcke, Riet-

böcke, Griesböcke, Gemsböcke, Bastardgemsböcke, Bastardhartebeeste, Säbelantilopen, Pallaantilopen oder Rooiböcke, Springböcke und alle kleinen Antilopen, Wildschweine, Perlhühner, Frankoline, Flughühner, Trappen, Enten, Gänse, Unterbeiß“.

Sie überließ dabei dem Ermessen des Jägers, was er sich unter den willkürlich oder kapholländisch benannten Tieren vorzustellen belieben sollte. Aber das schadete nicht. Später blieb zur Sichtung und Säuberung noch Muße genug.

Sie setzte eine allgemeine Schonzeit vom 1. November bis Ablauf Februar fest, aber nicht für Wild vom Springbock abwärts.

Sie unterwarf die Eingeborenen denselben Bestimmungen, verbot ihnen außerhalb der Stammesgebiete die Jagd vollständig.

Sie führte Strafen für Jagdfrevel ein.

Mit dem Rüstzeug einer brauchbaren Jagd- und Reservatverordnung angetan, war das Wild gegen neue schwere Verluste gewappnet. Daß noch zu bessern blieb, war selbstverständlich. Das Rad der Entwicklung rollt auch hier. Aber für den Augenblick war genug getan.

Was dem Menschen versagt blieb, wurde dem Wild <sup>x</sup> gewährt. Der Druck ließ nach, der es gegen die Grenzen und in Schlupfwinkel getrieben hatte. Die wunderbare Naturkraft, die es allen Ängsten und Nöten entgegengesetzt hatte, konnte von neuem wirken, vieler Hemmnisse frei, schuf

bessere Nachzucht, mehrte die Rudel. Langsam breitete es sich über die alten Bezirke, kehrte zaghaft dem Feld zurück, das seine karge Heimat ist.

Von der Feste Namutoni herab sah ich die besseren Tage nahen. Der Ostteil des großen Tierparks an der Etoſcha war unter meine Aufsicht gestellt.

Auf weißer Kalkhöhe hob sich weiß das Viereck zinnen-tragender Mauern. Davor der schilfbestandene Sumpf, die geheimnisbergende Tiefe mit Erinnerungen an Elefanten und Nashörner und die Laten großer Jäger. Dort schöpften wir das brackige Wasser, dort stiegen zur Regenzeit Mückenschwärme auf, die Malaria und Pferdesterbe brachten. Vier Türme ertrotzten sich den freien Blick weit über die Ebene, tief in das Umboland hinein, in das Sandfeld und das Buschmannland, über Grassteppen und Buschwald hinweg in ewigem Wechsel. Nur fern im Süden die Kammlinie einer Bergkette, die unerforschte Wildnis des Karst. Im Nordwesten aber leuchtete das große Wunder, die Etoſcha. Die Etoſcha zur Trockenzeit — Buschwald legt sich als breiter Gürtel um ihre Ufer. Über engverschlungenem, mannshohem Gestrüpp mit fahlem, verkümmerten Laub spannen Dornbäume ihre breiten Dächer. Die Fiederblätter sind verschrumpft, die Dornen ragen hervor, unverhohlen, Waffen in allen Formen, handlange Lanzen, wie sie das Haupt des großen Dulders marterten; krumme, heimtückische

Etoſcha

Krallen, wie an Katzenpfoten, einzeln oder in Bündeln, ein bewaffneter Wald. Dazwischen Stämme mit lichtgrünem Laub. Schmetterlinge mit langgeschwungenen Flügeln sind zu Blättern gewandelt, dem steilstehenden Laub der Mopane, Goethes Ginkgoblatt ähnlich, dem Sinnbild des durch Liebe getheilten Wesens. Bald finster verschlossen, bald offener dehnt sich der Buschwald. Grassteppen sind eingesprenkelt wie reife Kornfelder, die in schwerem Goldgelb des Schnitters harren. Am Saum spitzes, stacheliges Sauergras, erikafarbene Brackbüsche, Kalkgeröll — dann senkt sich ein Steilrand von wenigen Metern, und nun breitet das Etoschagrauen seine schlohweiße, glitzernde Unendlichkeit aus. Ebene an sich fließt in ewig gleicher, unsagbarer Trostlosigkeit ins Weltall hinein. Kein Horizont dämmt die erstarrte Salzflut; kein Ufer ist den Augen erreichbar, das den Absturz ins Bodenlose, in Luft und Äther zu hemmen vermöchte. Schwere Dünste steigen empor, als sei Schwefel und Feuer herabgeregnet, wie über Sodom und Gomorra. Das Tote Meer aber, das hier in zäher Flut einst wallte, ist längst in sich selbst erstickt. Der salzige Grund allein ist geblieben. Das Pflanzenleben hat an diesem Gestade haltgemacht. Der Same stirbt, der von Wald und Steppe herüberweht. Kein schüchterner Halm ringt sich durch den Panzer. Der bleiblaue Himmel wirft seine Farben in diesen Spiegel. Von fern gesehen kräuselt die Etoscha sich dann wie ein leicht-

106

bewegtes Meer. An Stellen reinen Salzes locken bläuliche Töne wie Wasser. Wo der braune Lehmgrund sich dem Salz vermischt, wird die Tönung düster. Huschen die langen Schatten des Abends und Morgens über die Pfanne, ihre Landzungen und Buchten, Inseln und Kalksinterriffs, dann fehlt oft nichts, die Täuschung, hier woge ein Binnensee, vollkommen zu machen. Dann glauben die Augen das ferne Ufer zu sehen. Hohe Wände entsteigen der Umbolandsenke, schließen das Meer in eisenfinstere Mauern. Sie zerfließen, wenn die Sonne steigt.

Aber wenn die Nacht sich senkt, schwinden die hingehauchten Farben aus dem Antlitz der Etoscha. Sie bleicht zu blutleerem Leichnam, der seine gespenstig weißen Glieder, hart, trocken und kalt, heißend kalt, weit über den Lichtkreis des Nachtgestirns streckt. Droben auf dem Erabanten der Erde schreitet der Mann im Mond über ein ähnliches Totenland gipsweißer Erstarrung. Ihn friert nicht mehr, als den nächtlichen Reiter über die Etoscha. Die Pferdehufe treten das Grauen von damals, als es hieß: Die Erde war wüst und leer. Jedes Geräusch zerbricht, leise knirschend, im Salz. Roß und Reiter wachsen in übernatürliche Größe, wie Schatten, die durch das Totenreich gleiten. Sie drängen dem Ufer zu, als fühlten sie die Schauer des Inferno wehen, wo vergessene Frevler ewige Qualen leiden, verbannt sind an einen Ort hoffnungsloser Verzagnis. Endlich naht

der dunkle Saum. Alleen ragen in die Nacht wie Seezeichen. Der Eiseshauch verweht und der lebendige Atem bewachsenen Bodens wird fühlbar.

Wer nach solchem Nachtritt kurzem Morgenschlaf erwachte, ist überwältigt von der Fülle des Etoschalebens. An den einhundertundzwanzig Kilometern des Südufers drängt sich Rudel an Rudel: Kuhantilopen und Pallas im roten Rock, Drye im Staubmantel, Gnus im Frack, Zebras in zweierlei Tuch, Strauße in großer Aufmachung sind allüberall. Rudus treten aus dem Buschwald, Springböcke marschieren die Kammlinien flacher Geländewellen entlang, Ducker, Steinböcke, Blauböcke halten sich bescheiden zurück. In der Nacht gleitet Raubzeug durch die Wildnis. Aber nur wenige tausend Meter wagt sich die Tierwelt auf den Salzboden. Sie wechselt zu den Inseln und Landzungen; dem Innern bleibt sie fern. Nur einmal fand ich eine Antilope tief im See. Sie hatte ihren Mut mit dem Tod gebüßt. Rings um uns, von Himmel zu Himmel, nur Salz. Da tauchte ein schwarzer Klumpen auf, groß, seltsam. Als wir herankamen, erkannten wir die Mumie eines Gnus. Sie war fehlerlos erhalten. Dem einsamen Wanderer war kein Lebewesen gefolgt. Kein Schakal, kein Raubvogel hatte sich der grauenvollen Öde anvertraut.

Mit dem ersten Regen flieht die Tierwelt. Das Salz der Pfanne löst sich auf. Die Ufer durchweichen, werden

*Furpaly*

zu zähem, glitschigem Modder, dem Durchschlag. Von Osten her wälzen sich in regenreichen Jahren Wasserströme der Etoscha zu, braun, wild, tosend. Es sind die überfließenden Wasser des Okavango, die wahrscheinlich durch Omatako- und Ovambo-Omuramba den Weg nehmen. Sie durchlaufen in vierhundert Kilometer langem Bett die Ebene des Großen Sandfeldes, bis sie den salzigen Schoß erreichen, bringen Fische, dickköpfige Welse, und Wasserflugwild mit, aber nicht mehr Flußpferde und Krokodile wie ehemals. Der See füllt sich bis zum Rand mit bitterer, eßler Flut. So gewaltig schnell stürzt das Wasser des Okavango heran, daß von heute auf morgen aus Mangel Überfluß wird.

Wir ritten im Tal des Omuramba u Ovambo. Buschleute führten uns von Wasserstelle zu Wasserstelle. Oft fanden wir nichts, meist wenige Tropfen. In Omutu Ondju hatten wir mit den Tassen mühsam die Feldflaschen zu füllen vermocht, das Kalkloch leer geschöpft. Dann waren wir weitergezogen. Ob morgen Wasser gefunden würde, wußten wir nicht. Wir verließen gegen Abend das Flußbett, bogen nach Süden aus, nächtigten abseits. Am nächsten Morgen wollten wir wieder im Flusse suchen. Der Alte von Gangois lief mit seinen Leuten voraus. Da plötzlich Geschrei und Rufen und ein fernes, dumpfes Geräusch. Es wurde lauter, tiefer, grollender. Und als ich den Hügel vor mir

erreicht hatte, sah ich — hinab auf eine stürzende Wasserflut. Das gestern noch klapperdürre Bett konnte die Masse kaum fassen, die in tollem Übermut des Wegs kam. Äste, Schutt, Sand wirbelten mit, und wir Weiße fanden es auch sehr nötig, dabei zu sein. Wir ließen uns stromab reißen, irgendwo ans Ufer werfen und wiederholten das, bis wir genug hatten.

Nach diesem 18. Januar 1907 brachte schon derselbe Monat des Jahres 1909 ähnliches Schauspiel. Der Omuramba hörte das ganze Jahr nicht auf zu fließen. Wieder ritten wir nackt auf Maultieren stromauf, warfen uns ins Wasser, ließen uns treiben. In Omeva bauten wir ein Floß. Die Strömung trug uns hinab, an Galeriewald vorbei, an grüner Grassteppe und wiegenden Palmen. Aber zu spät sahen wir den Dornbaum hinter der Krümmung. Schon saßen wir fest; unter den Füßen sank das Floß, Gewehre, Mundvorrat, Rodak entschwanden. Der länglichrunde, bis auf ein tiefes Trichterloch längst versiegte Einsturz von Hoais füllte sich bis oben; in den Otjikotosee stürzten Wasserfälle, der Pferdestall von Namutoni wurde der Erde zurückgegeben, aus der er gemacht war. Der alte Burenkommandant Lombard, seit fünfundzwanzig Jahren im Feld und ein Mitbegründer des Etoschafreistaates Upingtonia, schüttelte, erstaunt über so viel Regen, die wilde Mähne.

7 Regen

Wenn die Regenzeit endet, die Sonne fleißig aufwischt, aus Schlick und Schlamm sich fester Boden formt, leuchtet der alte Seegrund bald wieder im Glanz neuer Salzkristalle. Das Wild kehrt zurück.

Mit jedem Jahr wurde es vertrauter. Mensch und Tier versöhnten sich. Es war, als sei ein Wort gesprochen, das alle Kreatur verstanden habe, vielleicht eins dieser Worte mit katholischer Klangfarbe aus dem Sprachschatz der Herero, wie Ohange, der Friede, oder ein Wort, das in so schönen, klaren Lauten schwingt, daß es Gemeingut aller Sprachen sein kann, das wie ein Vermächtnis aus ältesten Tagen kommt, das Wort, das über dem Strome Edens und seinen vier Hauptwassern geklungen haben mag als Zeichen des Bundes zwischen Mensch und Tier, und das heute noch aus Schilf und Röhricht singt, wenn der Abendwind mit kühler Hand hinübergleitet, ein Wort wie Allida, das nichts anderes als Heimat heißen kann.

Wer nun zur Etoscha hinausritt, ahnte ein Bild weiter Zukunft: Befriedete Tierwelt.

Träge lagen die Gnus im Sonnenbrand. Auch die Dryx wurden nicht hoch, wenn wir kamen. Kudus nahmen am hellen Tage, vor unseren Augen, angesichts der Feste, Wasser auf. Strauße führten ihre Rücken an unsere weidenden Pferde heran. Zebras schlossen Freundschaft mit ihnen. Springböcke zogen eingefädelt an unserer Krankenbaracke

vorbei. Giraffen durchrissen den Draht unseres Feldkabels. Und eines Nachts donnerte zum ersten Male wieder die Stimme eines Löwen gegen die Mauern.

Es waren Weihetage meines Lebens, wenn ich mit Obai, dem Buschmann, die Kalkufer der Etoscha beging. Wo früher nur die Staubwolken flüchtigen Wildes wehten, lag nun Etoschafriede. So schrieb ich, was ich am 4. September 1908 zwischen 6 Uhr 15 Minuten und 10 Uhr 30 Minuten vormittags auf der zehn Kilometer langen Strecke von Okerfontein über Springbockfontein nach Manjesfontein sah, in folgenden Zahlen nieder:

3 Dryx, 2 Gackelhühner, 6 Perlhühner, 2 Großtrappen, 69 Gnus, 8 Großtrappen, 2 Gackelhühner, 29 Zebras, 17 Perlhühner, 8 Gnus, 1 Gnu, 40 Gnus, 2 Gnus, 16 Springböcke, 5 Perlhühner, 12 Gnus, 2 Steinböcke, 34 Gnus, 20 Zebras, 2 Gackelhühner, 9 Zebras, 3 Gnus, 9 Zebras, 10 Gnus, 10 Zebras, 12 Perlhühner, 17 Perlhühner, 22 Zebras, 10 Springböcke, 17 Zebras, 15 Gnus, 40 Zebras, 6 Gnus, 1 Dryx, 1 Springbock, 3 Zebras; zusammen 465 Stück Wild. Und es fehlten noch manche, so die 17 Kuhantilopen, die am Tage vorher am Wasser gewesen waren.

Aus vielen Teilen des Feldes kam freundliche Nachricht. Im Raokofeld, auf den Sinkasflächen, in Namib und Kalahari wurde Wild bestätigt. Mit dem Jahre 1910 war die

Zeit des Tieffstands abgetan. Der Norden hatte sich schneller erholt als der Süden, der gründlicher ausgeschossen war, geringeren Bodenschutz hatte. Außerhalb der Besiedlungszone zeigte die aufsteigende Kurve im Norden wieder den Stand von 1870, im Süden den von 1860. Heute, 1914, ist wieder ein Schritt vorwärts getan.

Der Elefant hat sein Heimatrecht wieder erlangt. Nun sein einziger Meister, der Mensch, anfängt sein Beschützer zu werden, ist ihm sein Platz in der Natur gesichert. Nun mag er getrost seine alten Straßen gehen, und die besten Wünsche sollen ihn geleiten. Möge er langsam seine Wechsel wieder zu den geschichtlichen Orten dehnen, die seine Machtstellung damals erschütterten, die er so ungern verließ. Er hielt ihnen trotz fortschreitender Austrocknung die Treue, versuchte sich selbst zu helfen. Andersson erzählt, daß die Elefanten am oberen Omatako mit den Rüsseln tiefe Löcher im Flußsand aushoben, so lange gruben, bis das ersehnte Naß erreicht war, ihres Bleibens nun sein konnte, und gibt damit ein Tierbild seltsam nachdenklicher Stimmung. Im afrikanischen Busch, nicht in europäischer Gefangenschaft ist der Elefant zu Hause. In Tiergärten und auf Schaubühnen ist nur sein Zerrbild zu sehen. Ist nicht endlich die Zeit genagt, daß Vorführungen verabscheut werden, die kluge, edle Tiere zu willenlosen Puppen blöder Dressierkunst erniedrigen. Wird der Geschmack der Masse sich nicht

endlich läutern, die heute noch Beifall spendet, wenn in enger, staubiger Arena Tiere mit hochentwickelter Intelligenz, wohldurchdachtem Zweckbau sich in unsagbar törichten Stellungen, in albernen Kunststücken prostituieren. Wird die Freude geistig Armer an so kläglicher Ausnützung menschlicher Überlegenheit nicht endlich erblaffen. Der Ekel der Arena umwittert die Gefangenen widerlicher, als der Dampf der alten Elefantenbüchsen. Hier war ehrliche Tat, wenn auch mit abgeblendetem Hirn. Dort aber wuchern trübe Instinkte in unreiner Luft.

Das jetzige Verbreitungsgebiet des südwestafrikanischen Elefanten beschränkt sich auf zwei Gegenden: das Raokofeld im Nordwesten, das Südufer des Okavango im Nordosten. Sie stehen in keiner Verbindung mehr.

Das Raokofeld ist die einhunderttausend Quadratkilometer fassende Landmasse zwischen Kunene, Ozean, Ugab und fünfzehntem Grad östlicher Länge. Das Hochland im Osten, sagt Kunz, steigt aus der Umbolandsenke empor, fällt nach Westen ab, türmt auf diesem Hang eine Tafelbergkette „wie eine Riesenfestung“, die westwärts ins Meer stürzt, Sand und Geröll vor sich ausschüttend. Unbezwungene Berggipfel bis zweitausend Meter Höhe, grause Schluchten, starres Gestein, weit verstreute Quellen, Mopanewälder, Grassteppen, Dornbuschwald sind die Kennzeichen des Feldes, das in Fächerpalmen und Baobabs die Vorboten mittelafrikanischer

Kaokofeld  
Nordwest

Vegetation herbergt. Flüsse haben sich mühsam den Weg zum Meer gefressen, stauten sich einst an der Tafelbergfestung, weiteten sich zu Binnenseen oder wurden abgelenkt. Ihre Trockenbetten haben sich mit Gestrüpp, ihre Ufer mit Galeriewald bezogen; Tamarisken, Brackbüsche, Nara, Schilf wachsen auf dem Sand, der die Mündungen sperrt.

2 Karoß ist der Schlüssel des Kaokofeldes. Die Chowarebschlucht, „berüchtigt durch ihre Löwen, berühmt durch ihre wilde Schönheit“, zeigt von hier den Weg ins Innere. Der Nordteil ist noch unverdorbenes Afrika. Geheimnisse umspinnen den Arzustand, lüften sich zaghaft den wenigen Weißen, die hier gingen. Buschleute, Bergdamara, Waschimba sind die noch nicht vertriebenen Hüter des Feldes. Aber schon kennt man Berge mit gelbem Pulver, schon will ein Schienenstrang sich strecken, schon funkelt der Stahl des hauenden Schwerts.

Hoch im Norden sah Runz das Waschimbaparadies! Jenseits eines Tales winkten die grünbewachsenen Hänge des Omuhongabergs. Ana- und Ahnenbäume stehen in parkartigen Gruppen, darunter weiden auf Rasenmatten Hunderte von Rindern und Tausende von Schafen, eingehandeltes oder anvertrautes Vieh der Ovambo. Wasserlöcher glänzen im Bett des Omuhongastrasses. Gehöfte umrahmen ihn und Hirsefelder. Hier wohnt Khoab, der Knochenreiche. In Herden bis zu vierzig Tieren, in einer Gesamtzahl mehrerer

Hundert, streift er bis zu den Flächen nördlich der Suabschluchten. Bei Gauko Otavi, 1470 m über dem Meere, und am Grootberg unter den Fächerpalmen von Goradab, 1200 m hoch, sind Hauptquartiere, zwischen dem großen Runenekatarakt und der Swartbooidrift beliebte Wechsel. Kommt die Regenzeit, so bummeln die Elefanten über die Grenzen nach Osten und Süden. 1902 erschienen sie auf der Dornpflanzfläche; 1912 zogen zwei Rundschafter über Ojtjambi, schnitten bei Ojovasandu den Weg Dutjo-Otau-kwejo und trotteten zum Südrand der Etoscha.

*Elefanten* | Flachland scheint dem ersten Blick das beste Gelände für Elefanten. Tiere von 6000 kg Gewicht, 4 m Schulterhöhe, 6 m Länge sollten sich in der Ebene am wohlsten fühlen. Und doch klettern sie mit Leichtigkeit im zerklüfteten Hochland. Berge werden bezwungen, die dem südafrikanischen Pferd, dem besten Kletterer seiner Art, Schwierigkeit machen. Als ich von Ramanjab nach Kaross ritt, führten Elefantenspade alle Augenblicke aus der Ebene in die Berge, deren Wände aus übereinander getürmten Blöcken bestehen. In dem Gewürfel dieser trügerischen Treppenstufen finden sie am Tage den Weg nach oben, zur tropisch wuchernden Bergflora. Mit den Stoßzähnen werden unter Steinen Wurzeln gebrochen, zum Schaden des Elfenbeins, das im Kaokofeld nicht viel taugt. Nachts aber steigen die Elefanten zur Ebene ab, durchziehen äsend die Haine, in förderndem Schritt, der sie

116

60—80 km in einer Nacht vorwärtsbringt. Abgebrochene Zweige von *Acacia heteracantha* und *Combretum primum* sah ich am Boden liegen, der 17 cm dicke Stamm einer Mopane, die als Malbaum gedient hatte, war umgeknickt. Ihr eisenhartes Holz stützt die Stollen der Esamebmine. Nacht ist es, wenn die Elefanten ans Wasser kommen, alle acht bis zehn Tage. Ein junger Bulle geht voraus. Ihm folgt die Herde ein paar Stunden danach, trinkt, bespritzt sich, suhlt. Die braune Erde bewahrt lange die tiefen Löcher, die sie beim Baden hineingestrampelt hat. Auf den Wechsellern liegt die Losung, meist in vier Ballen, die mit einigen Schritten Zwischenraum abgesetzt worden sind.

Mopane

Noch über die letzte Jahrhundertschwelle hinweg bejagten Buren aus Angola das Raokofeld. Oberleutnant Franke legte ihnen das Handwerk. Er ritt 1901 zur Jägerdrift, am Schnittpunkt des Kunene mit dem 13. Längengrad, fand auf den Inseln und am Nordufer Spuren und Ausspannplatz der Wilderer, die beritten auf deutschem Boden jagten, das Elfenbein durch eingeborene Träger zu den Wagen bringen ließen, die auf dem Nordufer warteten. Spätere Reisende fanden das Feld rein und beruhigt.

Das nordöstliche Vorkommen deckt einen schmalen Streif am Südufer des Okavango. Er reicht nordwärts über den Strom nach Ostangola hinein, in die Wildkammern zwischen Okavango und Kwito, ostwärts ins Hugwefeld. Die West-

grenze ist die Mündung des Omatako. Zur Überschwemmungszeit, wenn die Hochflut den Fluß herabkommt, das Tal zwischen den Uferdünen füllt, von Mai bis Juni, wechseln die Elefanten westwärts bis zur Löwenflußmündung. Es sind wenige. Im erhärteten Lehm halten sich die tiefen Spurlöcher, die oft die Hautfältelung der Sohlen in beinahe zarten Abdrücken wiedergeben. Es sind die Überbleibsel der großen Trupps, die früher am Omatako entlang mit einem Teil zum Ovambo Omuramba und zur Etoscha zogen, mit dem andern zum Swakop, so die doppelte Verbindung mit dem westlichen Bestand herstellend. Die Trümmer sind noch nicht zur Ruhe gekommen. Ihr Schutz steht nur auf dem Papier. Jagdgesellschaften, aus Buren und anderen Desperados gemischt, machen noch immer das große Sandfeld unsicher. Ein deutscher Teilnehmer wurde 1910 von einem angeschweißten Elefanten hier zertrampelt.

Das Weiße Nashorn stand auf der Liste der ausgestorbenen Tiere, als die Zeit der großen Jäger zu Ende ging. Sie hatten nach dem Lorbeer des Elefantenbesiegers gelangt, ohne daß die übrige Tierwelt Nutzen davon gehabt hätte. Vom Löwen abgesehen, wurden nicht viel Umstände mit ihr gemacht, nicht mehr, als nötig war, um die Verpflegung zu bestreiten. So sank schon das zweitgrößte Tier des Feldes, das Weiße Nashorn, ohne Trauerläut ins Grab. Man hatte sich kaum die Mühe gegeben, es genau zu betrachten. Der Name

allein war durchaus kein Erkennungsausweis. Wie oft hatten auch hier die Buren keine glückliche Hand, als sie die beiden Nashornarten „Wit Rhenaster“ und „Zwart Rhenaster“ nannten. Sie verschleierten mehr, als sie klärten. Kein Mensch nach ihnen las aus der Farbe den Namen ab. Schon Sir James Alexander sah hier nicht Weiß. Er fand es rahmfarben. Auch diese Bezeichnung ist wenig klar. Es gibt auffälligere Unterschiede. Die eine Art ist groß, hat auf dem Widerrist einen niederen, auf dem Hals einen höheren Buckel, eckigen, schweren Kopf, breites Geäse und nimmt Gras auf. Die andere Art ist kleiner, hat nur auf dem Widerrist einen Höcker, schmalen, leichten Kopf, zugespitztes Geäse mit fingerförmig verlängerter Oberlippe, die zum Verbrechen von Strauch- und Baumäsung dient. Statt Weißes und Schwarzes wurde der Name Breitmaul und Greiflesziges gebräuchlich. Andersson widmete dem Breitmaul einen kurzen Nachruf. Er zweigte eine Nebenform ab und schrieb dieser ein besonders langes Vorderhorn zu. Aber gerade die Hornbildung ist ein schlechter Anhalt. Schon Weißes und Schwarzes Nashorn unterscheiden sich wenig darin, wenn auch das Weiße oft ein langes, leicht nach rückwärts geneigtes Vorderhorn und ein wenig verkümmertes Hinterhorn hat, das Schwarze dagegen ein stark rückwärts gebogenes Vorderhorn und einen Stummel als Hinterhorn besitzt. Die aus der Erde gegrabenen Hörner und andere,

welche?

weiß

die ich sah, waren, ihrer Form nach, kaum zu bestimmen. In der freien Wildbahn wird das noch schwieriger sein.

Keine Nachricht von lebenden Weißen Nashörnern kam aus dem Feld. Kein Breitmaul sollte mehr leben. Duncan hatte 1870 sein letztes bei Olifantkloof geschossen, das letzte, von dem man hörte. Die Hottentotten vergaßen, daß es je in ihrem Lande gewohnt hatte, vergaßen sogar den Namen, Nawa, von nawa, das heißt Flicken aufnähen. Sie waren gute Beobachter gewesen. Auch die Herero wußten nichts mehr von Etozu. In ganz Südafrika galt es für verschollen, eine kleine geschützte Herde in Nordostmaschonaland und ein zweifelhaftes Vorkommen am Zusammenfluß des Schwarzen und Weißen Umvolosi ausgenommen. Erst zwanzig Breitengrade nördlich tauchte es wieder auf, im Lado, am Westufer des oberen Nil, und im südwestlichen Grenzland, am Dingu, Kibali, Uelle und um Faradje.

Da kam 1910 die Nachricht vom Oberleutnant Kaufmann, der das Breitmaul „in einigen wenigen Exemplaren“ im deutschen Sambesi-Linjantigebiet festgestellt hatte, dann die des Diplomingenieurs Kunz, dem es 1911 und 1912 im nördlichen Raokofeld noch zahlreich begegnet war. Wieder hatten die Heimlichkeiten des Nordwestens und Nordostens ein altes Riesengeschlecht vor dem Erlöschen bewahrt.

Dieselben Schlupfwinkel halfen auch dem Schwarzen Nashorn durch die Drangsale des neunzehnten Jahrhunderts. Es

wäre wertvoll, zu wissen, ob hier nur ehemaliges Standwild gerettet wurde, oder ob Flüchtlinge aus südlicheren Gegenden sich dazu fanden, so der Vernichtung entgingen. Der Druck kam von Süden. Aber es ist fraglich, ob alle Wildarten sich drücken ließen. Elefanten, Giraffen, Löwen, einige Großantilopen gewiß. Aber Nashörner?

In Koes, am Rand der Südkalahari, wurden mir Knochen und Hörner gezeigt, die im Quellsand gelegen hatten, wohl ein sicherer Beweis für einst heimischen Bestand. Um 1840 waren hier die ersten Menschen sesshaft geworden, Feldschoendrager, Orlam, die aus den Karasbergen und von Bersaba kamen, die starke Quelle besetzten. Sie bauten ihre Hütten auf den Dünen, die von drei Seiten die Wasserstelle fassen, zwangen das Wild, entweder den einzig offenen Zugang im Südosten zu benutzen und sich darin totschießen zu lassen oder abzuwandern. Das konnte nur über den hundert Kilometer breiten Weißrand geschehen, den im Osten der wasserlose Dünengürtel der Kalahari, im Westen der Fischflußabsturz säumt. Das erste offene Wasser lag erst in Daberas, siebzig Kilometer fern, und über ähnliche Durfstrecken hätte das Wild sich weiter durchkämpfen müssen. Nashörner, die den halben Tag plump und träge wie Felsblöcke im Gelände liegen, waren dazu gewiß nicht fähig. Sie wandern gelegentlich auch, aber es ist ein Umherirren, hat nichts mit den planvollen Zügen von Herdentieren gemein,

die von klugem Leittier geführt werden. Deshalb glaube ich, daß nur aus der Nähe sich einige Nashörner in Sicherheit brachten, aus der Ferne nicht. Der Bestand des Namalandes ist gewiß auf heimischer Erde erlegen.

Eine andere Nashornfrage ist die nach dem Verbleib des Madenhackers. Ist der eifrige, wachsame Reiher mit seinem dicken Freund zugleich verschwunden oder birgt ihn noch der Busch? Der Weiße Kuhreihher, der Begleiter des Weißen Nashorns, mit schwarzen Ständern und schwarzem Schnabel, ist nur noch ein Sommergast des Feldes. Er streicht zur Regenzeit in großen Flügen vom Okawango südwärts bis zur Etoscha, weiter hinab nicht mehr. Der kleine, unscheinbar graue Reiher des Schwarzen Nashorns wird gar nicht mehr gesehen. Er hat wahrscheinlich keine, der andere nur noch flüchtige Beziehung zu den Stätten dieses ehemaligen Zusammenlebens.

Aus dem nordwestlichen Revier, dem Raokofeld, lockt die Regenzeit bisweilen Schwarze Nashörner südwärts. Dann erscheint wohl ein griesgrämiger Einzelgänger in der Welt, die sich so sehr zum Nachteil verändert hat. Bei Bessfontein-Warmbad streift er die nördlichsten Niederlassungen der Weißen, stößt auf den Strang der Küstenbahn, wie der Sonderling, der 1909 den Weg Usakos-Lufasbank schnitt und noch eine Begegnung mit der modernen Technik hatte. Er folgte einer Abteilung der Funken-

telegraphentruppe und erschien nachts im Lager, schnaubend und prustend, wie sein Sottentottennamen verlangt: Rhib, „der plötzlich in Erscheinung tritt“. Über Kochtöpfe und Feldgerät nahm er den Weg ins Freie.

Im nordöstlichen Revier, am Okawango, lebt er noch heimlicher, hier wie dort nur in kleiner Zahl. Ein paar Ortsnamen sind sonst seine letzten Denkmale. Zwischen Ojimbingue und Karibib liegt Olongava „der Platz der Schwarzen Nashörner“. Von ihm erzählt die alte Johanna Gerse, die erste Hererochristin, 1858 von Hugo Sahn getauft, die Geschichte ihres Vaters, der ausging, ein Nashorn zu speeren. Wohin stieß er? „Pona pu pe hi nakusova okuhungirua“, an einen Ort, von dem man nicht spricht. Warf diese Antwort, als sie vor fünfzig Jahren zum erstenmal von diesen breiten Lippen kam, nicht ein grolles Licht in die Zukunft voraus, auf den Untergang der Herero in Sand und Durst. Früher sprachen sie, Männer und Weiber, ohne Erröten von diesem Ort, nannten den stolzesten Doppelpfanzel ihrer Gebirge, das schönste, in wellige Dünen gebettete Flußthal in harmlosem Gleichnis nach ihm. Dann „wurden ihre Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackt waren“.

Vom Raffenbüffel ist wenig zu sagen. Die Neugierde flutet an Überlieferung und Literatur vorbei, wie einst das Wasser an den Uferdickichten, die sein Versteck waren. Hin und wieder ein Blick ins Helle, schon schließt sich das Dunkel.

Jahr 2.  
Keldu

Büffel

Dem Krieg, den der Mensch ihm aufzwang, folgte die Seuche. Die Verwandtschaft zum Hausrind wurde sein Verhängnis. Er erlebte die Rinderpest von 1897, 1898 und überlebte sie nicht. Als „Gewissenhafter des Geistes“ erprobte er die Not der Art so gründlich am eigenen Leib, daß im Seuchengebiet kein einziger überblieb. Wieder war es der Herdendrang, der so reinen Tisch machte. Nicht nur den Kugeln, auch den Bazillen boten die Büffelrudel große Angriffsflächen. Wie gelichtete Bataillone, zu einem vereint, in neuen Kampf gehen, schlossen die Büffel auch immer wieder zusammen. Kein noch so kluges Tier hatte den Mut, allein zu bleiben, einsam das Unglück vorüberziehen zu lassen, wie die alten Landstreicher bei den Elefanten, um später neuen Stamm zu pflanzen. So starben die Kaffernbüffel, bevor der Mensch sie gezähmt hatte. Er wußte nicht, daß Tiere hier gewartet hatten, längst verdienter Bestimmung zugeführt zu werden. Er war zu ihnen gekommen nicht als Zähmer, sondern als Jäger. Er saß auf dem Rücken eines zahmen Reitrindes; seinen Wagen zogen zahme Zugrinder; vor ihm her flüchteten gejagte Wildrinder. Ein Widerfinn wie auf altassyrischen Hochbildern: Die Jagdkarre des Königs ist mit zahmen Pferden bespannt, donnert hinter Wildpferden. Der Ausdruck eines der gejagten Schelchs ist wie anklagend. Er wendet den Kopf, will stehenbleiben, denkt wohl: Warum willst du mir Böses tun, fange mich,

damit auch ich deinen Wagen ziehe. Der Künstler, der vor dreitausend Jahren dies Pferdebild meißelte, hat seiner Einsicht ein schönes Denkmal gesetzt.

Die Erinnerung an den Raffenbüffel lebt in einigen Ortsnamen. An Bullsport knüpft sich das Büffelerlebnis <sup>x</sup> des Sir James Alexander. Er stieg zum Tsondab hinab, lagerte in dem schaurigen Felsenpaß, der ihn als „Tal des Todes“ umfing. „Aber mitten in der Nacht wurden wir von einem wilden Büffel aufgeschreckt, der vom östlichen Steilufer kam. Er versuchte zwischen uns durchzurennen, die wir auf der Erde schliefen. Aber die immer wachsamem und treuen Hunde jagten ihn fort. Er wurde nicht mehr gesehen.“

In Gaudum, dem Büffelomuramba, in Gautscha, dem Büffelwasser, ist der hottentottische Name Gaob, das ist Büffel, enthalten. Gao heißt angeschossen stehenbleiben. Damit sollten wahrscheinlich die wenigen Sekunden gewürdigt werden, die zwischen Speerwurf und Gegenangriff lagen und manchmal genügten, daß der Jäger sich in Sicherheit brachte. Die Herero haben in den Dnjatibergen den Büffel verewigt.

Diese Namen sind Schall und Rauch. Auch das Raokofeld versagt hier. Nur von Nordosten, vom Linjanti her, den Okawango entlang, machen die Raffenbüffel schwache Versuche, dem Feld rückzukehren. Dort oben, in den

*Na*

*Na*

Schilfdickichten wasserreicher Ströme und Seen, waren die großen Herden heimisch, bis zweihundert Tiere stark, von denen Livingstone erzählt und die Andersson, 1853, vor die Büchse bekam. Von dort sind wahrscheinlich die Büffel ehemals ins Feld gewandert, den Flußbetten folgend, die einigermaßen ihren Wünschen entsprachen. Die wilden schwarzen Ochsen mit großen Mähnen und Schwänzen, wie alte Berichte sie nennen, waren, noch zwischen 1850 und 1860, im Nossob bei Naosannabis, in Swatop bei Saigamchab und Tsaobis, im Tsondab, Ruiseb und auf Windhuk. So weit kann ihre Rückflut nicht gelangen. Aber die nördlichen Wildreservate könnten ihnen neue Heimstatt werden.

Langsam versuchen die Flußpferde des Oranje die gelben Fluten zurückzuerobern. Sie waren westwärts gedrängt, fort aus dem felsenumsäumten Bett, in die Nähe des Atlantik hinaus, wo die Benguellaströmung von Süden Sand und Kälte heranträgt, die tote Namib aufbauen hilft, dorthin, wo Salz und Feuchte der Luft sich mengt, Flamingos und Pelikane die Wache halten über dem nassen Grab von Adolf Lüderis. Als 1909 ein Offizier Spuren am Ufer dort fand, groß und fremd, schien vielen das Fabel. Die Zukunft gab ihm recht. Eine traurig kleine Flußpferdherde, die einzige in Westafrika zwischen Kap und Kunene, das ist wie zwischen Sülz und Marseille, hat dort noch Asyl. So mögen in geschützten Verstecken Riesen der Vorzeit ihr

126

Leben gerettet haben in die ersten Tage des Menschen hinein. Ihre finstere Brut lag als Schrecken im Land, noch als der Urtentod die Masse der Giganten längst getilgt hatte, grub sich tief ins Hirn des Steinzeitvolks, war der Inhalt der ersten Erzählungen, die von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht gingen, zu Sagen und Märchen wurden vom Einhorn und Drachen, die niemand für ernst nahm. Eines Tages aber gab das Erdreich Skelette heraus, und die Geschichten wurden wieder wahr. Auch die Buschmannkunst reicht in die Ferne zurück, wo Riesengeschöpfe, vielleicht, noch Mitlebende waren. Ist der mächtige Lindwurm mit aufrechten Ohren, den Leutnant Jochmann an eine Felswand gemalt sah, nur das Trugbild schweifenden Künstlertraumes? Oder hat diese Bestie in Höhlen des Erongo gewohnt, als furchtbarer Menschenfeind? Dreimal so lang ist sie wie die nebenstehende Giraffe, die in richtigem Größenverhältnis zu den Buschleuten steht, die sie jagend umzingeln. Ist das Ungetüm eines anderen Bildes, das den dicken Leib auf den starken Säulen der Hinterbeine trägt, nicht ähnlich einer verschrobene Form in unseren Museen? Vier Zacken starren vom Schädel, der flach und spitz ist, grausam verstandesleer, vernachlässigt zugunsten des widerwärtigen Bauches.

In den fünfzehn Breitengraden um den Oranje war das Duzend Flußpferde schon vergessene Vorzeit geworden.

Brockhaus

Nun kennt man sie wieder. Bei Hohenfels wurden 1912 eine Kuh und zwei Kälber gesehen. Im tiefen Wasser bei Marinkadrift liegen sechs oder acht Tiere. Eins hatte sich 1912 im Schlamm festgelaufen, kam aber wieder frei. Im selben Jahre zog dann die ganze Familie zur Regenzeit den Fischfluß hoch bis Uais, sechzig Kilometer vom Dranje ab, dem alten Drang folgend, der sie in früheren Jahren noch tiefer ins Land geführt hatte.

Das nordwestliche Vorkommen im Kunene wurde 1901 von Doktor Hartmann von neuem festgestellt, von später Reisenden bestätigt. Im Okawango ist zwischen Libebe und Löwenflußmündung noch reiches Flußpferdleben; nach Ruring Ruru schwächt es ab. Beide Ströme herbergen Krokodile, die dem Dranje von jeher gefehlt haben sollen. In ihm schreckt ein friedlicher Schwimmer die Herzen, der Wasser-  
varan, *Varanus niloticus*, ein furchtsames Tier von ein bis zwei Meter Länge.

Regen klatschte auf unser Khatizeug. Es legte sich wie lose Haut an unsere Körper. Maultiere und Dromedare stellten sich schräg, kreuzten gegen den Wind wie Segelschiffe. Linker Hand rauschte der Okawango, gehüllt in schwere Nebeltücher. Ich war auf Kanjimbis Werft gewesen, auf portugiesischem Ufer, wollte noch nach Stopogo, zweimal noch über den Fluß. Ein kleiner Herero ritt neben mir, erzählte von seinem Vater, den Ovambo hier ertränkt hatten

128

diese  
Krokos

Erst hätten sie ihn aufs Wasser gelockt, dann rückwärts vom Boot gestoßen. Einmal sei er noch aufgetaucht. Aber dann hätte etwas an ihm gezogen. Nur noch ein Strudel wäre zu sehen gewesen. Das war kein Wunder, denn hier wimmelte es von Krokodilen. Endlich sahen wir drüben ein Palisadendorf liegen, wie durch Milchglasfenster. Der Herero rief etwas hinüber. Aber die glaubten erst, eine Gespensterschar zöge vorbei; auf Dromedaren hatte sie noch niemand besucht. Sie gaben nicht Antwort. Endlich schob sich ein Mann den glitschigen Weg zum Fluß hinab. Er nahm eine Ruderstange, trat in ein Boot, fuhr schräg heran. Wir stiegen ein, nachdem ich Tabak als Fährlohn bezahlt hatte, setzten uns auf den nassen Boden. Jede Bewegung hätte den schmalen Hohlstamm zum Kippen gebracht, uns das Schicksal des alten Herero beschieden. Das Boot stieß ans Ufer, wir tasteten an Land. Die Werft lag wie tot. Der schwarze Fährmann ging voran, führte uns enge Pfeilerwege in Schneckenwindung zu seiner Wohnung. Wir krochen hinein. Auf dem Boden hockte eine Frau, jung, weich, mit auffallenden Zügen. Schwere Ringe aus reinem Kupfer waren über ihre Knöchel geschlagen, eiserne Spiralen drehten sich um Waden und Unterarme. Der Schurz war aus Ketten von Straußeneierschalen, ähnliche hingen zwischen den Brüsten. Kleine Behänge aus Eisenperlen waren in die Haare geflochten. Es war die Frau des Fährmannes.

Er erzählte: Heute morgen sei ein Weib, die Schwester seiner Frau, an den Strom gegangen, um sich zu waschen, habe, wie sonst, in die Hände geklatscht, der Krokodile wegen, und sei doch gefaßt worden. Ihre Toten würfen sie nicht, wie bei Ovambo der Brauch, in den Busch, sondern in den Fluß. Schneller wie die Hyänen räumten die Krokodile sie fort. Wieder ging es in klatschenden Regen hinaus. Der Uferwald trat zurück. Da zischte der Herero durch die ausgefeilten Zähne. Nebeneinander glitten zwei Krokodile ins Wasser. Wer sie an Land überrascht, läuft keine Gefahr. Aber im Wasser greifen sie an. Zwei Zähne des Unterkiefers fassen durch Öffnungen des Oberkiefers durch, halten das Opfer in furchtbarer Greifzange, ziehen es auf den Grund. Der größte Räuber, den ich maß, vom Stabsarzt Graf durch einen Schuß in den Halswirbel getötet, hatte 4,30 m Länge. Wer baden will, läßt seine Begleiter indessen Schüsse abgeben. Diese Sprache versteht auch der Leviathan. Alle Krokodile der Gegend gleiten beim ersten Knall in die Fluten, ziehen sich zurück. Sie liegen nachts auf dem Grund, steigen empor, wenn es warm wird, sonnen sich mittags auf Sandbänken, Ufern und Inseln, schwer erkennbar. Die graugrünen Panzer ähneln gestürzten Stämmen des Galeriewaldes.

In vier Bezirken gewinnt die Giraffe Boden zurück. Aus dem nördlichen Kaokofeld fühlt sie sich südwärts bis zum Ugab heran. Seit Weiße dort nicht mehr wildern, nimmt

130

Zahl und Ausbreitung jährlich zu. Kleine Trupps gehen auf Landerwerb aus. So wurden, 1912, zwei Giraffen auf dem Marsch nach Süden beobachtet, erst am Westabhang der Naukluft, dann im Tsauhab zwischen Sossus—Sefriem, später an den Uabibbergen, schließlich bei Chovachasib. Das sind, in der Luftlinie, 450 km vom Ugab. Hauptmann Wilm hat genaue Aufzeichnungen von diesem ungewöhnlichen Wechsel gemacht. Die fünftausend Waschimba, Buschleute, Bergdamara des nördlichen Raotofeldes sind, mit den Löwen, die nützlichen Regler des Aufschwunges. An den Wasserstellen stehen die Ansisihütten in Form von Termitenhügeln: drei Gerippstangen stecken im Boden, sind oben zusammengebunden. Die Zwischenräume sind mit Schilf bekleidet, mit Elefantenlosung bespickt, um den Platz zu verwittern. In einer Senke im Boden der Hütte wartet der Jäger. Hüfthohe Stangen, die als Kopf einen Ballen Elefantenmist tragen, stehen als Scheuchen an den anderen Seiten der Quelle. So kommt das Wild, bisweilen auch eine Giraffe, auf wenige Schritte in den Bereich der Speere und vergifteten Pfeile.

Der zweite Bezirk ist der Buschwald südlich und östlich der Etoscha. Bei Klein-Namutoni und Nagusib wurden, 1907, zwei kleine Herden gesichtet. Sie wechselten von Tsams ostwärts zum Omuramba u Ovambo, wahrscheinlich bis Mitsas, Neitsas hin, wo immer wieder Giraffen erscheinen.

Der dritte Bezirk ist das Kaukaufeld, wie das Kaokofeld nach den Bantus genannt, die in der Sprache der Hottentotten Gauko, Kaoko, Kaukau heißen. Die Nordgrenze ist der Okavango zwischen Libebe und Löwenflusmündung; die Westgrenze der Omatako Omuramba. Den Süden sperrt die Besiedlungszone von Gobabis. Im Osten ist Anschluß an die Bestände des Ngamilandes und des Sambesi. In trockenen Jahren ist das Kaukaufeld erschreckend leer. Die Dromedarreiter des Hauptmanns Müller streiften 1911 von Karakuwisa bis zu den Alhabergen, sahen so gut wie nichts! Bei Augaua und Kautsa alte Giraffenspuren; nur bei Gaunui eine Kuh mit Kalb. Nach guten Regenzeiten aber bevölkert sich das Feld aus den Kammern im Osten. Durch den lichten Wald aus Laubbäumen, Akazien, Palmen, Baobabs zieht Wild zum Brack der Pfannen, zum Wasser der Vleys, zu üppiger Äsung. Ihm folgen noch immer die Jägerstämme der Kalahari, um, wie in früherer Zeit, Giraffen, Elens, Strauße zu jagen. Hier sind die alten Gründe der Brigua und Betschuanen, die, von den Buren geschoben, westwärts Luft bekamen.

Die Brigua sind nun sesshaft geworden. Die Zeit ist vorbei, die ihre einzigartigen Züge sah. Dieses Mischvolk aus Buschmann-, Hottentotten-, Bauernblut hatte sich in hoher Vollendung auf den Kampf mit der Wüste eingestellt. Es erfand leichte Karren, für die ein besonders gezüchteter

132

Rinderschlag ausdauernde, genügsame Zugtiere gab. Es hielt Pferde, die, durch die alljährliche Sterbe gesiebt, giftfest geworden waren. Planmäßige Schnelligkeit war der Leitsatz seines Handelns. An der letzten Wasserstelle wurde getränkt. Dann stießen die Jäger vor ins Ungewisse. Tag und Nacht, mit kurzen Pausen, hezten sie dem Ziele zu, hinein ins Herz der Wüste, zum Westrand durch, luden auf, was sie geschossen, kehrten um, erreichten fluchtähnlich, oft mit letzter Kraft, ihr Grenzdorf. Sprizer sind bis ins Feld gelangt. Die Krügerdynastie, Elefantenjäger und Händler, machte Herero- und Umboland unsicher, sitzt in Gaub nun in ihrem letzten Nachfahren, dem Kapitän der Buschleute und Bergdamara des hohen Nordens.

Die Betschuanen haben noch heute keinen rechten Sinn für Ordnung. Die Grenze des deutschen Feldes hat im Hirn dieser Bantus noch keine Achtung erlangt. Mit Jagd- und Weidezügen, aus denen oft genug Krieg wurde, suchten sie die Ostseite heim zwischen Gobabis und Okavango. Noch 1899 klagten Ovambo dem Oberleutnant Eggers ihr Leid über die Sunnen, die ihre Herden plünderten, Weiber und Knaben stahlen, die Felder verwüsteten. Sie liebten das prahlerische Benehmen, das oft bei jagdfrohen Menschen zum Ausdruck kommt. Verzierte Widerhakenspeere, verschnörkelte Streitärte, schwungvolle Dolchmesser, bemalte Schlagkeulen sollten schon durch ihr Aussehen schrecken.

Noch heute tun sie wie früher, aber die Zierwaffen sind durch Gewehre ersetzt. „In jedem Jahr, bald nach der Regenzeit, erscheinen sie mit Pferden, Reitochsen und Wagen und beginnen eine systematische Absuchung des Kaukaufeldes. Hauptsächlich versuchen sie Giraffen zur Strecke zu bringen. Nach Norden drangen sie (1911) bis Kauera, nach Westen bis Debra vor. Mit reicher Beute ziehen sie dann nach mehrmonatigem Aufenthalt über Lewisfontein nach dem Ngamiland zurück, und wir bekommen,“ klagt Hauptmann Müller, „später über Rietfontein-Nord und Gobabis die Trophäen nach Windhof, wo sie im Store verkauft werden. So haben wir doch wenigstens auch etwas von unserem Kaukaufeld.“ Eine Kunst ist den Betschuanen eigen, die Fertigung fehlerloser Felldecken. In ihren deutschen Niederlassungen zu Aminuis und Epukiro sind diese Prachtstücke zu kaufen.

Den vierten Giraffenbezirk legt Oberleutnant Kirchheim in die Mittellalahari. Das würde heißen, daß aus dem Ngamiland bisweilen Neugierige nach Südwesten wandern, und stände im Einklang mit den Gewohnheiten anderer Tiere. Das wellige Sandmeer ist ein Verkehrshindernis. Aber die großen Naturstraßen, die Kalahariflüsse, führen bequem hinein. Auf ihnen marschiert das Wild südwärts, fließt rechts und links dann in die Dünen. Oryx und Springböcke in großer Zahl, Gnus und Kuhantilopen, in

ihrer Gefolgschaft Löwen, kommen weit herab in das ge-  
segnete Weideland nördlich Twee Rivieren. So wird das  
plötzliche Erscheinen von Gnus bei Sasuur, von Löwen bei  
Karees und Roes, 1911, verständlich, so auch das Vordringen  
der Giraffen. In Nossob und Luob hielten die Hottentotten  
von Versaba, die Feldschoendrager von Roes, die Windhuker  
Orlam, die Leute Amraals bis 1870 große Giraffenjagden,  
einmal so ergiebig, daß nur das Mark gegessen wurde. 1886  
ritt im unteren Nossob Farini hinter den schwankenden Ge-  
stalten her. 1894 legte, bei Elisefolk, Robert Duncan die  
letzte auf die Decke. Dann war Stille. Aber nun ist Hoff-  
nung auf neues Leben. Das Feld ist bereit. Dort stehen  
die hohen Bäume und warten, daß Giraffen „von obenher  
äsen“, na-eib, wie die Hottentotten sagen, die deshalb die  
Giraffe Naib nennen. Dort stehen die dicken, rissigen  
Stämme mit dunklen breiten Kronen, schüchtern grünem Ge-  
fieder. Wucht und Feinheit sind verwoben, Jahrhunderte-  
alter Trost und fröhliche, alljährliche Wiedergeburt. In  
vierzehn Septembertagen wechselt die Acacia giraffae ihr  
Kleid, besteckt sich, noch vor dem ersten Regen, mit gelben  
Kugelblüten, hüllt sich in schweren, süßen Honigduft. Wer  
tags durch kahle, herbe Steppe ritt und nachts nun zum  
Fluß hinabsteigt, den nimmt der Wohlgeruch in seinen Bann.  
Der harte Tag ist plötzlich vergessen. Es ist, als sei etwas  
Gutes geschehen, etwas, das ein Herz befreite, etwas, das

Naibe

Acacia

noch nie geschah: daß ein Buschmannkind weinte. Tags zirkelt der Giraffenbaum kühlen Schutz auf den heißen Sand. Aber das Dach hat Lücken. Die Sonnenstrahlen fallen hindurch und gittern die dunklen Schattenflecke, wie das Netzwerk die Haut der Giraffe. Auf Sattel und Woilach lagert der Reiter. Baummäuse huschen über ihm, Bienen sammeln Honig, schwarze Eidechsen zucken den Stamm empor — „einer Eidechse Rascheln, ein Hauch, ein Husch, ein Augenblick, wenig macht die Art des besten Glücks“. Wo immer mir eine kleine Freude wurde, ein stilles Erleben beschieden war, stand gewiß ein Dornbaum in der Nähe. Als ich den Vormarschweg durch die Steintäler des Schwarzrandes erkundet hatte und dem Major von Estorff meldete: „Ich kann die Abtheilung weiterführen,“ brannten die Lagerfeuer unter Giraffenbäumen, leuchteten zu den eingebauten Mistschirmen des Siedelsperlings hinauf. Nach dem Gefecht von Heinis winkten uns die Dornbäume von Hanau her an. Nachts hörte ich den Löwen zu meinem Hochsitz auf der Giraffenakazie grollen. Sie schattete über mir, als ich, der erste seit Jahren, am Ufer des Okavango stand, wölbte sich über Gaunab und über dem kleinen Waschimbamädchen am Brunnen von Ramanjab. Und als ich nach kalter Regennacht im Raokofeld aus nasser Decke kroch und in das weiße Licht des Ostens sah, war wieder derselbe Dornbaum, und eine Giraffe äste über ihm. Einige Tage später sah ich

ein Rudel von sechs. Sie standen wie Termitenhügel, fügten sich unauffällig der Landschaft ein. Die Natur schafft immer und überall Stileinheiten. Sie bevölkert jedes Land mit eigens geformten Tieren. Die Giraffen hat sie in ganz besondere Umrahmung gestellt. Ich kenne ihre ostafrikanische Heimat nur aus Worten und Bildern. Aber das genügt, im Sotik, den Roosevelt bejagte, in Doktor Bergers Steppen am Thika das Giraffenfeld des Südwestens wiederzusehen: Sand, Gras und Dornbäume in Streifen oder Gruppen oder wie von Riesenhand breitwürfig über die Fläche gesät, Termitenbauten oder Steinblöcke, auf der bestrahlten Seite glänzend und gelb, auf der Schattenseite stumpf und grau; darüber zitternde Luft. Hier wirkt die Giraffe echt, natürlich, selbstverständlich. Erst wenn sie tot oder gefangen ist, aus nächster Nähe und losgelöst von der heimischen Umwelt betrachtet werden kann, fängt das Staunen an: Dieses schräge Dach, dieser lange Hals, diese mächtigen Schalen, diese aufdringliche Zeichnung, so ein Kolos.

Aus der Reihe der Tigerpferde ist das Quagga gestrichen. Es lebt nirgends mehr. Die Verhängnisse, die auf Erden Tierarten tilgten von Uranfang an, sind heute noch wenig belichtet. Der Tod des Quagga aber liegt offen vor Augen: es ging am Menschen zugrunde. Es hat nichts anderes hinterlassen als ein paar beschädigte Decken in Museen, vergilbte Erwähnungen in alten Büchern, verklungene Namen.

Quagga

Kein Ort der Erde birgt heute noch einen Einhufer von dieser Art: Grundfarbe von Rücken, Hals, Kopf, Brust rötlichbraun; von Bauch, Läufen, Schweif weiß. An Kopf und Ohren Bänderung dunkler als die Grundfarbe; am Hals verschwommene Bänder, heller als die Grundfarbe. Sonst ungestreift. Höhe am Widerrist bis 1,40 m, Länge bis 3 m. Ohren und Schweif pferdeähnlich.

Quagga

Das Quagga scheint spät ins Feld gekommen, Fremdling geblieben zu sein. Es war Flächentier, dessen breite weiche Hufe auf Sandboden eingerichtet waren. Sand gab es im Feld gewiß genug. Aber oft hatte er für die Quagga nichts Lockendes. In der Südkalahari war er auf weite Strecken ohne Wasser, das Tigerpferde nötig haben, im Hereroland oft mit dichtem Dornbusch bestanden, dem Flächentiere aus dem Wege gehen. Der hohe Norden mit besseren Lebensbedingungen wurde nicht erreicht. So blieben sie am Dranje, auf dem Weißrand, im westlichen Graben und, vielleicht, im Westen der Mittelkalahari. Oft müssen sie auf Steinschotter gestanden haben, der ihren Hufen nicht zusagte. Denn die Hottentotten nannten das Quagga Goachab, das heißt „im Huf hohle Stellen haben“. Die alten Jäger sahen es nur in diesen Gegenden. Ihre Angaben sind verlässlich, weil sie alles schossen und aus der Fülle Kenntnisse sammelten. Später, in der verheerten Öde, bot der schlecht gewählte Burenname Quagga zu Verwechslungen die Hand.

„Quagga“ ist dem Laut mehrerer Tigerpferdarten nachgebildet, so des Damarazebra, das als Schreck- und Warnruf „Quagga“ bellt. Viele, die das hörten und kein echtes Quagga gesehen hatten, glaubten den Verschollenen vor sich zu haben. So lebt er noch in der neuen und neuesten Literatur lustig weiter, mit besonderer Beharrlichkeit im Raokofeld. Aber hier ist, bestenfalls, eine andere Überraschung möglich, die Wiederentdeckung eines anderen im Feld verloren gegangenen Tigerpferds: des Burchellzebras.

Nam

So etwa wurde es mir von Jägern und Reisenden beschrieben: Kopf, Hals, Rücken, Brust erdfarben und mit dunklen Streifen gebändert. Bauch und Läufe weiß und ohne Streifen. Eselsgröße. Es wirkt, schon auf weite Entfernung, sehr viel heller als andere Arten.

Das deckt sich ungefähr mit den alten Beschreibungen des Burchellzebras, des Uri-goreb der Hottentoten, das ist „weißes Zebra“, des „bunte Quagga“ der Buren, und gibt ein Bild ähnlich dem kleinen Gefangenen im Berliner Tiergarten. In seinem Schild „Burchellzebra“ hing bis vor kurzem eine Tafel: „In der Wildnis ausgestorben“. Schweif und Ohren sind pferdeähnlich, so daß es äußerlich dem Quagga nahestand, ebenso wie in seinen Gewohnheiten. Es war Flächentier. Wenn es im Raokofeld wirklich bestätigt wird, würde das eine Anpassung an veränderte Lebensart aufdecken, die sich unter dem Druck menschlicher Einwande-

zung vollzog. Aus dem Flächentier wäre ein Gebirgstier geworden. Denn gerade dort ist von ihm die Rede, wo das Bergland wildzerklüftet, wildbewachsen ist, in dem vierzig Kilometer breiten Streif am Südufer des Kunene, der keinen Wagen, keinen Reiter durchläßt, wo Stein und Dorn in engem Bunde stehen.

Die beiden letzten Tigerpferdarten des Felds sind weniger rätselhaft. Das Bergzebra, auf rahmfarbenem Grund dunkel, beinahe schwarz, über den ganzen Körper gestreift, Ohren und Schweif eselartig, klettert in den Randgebirgen, parallel der Küste, zwischen Oranje und Swakop. In den Hunsbergen, in der Nauklust, auf den Tinkasflächen sind Sammelstätten, zwischen denen kleine Trupps die Verbindung halten.

Wenn ich vor meinem Haus in Churutabis saß, sah ich hinein in die Heimat des Ho-goreb, des schwarzweißen Zebraß. Die ätherklare Luft umriß messerscharf die Steinwelt der Hunsberge. Sie schien zum Greifen nahe. Mauern umspannten die Hochburg alter Geschlechter. Der letzte Mensch ist im Abzug nach Westen. Der Buschmann hat den Pavian als Herrscher eingesetzt. In großen Familien bewohnt er den Palas, steigt zum Wasser hinab, das der Roankip heranzführt. Das Tor zur Linken läßt den Fluß hinein. Zwei Türme in Spitzkegelform flankieren ihn. Hier liegt der Wächter der Burg, der scheußliche Wurm, die

große Schlange, ein Python sebae wahrscheinlich, auch so ein halb Vergessener aus alter Zeit, beinahe schon sagenhaft. Aber ich habe im Sandfeld noch einen Lebenden gesehen, oftmals auch die Spur bekommen, die aussieht, als sei ein Faß entlang gerollt. Hans Kloede, der Bastard, weiß genau, daß auch hier einer lebt. Nach rechts ein Einschnitt, dann steigt der Bergfried empor, einst schon die letzte Zuflucht der Tiere, als die Bethanierhottentotten ihre ersten Gewehre erprobten. Klippsspringer in bronzener Ruhe spähen hinab, warnen mit hellem Pfiff die Tiere der Berge: Zebras, Kudus, Rehböcke, Steinböcke, Klippeschliefer, Berghasen flüchten die Hänge hoch, wenn der Räuber naht, Leopard oder Hyäne. Aber die Paviane rotten sich, stellen den Eindringling und bleiben Sieger im Kampf. Nur dem weißen Menschen weichen sie. In ihm geschah Größeres, weit über den Affen hinaus, der sich verlaufen hatte, nicht zur Höhe des Menschen fand.

Im Oktober 1912 ritt ich hin, den alten Sendlingsweg im Roankiptal nach Süden. Langsam kamen wir vorwärts. Die Felsen zwängten das Bett in Gefängnismauern. Sie stürzen bis zur Dritteltiefe des Colorado Cañons herab, rollen brechendes Gestein zu Tal, sperren den Weg mit großen Blöcken. Kein Mensch hätte seitwärts diesem Zwangswechsel entfliehen können. Sticlucht brütete über den Brackwasserstellen. Ihr hohes Schilf schlug über uns zusammen.

Am vierten Tage ritten wir in das Burgtor ein. Gleich danach sahen wir die ersten Spuren von Bergzebras. Eine Stute mit Fohlen war über den Weg gewechselt. Das Kleine hatte mit den Hufen lange Striche durch den Sand gezogen. Dann waren beide angetrabt, standen nun wahrscheinlich irgendwo links oben, äugten herab. Der Weg warf sich um eine Einzelluppe, rechts kam eine Wand in Sicht, auf fünfhundert Meter. Hans Kloede zeigte hin. Aber ich mußte lange suchen, um die elf Zebras zu entdecken, die äsend schräg hinaufstiegen. Einfarbige Tiere von solcher Größe hätte ich auf diesem Hintergrund ohne weiteres gesehen. Aber die Bänderschrift der Tigerpferde war schwer zu lesen. Die uns zugekehrte Seite war von der Sonne beschienen, die auch die Bergwand mit gleich zitterndem Licht bestrahlte. Zebras, Steine, Gras, Büsche waren wie aus demselben Farbtopf gemalt. Als wir nachmittags gegen die untergehende Sonne ritten, hoben die Zebras sich besser ab. Ihre Schattenseite war dunkel, die Steinhalde heller. Das gab einen auffälligen Gegensatz.

Etoscha und Raotofeld sind das große Wandergebiet des Damarazebras. Es hat die Größe des Bergzebras, gelbweiße Grundfarbe, grobe dicke Streifung mit weiten Zwischenräumen. Die Innenseite der Läufe ist nur an den Gelenken getigert. Am Bauch stoßen die Streifen zusammen. Schweif und Ohren sind eselhaft. Das ergibt ein ähnliches, aber

Nach  
Wechselzeiten

helleres Bild als das des Bergzebras. Die Buren, die sich um kleine Unterschiede nicht kümmern, taufte beide Arten Wildepard; ihre Rugeln trafen besser als ihre Namen. Jahr für Jahr durchläuft das Leben der Damarazebras den gleichen Kreis. Zu Beginn der Hauptregenzeit räumen sie die Etoscha. An der Südostecke fängt der Abzug an. Die Herden drängen westwärts, dem Südufer entlang, rollen die Nachbarherden auf, vereinigen sich mit ihnen, wachsen zu mehrhundertköpfigen Massen, die eilig über Okauuejo und die westlichen kleinen Pfannen dem Raokofeld zustreben. Von heute auf morgen entvölkert sich der durchweichte Etoschastrand. Am 15. November 1908 fuhr ich einen Gast hinaus. Zwei Tage zuvor hatte ein Unteroffizier das Wild noch bestätigt. Aber wir fanden das Feld leer, nichts als tiefgetretene Wechsel. Die Zebras erreichen das Raokofeld im Quellgebiet des Hoanib, teilen sich wieder in kleine Herden, stehen in Nähe der Flußufer, dringen bis zur Meeresküste, suchen Salz, das ihnen die Etoscha während der Regenmonate vorenthält. Stuten stehen abseits, fohlen ab, schlagen sich, ein paar Wochen danach, mit der Nachzucht wieder zur Herde. Bis April oder Mai dauert der Raokoaufenthalt. Dann erscheinen die ersten Späher an der Etoscha. Die frohe Botschaft neuer Salzausblühung lockt die Herden zurück. Auf demselben Wege wechseln sie ihren alten Plätzen zu. Eines Tages sind sie wieder da, ebenso

plötzlich, wie sie im Vorjahr verschwanden. Nun tönt ihr harter Huffschlag wieder auf Brack und Steppe, und ihr Quagga schallt durch Mopane- und Dornwald. Hoas, Okerfontein, Gaukaub, Nabachus, Lugamsoni, Rietfontein sind nun wieder Standorte kleiner Herden von dreißig, vierzig, sechzig Tieren. Ein Hauptplatz aber ist der Pfannenzipfel von Springbockfontein. Hier zählte ich 1908 auf und an der 4 km langen, 3 km breiten Brackfläche achthundert Zebras, die in Herden bis zu einhundertzwanzig Köpfen geteilt waren. Solange die Sonne die Salzschrift wärmt, wird mit erstaunlichem Eifer gebracht. Mittags wird salziges Wasser aufgenommen. Die Salzquelle von Lugamsoni war besonders beliebt. In der Nacht wird auf der Steppe geäst. Am frühen Morgen sind die Zebras als erste wieder am See, spiegelglatt im Haar, mit gestutzten Mähnen, blitzenden Hufen, besser in Futter und Putz als unsere Pferde, an denen alltäglich vier Stunden herumgepflegt wurde. In breiten Fronten kommen sie an oder in Reihen, fast in der Ordnung exerzierender Truppen. Freunde schließen sich an. Oft sah ich Gnubulls, meist zwei, die vornweg oder an den Seiten, gewiß aber dort, wo Gefahr lauern konnte, einhergingen, die schweren Köpfe gesenkt, was nachdenklich aussah, aber nur Kampfbereitschaft bedeutete. Sie schienen nur zu warten, alles Verdächtige über den Haufen zu rennen. Sie führten die Zebras den Leidensweg zum Wasser, dem

nie zu trauen ist, waren auf dem Rückweg die Nachhut, die immer wieder verhoffend die Front zur Quelle nahm. Erst auf dem Brack, auf der Steppe zeigten sie sich zwanglos gesellig. Manchmal sind auch bei einem Gnurudel ein paar Zebras zu sehen. Sie helfen mit ihren feineren Sinnen an der Aufklärung des Geländes. Voll Mißtrauen legen sie den Kopf zurück, winden mit bewegten Nüstern oder stellen die Ohren auf, nach echter Eselart, jedes in anderer Richtung. Vor dem Feinde aber hat die Freundschaft keinen Bestand. Die erste Waffe der Tigerpferde ist die Flucht. Nur wenn kein Ausweg bleibt, setzen sie sich zur Wehr mit Hufen und Zähnen. Keilen und beißen ist auch ihr Erbe, als Glied der Einhufer. Sie können es gut, fast in der Form der Maultiere, die im Keilen erstaunlich treffsicher sind, ohne Vorbereitungen nötig zu haben wie die Pferde, die erst die Ohren anlegen, sich umsehen, quietschen, bevor sie zum Äußersten schreiten. Zebras und Maultiere wischen aus scheinbar tiefstem Frieden dem Gegenstand ihres Ärgers die Hinterhufe einzeln oder gleichzeitig über das Fell. Sie beißen schnappend, was auch überraschend kommt. In der Herde ist beides zu sehen, denn in ihr herrscht dauernd die leichte Gereiztheit nah Verwandter. Die Angehörlichkeit jüngerer, der Drang eines anderen zum selben Grasbüschel, der unzeitgemäße Antrag eines Hengstes an seine Herzensstute wird mit Beißen und Keilen bestraft. Die Fohlen

eifern den Alten erfolgreich nach. Wenn ich in Springbockfontein absattelte, versteckt im Buschwald, gegenüber den beiden Wasserbecken, die der alte Erikson gesprengt hat, oder am Fuß der ragenden Palme, die einsam über die Ebene träumt, belagerten Zebras unsere Pferde und Maultiere. Boten sie ihre Dienste an oder wollten sie ihre Bettern entführen? Unruhig zerrten die Reit- und Karrentiere an den Halftern oder setzten, trotz Wächtern und Spannfesseln, den Zebras nach. Ritten wir durch den Mopanewald von Rietfontein, so begleiteten uns rechts und links Zebras, überfielen in hohen, erschreckten Fluchten den Weg, der unsere Witterung hatte, schwenkten schließlich in schöner Ordnung zur Steppe ab. Oft galoppierten wir mitten in ihren Herden. Wir hätten mit den Peitschen die Rücken streifen können. Sie sind nicht schnell. Ein gutes Pferd hat bessere Gänge.

Die warmen Tage des Oktober leiten die Brunstzeit ein. Mit dem Regen beginnt der Kreislauf des Jahres von neuem. Die Gesamtzahl der Damarazebras habe ich, nach zweieinhalbjähriger Beobachtung, auf fünftausend geschätzt. An Bergzebras sind gewiß ebensoviele vorhanden. Dazu kommt der noch ungewisse Bestand an Burchellzebras. So stellt sich ein ansehnlicher Stamm für Zähmung und Zucht zur Verfügung. Denn das ist die Zukunft des Tigerpferds, Haustier zu werden; die Pflicht des Menschen, dies Ziel

Nauherly

1  
2  
3

Quaja

zu erreichen. Was vor Jahrtausenden einfachen Hirnen gelang, wird im zwanzigsten Jahrhundert auch möglich sein. Das Verfahren von damals ist unbekannt, das Ergebnis liegt vor aller Augen: Wildpferd, Wilbrind, Wildschaf, Wildhund und andere Tiere des Feldes sind in den Frieden des menschlichen Hauses eingegangen, tun nützliche Arbeit oder helfen den Hunger stillen, uns kleiden. Das Zebra ist übergangen worden, aus Versehen oder Zufall abseits geblieben, ist nicht jagbares Wild, sondern vorherbestimmtes Haustier. Daß die Umwandlung möglich ist, haben Versuche bewiesen. Johann Reinhold Forster, der Begleiter Cooks, sah schon 1775 zahme Quaggas einem Wagen vorgespannt. Nichts hindert, sich Zebras gezähmt, gezüchtet, aufgekreuzt als Fleischtiere, Arbeitstiere, Luxustiere zu denken. Vorurteilsfreier Menschheit wird Zebrafleisch willkommene Nahrung sein. Ich betone das; denn von zwei Jagdschriftstellern ist immer einer gegenteiliger Ansicht. In einem Land jährlich wiederkehrender Pferdesuche ist die Zebrafrage aber besonders dringlich. Von Dezember bis Mai mäht die scharfe Sense über das Damaraland bis Angola, Rhodesia, Betschuanaland hinein, fesselt die Bewegungsfreiheit, bringt schwere Verluste an Geld. Der unbekannte Erreger befällt alle zahmen Einhufer, rafft Pferde fort, manchmal Maultiere, selten Esel. Dem Tigerpferd scheint er nicht zu schaden. Es ist vielleicht giftfest. So kann es berufen sein, Hilfe

zu bringen. Dazu ist nötig, planmäßig auf breiter Basis zu arbeiten und vor Jahrzehnten keinen Erfolg zu erwarten.

Gewiß: das war ein großer Tag auf Erden, als die Antilope entstand. Sie war der Anfang einer Entwicklung, die nicht auf Kraft und Kampf ausging, sondern Frieden und Freude in die Schöpfung bringen sollte. Die mißgestaltete, ins Maßlose schweifende Form vorweltlicher Riesentiere brach langsam zusammen. Sie gingen an sich selbst zugrunde. Das war die Morgenluft der Antilopen.

Der Mensch war noch nicht. Aber die Natur sah ihn voraus, als sie das Neue schuf. Der Hunger hätte ihn getrieben, sich an Überlegene heranzuwagen. Sie hätten ihn zermalmt. So wurden Antilopen ins Feld gestellt, damit er aus ihnen Kraft zum Wachstum zöge. Sie waren Gegner, die nicht den Tod brachten. Wenig gefährdet, konnte er an ihnen seine Tüchtigkeit, seine Schlaubeit, seine Waffen erproben. Sie wurden die Lehrmeister, die ihr Leben gaben, damit er hinauffände, hinaus aus Nacktheit und Furcht. Es mag ein Staunen gewesen sein, als der Mensch sich diesen Tieren Meister fühlte. Die alten Bilder sagen es. Da kehrt immer die größte Antilope wieder, das Elen. Zehnmal so schwer ist es als der Buschmann. Aber das genügte dem Selbstgefühl nicht. Der Unterschied mußte noch sichtbarer werden. So erhielt es Maße über die Wirklichkeit. Am mächtigen Vorderkörper fällt die Wamme tief zwischen

die Läufe hinab. Der Kopf reicht doppelt so hoch als die kleinen Männer, die mit spinnendürren Beinen, echten Buschmannbeinen, um sie herumlaufen. Man sieht es deutlich: ohne die Spur von Furcht. Es ist wie Siegesjubel: So ein großes Tier können wir kleine Jäger bezwingen.

Die Antilopen waren das Nutzwild des Felds und sind es bis auf den heutigen Tag. Das gibt ihnen eine besondere Stellung zum Menschen. Es ist das Verhältnis vom Wild zum Jäger.

Drum soll hier zum ersten Male vom neuen südafrikanischen Jäger gesprochen werden.

Ich kenne ihn nicht, denn er ist noch nicht da. Wir waren Vorläufer. Er wird kommen und besser sein. Er wird wissen, daß ein Neuling bescheiden ist in altem Land. Er wird die heilige Erde mit Andacht treten. Der Hauch der Vergangenheit wird ihn umwehen; die große Klage wird zu ihm reden aus Steppe und Busch. Er wird gutzumachen trachten, was früher gefehlt war. Er wird geben; und erst nehmen, wenn er sehr viel gelernt hat. Erst wird er sich dem Feld befreunden, Erbarmner und Heger des Wildes sein. Dann erst wird er sich durch Jagd belohnen. Er wird sorgsame Auslese halten. Das Beste aber an ihm wird der Zwiespalt sein, der Kampf zwischen altem, ererbtem Vernichtungstrieb und dem verfeinerten Naturempfinden des Neuzeitmenschen. Immer mehr wird das Gute sich durch-

setzen, der Verzicht auf den Schuß. Das Ringen mit der Steppe, die Stählung seiner selbst wird ihm mehr gelten als ein gestrecktes Stück Wild. Die Trophäe wird ihm nur die sichtbare Bestätigung sein eines Erlebnisses in Entbehrung, Größe und Kraft.

Außerlich hat er noch viel von früher. Das ist gut. Einfach und nützlich sind Kleidung und Ausrüstung, die von den Buren erfunden, von den Engländern vervollkommenet, von den Deutschen in etwas vergrößertem Geschmack nachgebildet wurden. Noch ist das kleine, genügsame, zähe Pferd Südafrikas sein bestes Reittier. Seine Pflege fordert wenig Zeit. Es kann Körnerfutter entbehren, auf Wasser zwei bis drei Tage verzichten, mit Tsammas auskommen, grasst, an freien Weidegang gewohnt, ohne Spannfesseln in der Nähe des Herrn, läßt sich willig einfangen und satteln.

Wer sich den Aufwand eines Fahrzeugs leisten kann, wird seine Lebenshaltung heben. Für Jagdzüge von Wochen und Monaten sind Fahrzeuge nützlich. Die alten Trekkburen, deren Leben ein einziger Jagdzug war, schufen im Ochsenwagen einen Lastträger behäbiger Freude. Man reist mit Bequemlichkeit von Wasserstelle zu Wasserstelle, im Schnecken-tempo von dazumal. Der Motor im Innern will abgestellt sein, um beschauliche Gleichgültigkeit gegen Raum und Zeit einzulassen. So mahlt und malmt, stolpert und holpert der schwere Wagen über Sand und Klippen. Wo Wasser und

150

Weide ist, wird aus gespannt, gelagert, geblieben, solange es dem Jäger gefällt. Eines Abends spannt er ein, zieht wieder hinaus in die Nacht, neuem Jagdgrund entgegen.

Auch eine Ochsenkarre tut gute Dienste. Nur ihr Raum ist beschränkter. Eine Maultierkarre ist weniger zu empfehlen. Ihre Zugtiere heischen mehr Aufsicht, Wartung, Pflege. Zu kurzem, eiligem Bejagen kann man sie verwenden.

Ein besonderes Glück liegt auf dem Rücken der Dromedare. Sie geben dem Jäger die Herrschaft über die wasserlosen Weiten der Kalahari. Bis zu zwanzig Tagen haben uns Dromedare, ohne Wasser, ohne Esammaß, durch das Kossob- und Luobfeld getragen. Unser eigener Bedarf hing in schaffellumkleideten Blechgefäßen an ihren Sätteln.

Und eines letzten Reit- und Zugtieres sei gedacht, des Ochsen. In den Niederungen des Nordens, zur Regenzeit, wenn Sterbe den Einhufern, Surrha den Dromedaren droht, ist auf ihn noch Verlaß.

Zum südafrikanischen Jäger gehört nach wie vor auch der Hund. Aber seine Verwendung steht noch auf niedriger Stufe. Das macht: das Feld hat noch keinen verlässigen Gebrauchshund. Die große Meute, die früheren Jägern folgte, paßte zur damaligen Willkür. Sie verdarb mehr, als sie nützte, richtete oft unsagbares Unheil an. Ohne Dressur jagte sie auf eigene Rechnung abseits des Weges, nahm die Verfolgung jeder Antilope auf, die hoch wurde,

heßte, Hyänenhundrudeln gleich, das Wild zu Tode, fand sich, je nach Laune, wieder beim Herrn ein oder wilderte weiter. Die zweifelhafte Gesellschaft setzte sich aus europäischen Hunden und „Kaffernhunden“ zusammen, afrikanischen Urhunden, die schon dem Buschvolf dienstbar waren.

Wo auch die Entdecker hinkamen, überall fanden sie Hunde als Genossen der Farbigen. So:

Patterson, 1779, bei den „Küstenboschmännern“ nördlich Oranjemund. „Wir verfolgten den Pfad, der uns zu ihrer Wohnung führte; aber wir konnten uns ebensowenig mit ihnen unterhalten als vorher. Denn die ganze Familie ergriff die Flucht, außer ein kleines Hündchen, das noch keinen Europäer zu kennen schien.“

Le Baillant, 1780 bis 1785, bei den Hottentotten des Großen Fischflusses im Kapland. Er erzählt von Hunden, „die sie mit sich führten“.

Barrow, 1798, bei den „Bosjesmans“ südlich des Oranje. „Sie hatten weiter keine Tiere als Hunde, die außerordentlich fett waren, welches der Fall bei den Hunden der Kaffern nicht war. Diese Hunde schienen eine Art von kleinen Schäferhunden zu seyn; sie hatten lange Spitzköpfe, welche dem Kopf des gemeinen Schakals nicht unähnlich sahen. Der gute Zustand, in welchem diese Tiere sich befanden, schien sehr schwer zu erklären zu seyn. Sie haben weder Milch- noch Fleischspeisen. Das einzige Nahrungs-

mittel, das wir in der Hütte fanden, waren etliche kleine Zwiebeln, die Eier oder die Larven der weißen Ameisen und die gedörrten Larven der Heuschrecken. Die Landleute erzählen, die Hunde der Bosjesmans lebten fast gänzlich von dem letzten Artikel, und da er dieses Jahr in großem Überfluß vorhanden war, so läßt sich auch die Fettigkeit der Hunde erklären."

Die Ähnlichkeit mit dem Goldschakal gab den Anlaß, in ihm den Ahnen des Raffenhundes zu sehen. 1811 schrieb Lichtenstein: „Diese Hunde haben an Größe und Gestalt viel Ähnlichkeit mit dem südafrikanischen, auf dem Rücken schwarzen Fuchs, dem mit Unrecht<sup>1)</sup> so genannten Schakal, so daß wahrscheinlich die ersteren wirkliche Abkömmlinge der letzteren sind. Der ganze Unterschied besteht darin, daß die Eigenschaften des Tieres im Laufe der Zeit sich dadurch verändert haben, daß es von dem Menschen gezähmt und gepflegt wurde.“

So stützt sich die Vermutung, daß der Raffenhund Urhund sei, auf sicheren Grund:

Buschleute malten Hunde vor langer Zeit an ihre Felswände. Die Entdecker fanden Hunde als Begleiter der Farbigen. Die Ernährung ist urtümlich. In so karge Nahrung hätten Kulturhunde sich nicht eingelebt.

---

1) Mit Recht.

Hunde

Einheitliches Gepräge, erkennbare Rasseeigentümlichkeit schließen den Gedanken aus, daß die Raffenhunde Kreuzungszufällen zwischen eingeführten Hunden aller Art entsprossen seien. Über so weite Länder, so vielerlei Volk verstreute Tiere wären, erst vor zweihundertfünfzig Jahren am Kap gelandet, nicht zu einheitlichem Typ verschmolzen. Sie müssen gleicher Wurzel entstammen.

Die Ähnlichkeit mit dem Goldschakal legt ihre Entstehung nach Afrika.

Dem Jäger, der kommen wird, genügen die Raffenhunde nicht mehr. Er wird als richtig erkennen, was 1910 Oberleutnant Kirchheim mir schrieb: „Für uns, die nicht auf Eingeborenenart jagen, auf weitere Entfernung schießen können, hat der afrikanische Hund mehr Nachteile als Vorteile. Seine Dressurfähigkeit ist gering. Gewöhnt man ihm ab, Wild zu hegen, sobald er es äugt, so nur durch strenge Strafen. Darunter leidet sein Bestes Einbuße, der Schneid, denn sein Selbstbewußtsein wird herabgesetzt. Ihn hegen zu lassen, wie er will, ist aber heute endlich Aunding geworden. Man macht ja stellenweise den Versuch, weidmännisch zu jagen. Aus dieser Zwangslage führt nur ein Weg: der deutsche Hund. Ein Vorwurf, den man ihm macht, ist, daß er die Nase verlore. Das ist widerlegt durch eine Zahl Hunde, die in erster und zweiter Generation die Nase behielten. Sie sollen dem Pferd nicht folgen können, sich die

154

Pfoten durchlaufen. Aber der edle, leichte deutsche Hund erträgt die Anstrengungen der afrikanischen Jagd, wenn auch der Raffenhund schneller und ausdauernder ist. Dressurfähigkeit, Nase, jagdliche Anlagen machen den deutschen zum besseren Gehilfen als den afrikanischen. Er folgt dem Herrn zu Fuß, zu Pferde, ohne zu heßen, leistet in planmäßiger Suche, im Stöbern Besseres als sein Rivale, dessen Leidenschaft erst erwacht, wenn er das Wild äugt oder die schwache Nase Witterung faßt. Es gibt wenig Raffenhunde, die eine Schweißfährte halten können. Der deutsche Hund arbeitet auf Schweiß- und Raubtierfährte hier wie zu Hause. Aber man muß öfter die Nasenschleimhaut anfeuchten als Mittel gegen trockene Hitze und Staub. Seine Schnelligkeit genügt für alles Raubzeug, mit Ausnahme des Geparden. Seine Gewandtheit im Ausweichen vor Schlag und Stoß ist gering, aber er wird lernen. Für den besten Raubzeughund halte ich leichtes deutsches Kurzhaar edelster Abstammung. Er muß Anlage zur Arbeit mit tiefer Nase haben, hasenrein sein, auch wenn sein Herr zu Pferde ist, sich ablegen lassen. Auf festes Vorstehen und Apportieren kann man verzichten. Die Jagd auf Flugwild spielt hier geringe Rolle. Aber Schneid und Ausdauer sind unerläßliche Eigenschaften.“

Allein soll der Europäer nicht auf Jagd reiten, aber als einziger Weißer. Gemeinsames Jagen Gleichberechtigter ist vom Übel. Aber Farbige soll er mitnehmen soviel er mag.

Die besten als Nachreiter. Sie haben die in hohem Grad entwickelten Kenntnisse, die nötig sind: Landeskunde, Orientierungsvermögen, Spuren- und Wildkunde; helfen bei aller Arbeit: Satteln und Absatteln, Pferdehüten, Wasserholen, Feueranmachen, Kochen, Aufbrechen, Zerwirken, Aufspacken der Beute; Flecken und — Aufessen des Wildbrets. Das ist wichtig. In den hungrigen Magen der Farbigen verschwinden auch Großantilopen in kurzer Zeit. Dadurch wird Platz geschaffen; es kommt nichts um. Und die Stimmung bleibt gut. Satte Nachreiter sind zufrieden. Das ist gute Grundlage für später.

So mag der neue Jäger hinausreiten. Das ist im Feld die rechte Art: Mit Freude in Einfachheit, mit Anstand in Schmutz zu leben. In dieser Anpassung an das Gegebene liegt mehr Tiefe als im Stöhnen über den Verlust gewohnter Bedürfnisse, das vielen noch ihre besten Stunden verdarb. Ob lange oder kurze Zeit, Monate oder Tage zur Verfügung stehen, das Gefolge ein Duzend Nachreiter zählt oder einen, ein Ochsenwagen Bequemlichkeiten nachfährt oder der karge Mundvorrat in den Paktaschen verstaubt ist, ein bewimpeltes Jagdzelt das Lager beschattet oder eine Akazie dürftigen Sonnenschutz spendet, immer klinge dem Jäger die Freude: Ich reite auf Jagd.

Grassteppe, umsäumt von Buschwald. Am Waldsaum hält der berittene Jäger, sucht mit dem Glas die Ebene ab,

ihm zur Seite der Nachreiter. Der kennt seine Aufgabe. Drei Kilometer entfernt äst ein Gnurudel. Also auf dieses. Die beiden reiten im Schritt an. Nach tausend Metern werfen die Gnus auf, äugen die Jäger, wissen Bescheid. Sie stellen sich gegen den Wind, ziehen langsam ab. Die Reiter traben an, Richtung ein Punkt vor den Gnus. Sie werden flüchtig, die Jäger galoppieren, legen zu, stärker, stärker, bis sie in fliegender Fahrt, Bügel an Bügel, über Gras und Büsche, Schakallöcher und Erdmännchenbaue, Steine und Sand sausen. Den Pferden ist nur die allgemeine Richtung gegeben, die feinere Arbeit müssen sie selbst tun, selbst den besten Weg finden. Denn die Augen der Jäger sind nur auf das Wild gerichtet. Sind sie auf einhundert, auf fünfzig Meter an das Leittier heran, so läßt der Europäer die Bügel los, reißt das Gewehr aus dem Schuh, pariert, so gut oder schlecht er kann, durch und läßt sich zur Erde kugeln. Er rollt irgendwohin, springt auf und soll nun ruhig im Anschlag stehen, auf den stärksten Bull fliegen lassen. Eingefädelt stampft das Rudel an ihm vorbei. Ein, zwei Schuß, mehr bringt er nicht an. Denn schon hat sich die Entfernung auf zweihundert, dreihundert Meter erweitert. Er hat zu viel, zu wenig vorgehalten. Der Bull flüchtet gesund von dannen. Also 'rauf aufs Pferd. Der Nachreiter hat es beim Abspringen am Bügel gefaßt; im Augenblick ist es zur Stelle. Wieder dröhnt der

Boden unter den Pferdehufen. Zum zweitenmal ist der Jäger zu Schuß gekommen. Die Kugel saß. Der Bull tost eine Weile im Rudel fort. Dann schlägt er sich abseits, wird kürzer, sucht die Deckung des Buschwalds. Nun hat der Jäger gewonnenes Spiel. Er sitzt am Waldsaum ab, bindet die Pferde an, folgt dem Eingeborenen auf frischer Schweißspur. Nach einer Stunde, nach mehreren Stunden findet er den Bull im Wundbett, kann ihm den Fangschuß geben, mit dem Ergebnis außerordentlich zufrieden sein, denn nicht immer ist die Heze die Arbeit eines Vormittags. Tausend Zufälle schieben den Erfolg hinaus. Auf lahmem Pferd, zerschunden, verärgert, ohne Beute kehrt der Jäger zum Lager heim. Auch des Nachreiters Mienen sind verdüstert. Seine Verschwiegenheit wahrt oft nichts Rühmliches. Denn kein Jäger ist groß vor seinem Nachreiter. Alter Obai, bester Nachreiter, was könnte dein breiter Mund schwätzen, wenn du nicht so sehr gut erzogen wärst. Ich wünsche dir von Herzen friedlichen Lebensabend.

Der neue Jäger wird erkennen: die Hezjagd ist erregend, gewaltig, voll Abwechslung und doch nicht das rechte. Sie beunruhigt das Wild allzusehr. Eines einzigen Tieres wegen wird die ganze Steppe rege gemacht. Zebras, Strauße, Dryr, Kuhantilopen schließen sich dem wilden Rennen an.

Er wird anderes suchen.

Ein Brack, gebettet in roten Kalaharifand. Die sinkende Sonne wirft graugrüne Schatten über das weiße Salz. Am Kalfrand steht Dornestrüpp. Eine Boscia streckt das graue Gerippe ihrer Zweige als Schirm über eine Mulde, die von den wuchernden Wurzeln ausgehoben wurde. Ein natürliches Versteck. Es wird mit gekappten Ästen vervollständigt. Jäger und Nachreiter nehmen Platz. Vom Brack weht kalte Nachtluft heran, trägt jedes Geräusch den Lauschenden zu. Das Spiel kann beginnen. Die freche Nase eines Schakals hebt sich aus dem Ufergras, windet, verschwindet verdrießlich, weil noch kein Hase das Lager verlassen hat. Bedächtigen Schritts kreuzt eine Großtrappe das Gesichtsfeld. Ein Steinbockpärchen tritt in die Abendkühle hinaus, schüttelt in zierlichen Fluchten den Mittagschlaf ab, beginnt zu äsen. Perlhühner locken, baumen auf einer Giraffenakazie auf, mit gehörigem Lärm, damit die Wildkatzen wissen, wo nachts etwas zu holen ist. Dann wird das große Schweigen fühlbar. Im Sonnenstaub zittert das Tageslicht noch einige Stunden nach: Als stumpfer Regel steht das Zodiacallicht am Nachthimmel. Die matten Perlen des Südlichen Kreuzes leuchten wie aus Meerestiefe. Im Osten steigt der Orion hoch, der gewaltige Jäger, dem die Liebe der Morgenröte einen Platz unter Sternen gab. Groß und rot löst sich der Mond vom Horizont, wirft bleiches Licht auf das Brack, zweihundert Meter hinaus, weit und hell genug für die

Büchse. Das Weiß in den Augen des Nachreiters, sein blankes Gebiß fangen den Mondschein ein. In den Zähnen der heidnischen Herero wacht altes Erinnern. An damals, als die Waffen noch nichts taugten, und die Menschen sich tierisch machten, um Schrecken einzulösen. Da brachen sie die vier mittleren Schneidezähne der Unterkiefer aus, um den Eckzähnen wieder mehr Geltung zu geben, und spitzten die beiden mittleren Schneidezähne des Oberkiefers zu, ein Mittelthing von Hyänen- und Krokodilgebiß. Es sah „heidnisch“ aus, man glaubte, es solle unsittlichen Zwecken dienen. So wurde den Getauften verboten, ihre Kinder auf diese alte Bantuart zu zeichnen.

Ein dumpfer, ferner Ton. Schon wird er klarer. Das harte Trabtrab näherziehender Antilopen bricht die Stille. Dort nun ein Schatten, dann mehrere. Sie haben es eilig. Unruhe ist ein Merkmal der Nacht. Im Augenblick ist das Brack belebt. Ein Rudurudel nimmt Salz auf. Zu weit, gerade an der Grenze des Lichtkreises. Ahnungsvolles Mißtrauen, trüber Erfahrung entbunden, hält die Antilopen fern. Sie bleiben im Mittelpunkt der Pfanne. Der Jäger aber liegt im Ansz, ist mit tausend Gründen seinem Kerker verbunden. Jede Bewegung würde die Rudus vom Brack fegen. Es bleibt nichts übrig, als sich des Anblicks der Fernen zu erfreuen. Graut der Morgen, so sind sie verschwunden, stehen meilenweit schon im Buschwald versteckt,

Wesambrach  
do zählen  
Erläuterung!

narren den Ansitzjäger, der in Nachtfrost und Moskitopein  
wochenlang des günstigen Zufalls warten kann.

Der neue Jäger weiß: Auch solche Nächte sind nicht  
verloren. Aber ein anderes ist besser. Pirsche ist die edelste  
Jagd.

Sie mißt beiden Teilen die Chancen mit gleichem Maße  
zu. Jäger und Antilope werden geprüft auf Spurenkunde,  
Sinnenschärfe, Gebrauch der Waffen, Ortskenntnis, Orien-  
tierungsvermögen, Bedürfnisbeschränkung und Kenntnis des  
Gegners.

Die Spur weist dem südafrikanischen Jäger den Weg.  
Sie zu finden, richtig anzusprechen, ihr zu folgen, unbeirrbar,  
ist fesselndes Mühen. Der indische Weise fand es schwer,  
die Spur des Vogels in der Luft, des Schiffes im Meer,  
des Mannes im Weib zu entdecken. Aber das Finden und  
Halten einer Antilopenspur im hohen Gras, im Dorndickicht,  
im Bergland ist oft ebenso aussichtslos und sehr viel an-  
strengender.

Aus der Form des Schalenabdrucks liest der Jäger den  
Namen der Antilope ab. Jede Art hat ihre Form. Die  
Größe des Schalenabdrucks gibt das Alter an, alte Tiere  
haben größere Schalen als junge. Das Alter der Spur ist  
aus der Reinheit des Abdrucks ersichtlich. Eine frische  
Spur hat steile Ränder, andere Färbung, andere Wärme  
als das Erdreich daneben. Sind die Ränder verwischt,

*Spuren!*

Blätter, Halme, kleine Steine herübergeweht, so liegt die letzte Windzeit zwischen Antilope und Jäger. Er kann die Stunden nachzählen, ebenso, als wenn Regentropfen oder die Spuren von Nachttieren die Fährte belegen. Wärme, Farbe, Feuchtigkeit der Losung helfen ihr Alter bestimmen. Ist das abgenäßte Wasser noch feucht im Boden fühlbar, so ist auch das ein Merk. Aus diesen Hinweisen läßt sich das Alter einer jüngeren Spur auf Stunden und Stundenbruchteile, einer älteren auf Tage und Wochen errechnen.

Die Anordnung der Abdrücke, die Schärfe der Eingriffe verraten Gangart und Schnelligkeit des Wildes. Suhl- und Näßplätze bringen einige Minuten, Taglager und Nachtlager vier bis sechs Stunden dem pirschenden Jäger ein. Abgeästes Gras, verbissene Zweige, Spielplätze sind Zeichen der Vertrautheit des Wildes. Hält die Spur eine Richtung fest, sind Trab- und Galoppfluchten eingeschaltet, so ist es auf Wanderung oder vergrämt. Eine Skala feiner Einteilung liegt dazwischen. In jedem Augenblick kann der Jäger von ihr den Stand der Dinge lesen, neue Hoffnung schöpfen, sich zur Umkehr stimmen lassen. Auch bei ungünstiger Sachlage aber ist besser, an diesem einen Tage bis zum letzten Lichtstrahl der Spur zu folgen, als an vielen Tagen mit halbem Willen hinter Antilopen herzulaufen.

Auch sie sind spurenkundig. Ihrer eigenen Spur oder der ihrer Art folgen sie mit Sicherheit. Dafür zeugt das

162

große Gewebe von Wechsellern, das sich fernher aus dem Felde nach Brack und Wasserstellen spinnt. Immer wieder folgen sie ihrer früheren Spur, meiden sie aber, wenn Menschen, Raubzeug, Haustiere entlang gegangen sind. Dann legen sie einen neuen Wechsel an.

Die Sinnenschärfe des europäischen Jägers ist gering. Die Augen sind über alle Begriffe vernachlässigt. Aber sie bessern sich durch Übung und langen Aufenthalt im Freien. Sie lernen, sich auf das grelle Tageslicht einzustellen, der Sonnenrückstrahlung zu trotzen, die als gleißende, zitternde Schicht über der Erde liegt. Sie lernen, den Raum zu bezwingen, weite Ziele zu erfassen. Sie lernen, das Gedächtnis rastlos zu bedienen, aufnahmefähig zu bleiben trotz Hitze, Durst, Müdigkeit. Ein Blick muß genügen, das Geländebild dem Hirn treu mitzuteilen, damit jede Veränderung wie ein Anruf wirkt. Eine Aloe senkt ihr Haupt: Ein Gnu hat zu äßen begonnen. Ein Blick muß genügen, Echtes von Unechtem zu unterscheiden. Ein Busch ist schärfer umrissen, ein Termitenhügel glänzt heller als sonst. Wer achtlos vorüberreitet, hat Oryx oder Kuhantilope verpaßt. Erst dann sind die Augen des Jägers gesund, wenn er das Wild früher sieht, als er selbst eräugt wird. Der Farbige hat oft unverdorrene Augen.

Die Sehkraft der Antilopen ist verschieden. Das Wild der offenen Steppe und der kahlen Berge ist besser gerüstet

abwärts hängen wie müde Schafsohren. Das Gehör ist den Wald- und Dickichttieren besonders nützlich. Die Lichter reichen nicht weit, der Windfang empfängt die Botschaften nicht in Urschrift, sondern verwittert von allerhand Düften des Buschs. So ist große Sorgfalt auf den Gehörsinn verwendet.

Weitaus überlegen aber sind alle Antilopen dem Jäger durch die Feinheit ihres Geruchsinns. Alle Antilopen sind Nasentiere. Mit schlechtem Wind läßt keine Art sich näher wie fünfhundert bis dreihundert Meter über Ebene angehen. In Gebirgen liegen manchmal Luftschichten übereinander, die in verschiedener Richtung strömen. Der Jäger kann also, trotz eigenen schlechten Winds, an Wild herankommen, das über oder unter ihm steht. Die scheußliche, hundeähnliche Witterung des Europäers wirkt, im allgemeinen, recht aufdringlich im Feld, wird mißtrauischer aufgenommen als der ehrliche Duft des Farbigen. Dort mischt sich Fremdartiges: Seife, Kleidung, Stahl, Pulver, Absonderungen aus Überernährung; hier Allvertrautes: Schmutz, Tierfelle, Holz, Asche und dürre Hunger. Der Geruchsinns des Menschen ist verkümmert. Aber ein Buschmann überraschte mich doch mit einer Leistung weit über europäisches Maß hinaus. Er führte mich durch fremdes Gelände, abwechselnd hohe Grasflur und lichten Buschwald, kannte, wie ich, nur die ungefähre Richtung, in der wir hinauskommen konnten.

als das des Buschwalds und der Dickichte. Obenan steht der Springbock, der Bewohner blickfreier Ebenen. Ihm folgt der Dryx der Namib. Der Klippsspringer ist die best-  
äugende Bergantilope. Diese drei erreichen die Sehschärfe geübter Menschen. Alle anderen Antilopen machen von ihren Lichtern geringen Gebrauch.

Das Gehör des Europäers ist schwach. Wie leicht ent-  
geht ihm das Brechen eines Steins, das Knacken eines Astes, das Zeichen einer ziehenden Antilope. Nach dem Gefecht von Uminuis, 1905, hörten die Betschuanen Schüsse in südöstlicher Richtung. Die siegreichen Witboois jagten auf der Pflanze von Toasis, Entfernung in der Luftlinie zwölf Kilometer. Wir hörten nichts, hatten, nur fünf Kilometer vom Gefechtsfeld entfernt, schon nichts vom Gefechtslärm vernommen.

Tiere mit gutem Gehör sind, im allgemeinen, die Antilopen des Buschwaldes und Dickichts. Pferdeantilope, Waldfudu, Ducker, Steinbock, Blaubock sind schon an der Größe der Lauscher als Gehörtiere erkennbar. Ihre Kälber und Kitz empfangen als Morgengabe große, bewegliche Gehöre. Sie sind bei Ducker und Steinbock anfangs länger, bei den anderen gleichlang wie der Kopf. Ihre Beweglichkeit ist groß. Sie scheinen fortwährend beschäftigt. Sie können aufrecht gestellt, zurückgelegt werden, einzeln oder gemeinsam nach seitlicher Richtung abdrehen oder mit der Öffnung

Ein Ortskundiger wäre uns recht gelegen gewesen. Da bog er plötzlich zur Seite, nahm die Nase hoch, windete und erklärte, dort müsse ein Feuer sein, er röche den Rauch. Ungläubig folgte ich. Nach zehn Minuten standen wir an einem Feuer. Zwei Buschleute saßen daran, hatten in der Asche Reste von Perlhühnern liegen.

Die drei Sinne, Licht, Gehör, Windfang, ziehen eine Sicherungszone um die Antilopen, fühlen in die Umgebung hinaus. Der europäische Jäger hat kaum mehr als einen Sinn, die Augen. Das gibt ein Übergewicht zugunsten des Wildes.

Aber die Waffen des Europäers sind denen der Antilope überlegen. Nur durch Unvorsichtigkeit kann er die „hohlen Hörner“ zu fühlen bekommen.

Schon daß die weiblichen Tiere einiger Arten — Rudu, Palla, Rietbock, Rehbock, Steinbock, Blaubock, Klipp-springer — keine Gehörne tragen, zeigt, daß die Natur spielend sich erging. Aber auch das, was sie schuf, ist wahrlich nicht Zweckmäßigkeit an sich. Hätte sie ernsthaftere Waffen gewollt, so hätte sie eine Grundform geschaffen, nicht vielerlei Gehörne fragwürdiger Wirkung. Wie bei den Betschuanenwaffen schwächen Schmuckgedanken die Kraft. Von aller Gehörnpracht scheint mir der „Auffatz“ des Gnu noch die verständigste Form: Rindermäßig, breit, stark; das Gnu könnte damit den Gegner emporschleudern, dem Raffern-

166

büffel ähnliche Taten vollbringen. Aber es tut das nicht mehr. Seine Form wird bei den anderen Antilopen des Felds nicht wiederholt, noch auch nur annähernd angedeutet. Dagegen versucht sich der Schöpferwille in seltsamen Gebilden. Das Rudu trägt meterhohe Gewinde, der Dryx gleichlange Lanzen. Beiden ist der Gebrauch erschwert, weil die Gehörne in der Stirnebene verlaufen, der Kopf also tief gesenkt werden muß, wenn der Stoß treffen soll. Das Rudu schlägt deshalb nach der Seite, der Dryx hält an der Stoßtafel fest, kann im Wundbett noch recht gefährlich werden. Dem Hottentotten Gideon, der neben mir stand, wurde ein Stiefelschaft durchbohrt. Das Bein blieb heil, aber das lag nur an der Dürre aller Hottentottenbeine. Auch sind Beispiele verbürgt, daß Löwen von Dryx geforkelt wurden. Sie setzen sich dann auf die Hinterkeulen, senken den Kopf, stoßen und reißen vorwärts-aufwärts. Das Elen hat ähnlich unbeholfene Wehr wie das Rudu. Die Türkensäbel der Pferdeantilope sind bestrebt, in sich selbst zurückzulaufen. Beim starken Springbock neigen die Spitzen einwärts-rückwärts, was gegen die Zweckmäßigkeit spricht. Ducker, Rehbock, Steinbock, Blaubock tragen kurze Dolche, die gegen ihresgleichen ausreichen, sonst wenig bedeuten. Die Leier des Palla ist vorwiegend Schmuckstück. Die vorwärts geneigten Kurven des Rietbocks laufen seitwärts einander fort, als wolle jede Stange für sich kämpfen, ähnlich wie bei der

Halbmondantilope. Der Gipfel des Unnüßen aber ist das Gehörn der Kuhantilope. Die Stoßkraft bricht sich in zwei Winkeln, kommt also nur als Teilwert zur Geltung.

Der Kampf zwischen männlichen Antilopen sieht sehr nach Spiel aus, ist es auch meist. Sie treten sich gegenüber, richten sich für einen Augenblick auf den Hinterläufen hoch, senken die Köpfe und schlagen, niederfallend, die Gehörne aneinander. Dann schieben sie die Hinterläufe vor, versuchen den Gegner mit Stirn und Gehörn zurückzudrängen. Oft lassen sie sich dabei auf die Vorderfußwurzeln nieder, nehmen dieselbe kniende Stellung ein wie spielende Ziegen. Ernst-hafte Kämpfe fechten die männlichen Tiere zur Brunstzeit aus. Daher stammen die abgekämpften Stangen, die gefunden oder an Lebenden vermißt werden. Gnu, Dryx, Rudu sind besonders eifersüchtig. Einstangige Bulls dieser Arten sind häufig. Einem Dryx, dem der eine Teil des Gehörns fehlte, steckte die abgebrochene Spitze einer fremden Dryxstange in der Kopfhaut zwischen den Stirnzapfen. Gnubulls sollen manchmal „ingedallte Schädel“ haben. Bei Rudus fand Graf Sponeck häufig die linke Stange abgekämpft. Gegen diese drei scheint mir Vorsicht geboten, wenn sie im Wundbett liegen. Aber der Jäger soll auch andere kranke Antilopen schußbereit angehen. Sie haben eine andere Waffe, die gefährlich werden kann, weil sie vergessen oder mißachtet wird, die Läufe. Sie enden in

Schalen, die, im Gegensatz zu den ungepflegten Schuhen gefangener Antilopen in Tiergärten, eine geschlossene, glatte, scharfkantige Hartgummimasse schönster Arbeit sind. Die Muskel- und Sehnenkraft der Läufe steht als Antrieb dahinter, wert, gewürdigt zu werden. Erst wenn die Tiere verwendet sind, beschäftigt man sich sonstwie mit ihnen. Die Eingeborenen werfen zur Probe eine Handvoll Sand in die Lichter. Bleiben sie unempfindlich, so ist alles vorbei.

Bessere Waffen als die Kampfmittel sind die Schuttmittel der Antilopen.

Springbock, Dryx, Kuh- und Halbmondantilope verlassen sich auf ihre Schnelligkeit. Die Bergantilopen bringen sich durch behendes Klettern aus dem Bereich des Jägers. Die Antilopen des Buschwaldes und der Dickichte, auch andere Arten, verstehen sich zu drücken. Eben hat der Jäger einen Ducken gesichtet, schon ist er untergetaucht. Ein paar Schritt weit ist die Spur noch zu halten, dann ist sie wie ausgelöscht. Kein Schalenabdruck, kein geknickter Halm verraten den Weg. Und doch steht der Bock keinen Büchschuß entfernt. Ducken und Waldkudu sind Meister der Kunst: Erst werden sie ein kurzes Stück gegen den Wind flüchtig, um aufzuklären. Dann treten sie seitwärts, suchen steinigen Grund, lassen den Jäger an sich vorbei, stellen sich unter Wind, genau in den Rücken des Jägers, und empfangen nun durch Windfang, Lauscher, Lichter Runde vom Tun und Treiben

ihres Verfolgers. Rege gemacht, sind diese beiden Künstler jedem Europäer überlegen. Eine andere Art hat der Springbock. Mit großem Geschick nutzt er die flachen Geländewellen seiner kahlen Ebenen. Die Kammlinien sind seine Marschstraßen. Zwei, drei Meter Höhe genügen, das Gesichtsfeld erheblich zu weiten. Den scharfen Lichtern entgeht nichts Verdächtiges. Ein Zweifel läßt ihn erstarren: er stellt sich spitz, wird ein Stück Steppe, oben Sand, unten Kalk, die Vorderläufe sind der Drehpunkt für notwendig werdende Frontveränderung. Raum merklich treten dann die Hinterläufe rechts oder links zur Seite. Hat er die Gefahr als näher kommende Menschen erkannt, so zieht er, gerade noch außerhalb des Kugelbereichs, ruhig oder in kurzem Trab nach rechts den Kamm entlang, schiebt sich langsam dabei den jenseitigen Hang hinab, bis nichts als der Kopf herüberraagt und bis auch der dann verschwindet. Dies alles kann der Jäger durchs Glas erkennen. Was er nicht sieht, ist, daß der Springbock nun in schnellsten Fluchten, die Deckung der Geländewelle nützend, in entgegengesetzter Richtung zurücksetzt, am ersten Stand vorbei, weit über ihn hinaus, nach einigen Kilometern dann vorsichtig wieder über den Kamm äugt. Der Jäger war, einfacher Regung folgend, dem Punkt zugeritten, wo der Bock ganz rechts verschwand. Langt er an, so ist nichts zu sehen; die Jagd kann von neuem beginnen. Hottentotten sah ich im Krieg dieselbe Taktik

befolgen. Sie ermüdet den Gegner. Das ist unter afrikanischer Sonne halber Sieg.

Allen Antilopen ist das letzte Schutzmittel eigen, das Verharren. Das ist ihr stärkster Verbündeter im Kampf mit dem europäischen Jäger, daß sie den Wert der Unbewegtheit kennen, reglos, als Stein, Busch, Termitenhügel, Grasbüschel verharren, mag kommen was will. Bis zum Menschen führt diese Weisheit. Das hat jeder erfahren, der im Gefecht Hottentotten gegenüberlag. Viele deutsche Reiter kehrten von heißem Tage heim, ohne einen einzigen Gegner gesehen zu haben. Viele blieben auf dem Platz, weil sie nicht gelernt hatten, daß die geringste Bewegung verrät. Es ist kein Märchen, daß Buschleute der Beachtung entgehen, wenn sie sich tot stellen, als Baumstumpf, die Arme seitwärts strecken wie morsche Zweige. Wenn Tschakuli vor mir herlief, der später wegen Raubmords gehängt und erschossen wurde, oder ein anderer seines braunen Stammes, blieb er mit einem Ruck stehen, sobald er Wild sah. Er ging nicht in Deckung. Und die Kudus uns gegenüber machten es ebenso. Die Ahnung von etwas Verdächtigem war ihnen gekommen; was es sei, wußten sie nicht. Aber sie genügte, sie auf der Stelle erstarren zu machen. So standen auf beiden Seiten Gruppen, wie in Erz gegossen. Geschärfte Sinne arbeiteten hinter Masken. Mit bloßen Augen das Gewirr von Baum, Busch, Gras, von Schatten

und Licht, Totem und Lebendem zu enträtseln, war zum Verzweifeln schwer. Immer wieder narrete eine Täuschung, gab ein Stück der Natur zu Verwechslungen Anlaß. Aber das hat keinen geheimnisvollen Grund. Allein aus den Sehfehlern, aus den Sehschwächen des Europäers schlingen sich Vergleiche von Tier zu Pflanze und Stein. Der Farbige ist gefeit, seine Augen trügen ihn nicht. Aber der höhere Mensch richtete ein ganzes Gebäude kunstvoller Lehrsätze auf über Schutzfärbung und Formanpassung, gewiß nur, um seine eigene Blöße zu decken. Ist es nötig, die Haltlosigkeit dieser schönen Gedanken für Antilopen zu erweisen, zu wiederholen, was schon Darwin aussprach: „Obgleich wir zugeben müssen, daß viele Vierfüßler ihre jetzige Färbung zum Schutz oder zur Erleichterung der Beutebeschaffung erhalten haben, sind doch bei einer Menge von Arten die Farben zu auffällig und zu eigenartig angeordnet, um der Vermutung Raum zu geben, sie dienten diesen Zwecken. Wir können als Illustration dessen gewisse Antilopen in Betracht ziehen.“ Nirgend ist die Färbung der Antilopen anders als zufällig und ausnahmweise auf die umgebende Natur gestimmt. Keine der beiden Parteien stellt sich planmäßig auf die andere ein. Die Vegetation wechselt im Kreislauf des Jahres die Farben. Aber die Antilopen verfärben nicht oder nur ganz gering. Im besten Fall einmal wären sie mit der Umwelt im Einklang. In dieser Jahreszeit müßten alle Tiere der

172

gleichen Art ähnliches Gelände bewohnen. Der Dryx müßte am Ende der Trockenzeit nur Gegenden mit Kalkgrund begehen, die von Boszien und grauen Termitenhügeln bestanden sind wie der Weißrand. Dorthin paßt er gut. Aber gerade in der Zeit steht er auf rotem oder gelbem Sand, unter rostroten Mopanen und zitronengelben Parkinsonien. Dort leisten ihm schwarzblaue Gnus, lehmfarbene Ducker, rehrote Steinböcke Gesellschaft. Wer ist schutzgefärbt, wer totgefärbt? Wem hülf die Schutzfärbung? Die Feinde: Löwe, Leopard, Gepard, Hyäne, Raizen jagen am liebsten bei Nacht. Im Dunklen verlöschen die Farben. Nur die Umrisse des Körpers sind vielleicht zu erkennen. Deshalb verlassen sich Raubtiere auf die Nase, nicht auf die Lichter. Schutzfärbung ist gegen sie ohne Bedeutung. Sollte der Tagfeind aber, der Mensch, getäuscht werden, müßte der Urbewohner, der Buschmann, dem Truge verfallen. Er denkt nicht daran. Aber angenommen, Schutzfärbung bestände doch, so müßte sie arterhaltend gewirkt haben. Schutzgefärbte Antilopen müßten an Zahl überwiegen. Das Bergkudu, europäischen Augen oft besonders schwer sichtbar, hätte ein Unrecht auf Massenverbreitung. Das Gegenteil ist Ereignis. Keine Art ist ähnlich gelichtet wie diese. Das Gnu hingegen, das sich meist schlecht in die Steppe fügt, müßte dem Aussterben nahe sein. Es lebt hartnäckig weiter. Nein. Mit Schutzfärbung sind der Güte der Natur nicht Ruhmeskränze zu winden.

seid  
gegen  
Buschmann

Die Formanpassung ist ebensowenig verlässlich. Nur bei Gelegenheit, in zufälliger Stellung, erscheint eine Antilope europäischen Ugen in entlehnter Form. Es kann kein Zweifel sein: Diese Gedanken hindern weder Raubzeug noch Menschen, sich Antilopen zu holen, so viele sie wollen. Die Erde tat Großes, als sie Ubertausende bis ins zwanzigste Jahrhundert erhielt. Aber sie bediente sich anderer Mittel. Sie öffnete spät erst das Antilopenfeld dem weißen Menschen und seinen verheerenden Waffen. Als sie das tat, gab sie die Tiere preis. Zweihundert Jahre lang waren sie schutzlos. Dann legte die Natur ins Hirn des Weißen die Erkenntnis, sich der Bedrängten zu erbarmen. Das war nötig. Mehr brauchte sie nicht zu tun. Schutzfärbung und Formanpassung aber, auf Antilopen und ähnlich große Tiere angewendet, sind Lehrsätze, die in grauen Wolkengebilden harmonischen Hintergrund finden.

Die Antilopen scheiden sich in Standwild und Wechselwild. Standwild sind Bergkudu und Waldkudu, Rietbock, Rehbock, Ducker, Steinbock, Blaubock. Die Bezirke der Kudus sind größer als die heimischen Standwilds. Ortskenntnis und Orientierungsvermögen sind gut entwickelt. Auf Kreuz- und Quergängen durchstreifen sie ihre Verstecke, finden zu Äsung, Brack und Wasser, binden sich in ihren Gewohnheiten aber nicht an strenge Regel, halten ihre Wechsel nicht besonders genau und pünktlich. Erst sorgfamer

174

Beobachtung verrät sich das Wiederkehrende ihres Lebens. Sie nehmen nicht täglich denselben Weg. Sie haben sich, wie die Buschleute, mehr als ein Duzend Pfade zu Wasser und Brack gebahnt. Das hat sich im Lauf ihres Daseins gewiß als nützlich erwiesen. Diese Vielheit erschwerte ihren Feinden, sie abzufangen. Blaubock und Rehbock leben auf engerem Grund. Aber Ducker und Steinbock sind die bescheidensten. Ihre Einfamilienwohnungen in der Dünenkalahari sind oft so dicht aneinander gereiht, daß auf jedes Paar ein Platz von nicht mehr als drei Kilometer Länge und ein halb Kilometer Breite kommt. Diese Kleinsiedelungen sind ein Beweis für die Güte der Afsung. Ähnliche Raumausnutzung kennen sonst nur noch die Rietböcke des Okavango.

Erst beim Wechselwild zeigt sich der Umfang des Herrschertums der Antilopen über den Raum. Gnu und Dryx wechseln alljährlich über viele Hunderte von Kilometern, Elens streifen von Sisselab bis ins Sandfeld, zweihundert bis dreihundert Kilometer weit, quer durch dichten Dornbusch. Aber der beste Ortskenner, beste Finder scheint mir der Springbock zu sein. Die große Herde des Namalandes, der Trekkboken, hält Jahr für Jahr dieselbe Straße. Zu bestimmter Zeit trifft sie am selben Orte ein. Der ganze Kreislauf mißt etwa fünfhundert Kilometer.

Das ist mehr, als der europäische Neuling vermag, wenn er genötigt ist, außerhalb der Wege zu gehen. Er lernt

schwer, oft gar nicht, solche Weiten bezwingen. Gedächtnis und Richtungssinn zerschellen oft an der Aufgabe, durch die Wildnis zu finden, selbst wenn er schon einmal hindurchkam. Er erinnert sich nicht früher gesehener Landmarken, verzagt oft genug am Einerlei der ruhig und uferlos fließenden Flächenlandschaft. Es bleichen Verirrte genug im Busch.

Die Antilopen leben von Äsung, Wasser und Brack. Aus Gras, Büschen, Laub, Früchten, Wurzeln setzt sich die tägliche Nahrung zusammen. Jede Art hat Liebhabereien, die darum noch keineswegs einer anderen behagen. Daraus erklärt sich oft das Vorherrschen einer Wildart, das Fehlen einer anderen in scheinbar gutem Weideland. Bisweilen finden sich vielerlei Tiere am selben Ort zusammen. So auf den Flächen, die, von den Buschleuten abgebrannt oder von den ersten Regen befeuchtet, grünen Grasausschlag tragen. So wenn die Tsammaß reifen, ihre grüngelben Köpfe nun zu Abertausenden an langem Schlingwerk den roten Kalaharisand bedecken. Dryx, Springböcke, Ducker, Steinböcke, Gnuß und Kuhantilopen ziehen heran. Raubtiere folgen, Nager, Vögel; die ganze Tierwelt der Kalahari stellt sich ein. In ihrer Losung, auch der des Schakals, der Hyäne, des Löffelhunds und des Buschmanns häufen sich dann die unverdauten Tsammaßkerne. Und wenn Willi Duncans Mund wahr sprach, ist auch der Löwe nicht abgeneigt, sich an Tsammaß zu legen. Ein Bild von Para-

176

diesesreine. Oder die Boscia reift. Das dringt zu allen Dryg, und sie lesen die kleinen harten Beeren. Oder die Wasserzwiebel, Cyperus edulis, liegt nun, frisch und saftig, einen halben Fuß tief unter der Erde. Das lockt Steinböcke, Ducker, Perlhühner an. Sie teufen den Boden ab, schlagen und scharren die Knollen aus, die auch dem Menschen genießbar sind.

So wandern auch die Buschleute ihren kargen Erntefeldern zu. Ich traf eine Horde unterwegs. Sie hatte in Roantsab gefessen und den Palmehain seiner Apfeldolden beraubt. Nun zog sie, vierzig bis fünfzig Köpfe hoch, nach Nordosten, im Gänsemarsch. Weiber und Kinder beladen mit Urväterhausrat. Jedes auf dem Kopf ein Fellbündel, in das hölzerne Schalen, Holzmörser, Holzlöffel verpackt waren. An der Seite die lederne Sammel tasche mit kleinen Gebrauchsgegenständen und Feldkost. Im Gurt der Grabstock. Auf dem Rücken, auch alter Matronen, im Tragfell der Säugling. Manche Alte auf den Stock gestützt, oft mit schrecklichen Brandwunden an Rücken und Beinen, Erinnerungen an frostige Nächte in allzu großer Nähe der glimmenden Lagerstatt. Aber die Männer trugen nichts als Schurz, Jagd- und Sammelausrüstung. Nur zwei Halbwüchsige schleppten ein großes Etwas, eine Kriegstrommel der Ovambo, die Gegengabe für einen Dienst, Stolz und Freude ihrer Musikliebe. Ein paar kopfscheue Hunde liefen

*Bushman*

hinterdrein. So strebte die Horde dem Marulawald zu, dessen Nüsse nun wochenlang ihre hungrigen Magen füllen sollten. Unter der äußeren Schale der Frucht liegt eine dünne, süße Schicht. Dann wird mit dem Klopffstein der Kern aufgeschlagen, der haselnußgroße Samen herausgeholt, der ölhaltig und nahrhaft ist. Zwei Monate später sah ich die Horde in Nagusib wieder. Das Honigbier aus Grevia-beeren oder die Pilze der Termitenhügel oder sonst eine Leckerei hielt sie hier fest.

Das Wasser ist den Antilopen von verschiedener Bedeutung. Ein Teil nimmt Wasser auf, ein Teil verschmäht es. Springbock, Ducker, Steinbock, Blaubock verzichten in ihrer Gesamtheit auf Wasser, kommen ihr ganzes Leben lang an keinen Tränkplatz heran. Sie empfangen die nötige Flüssigkeit ausschließlich aus der Äsung. Früchte über der Erde, *Citrullus vulgaris*, *Citrullus Nandinianus*, Cucumis-Arten, *Acanthosicyos horrida*, sind leicht erreichbar. Knollen und Zwiebeln unter der Erde werden mit den Schalen ausgeschlagen, so die Ondusi, Ombudu, Otjinagui, Okaoluiziro, Ehui, Otjimaga, Omungoroa, Onjanga der Herero.

Anderere Antilopen haben nur dort auf Wasser verzichtet, wo es selten ist. Sie könnten in schwere Bedrängnis kommen, wenn sie Gewohnheiten pflegten, die nicht immer zu befriedigen sind. Deshalb strich der dort wohnende Teil das Wasser aus seinem Leben. In besser versorgten Gegenden

aber kommen die Artgenossen zur Tränke, würden verdursten, wenn man sie hinderte. Dryy, Gnus, Kuhantilopen sind so in zwei Lager geschieden. An der wasserreichen Etoscha sind sie regelmäßige Trinker; in der wasserlosen Südkalahari kommen sie ohne das aus und befinden sich gleich wohl dabei. 6

Die anderen Antilopen des Feldes sind Wassergänger. Aber ihr Bedürfnis ist abgestuft. Anspruchsvoll ist besonders das Rudu. Nirgends fand ich die frühere Behauptung bestätigt, daß es enthaltsam sei. Keiner Antilope droht gleich große Gefahr durch Besetzung der Wasserstellen durch Weiße. Die Bergkudus am mittleren Fischfluß, in den Karas- und Luasbergen geraten in Not, weil Bänke, Quellen, Kolks nach und nach Siedler finden.

Der Jäger muß Nähr- und Wasserpflanzen des Feldes kennen. Sie können ihm helfen. So gering oft der Wert ist, so groß kann der Nutzen sein. Wer sie in guter Zeit kostet, wird in schlechter Zeit wissen, welche er suchen muß. Jeder Saft, jede Flüssigkeit ist dem Durstenden recht, wenn Sattgetränkte noch so gering davon denken. In der Kalahari schnitten meine Nachreiter den Magen eines Dryy auf, quetschten den Dung über den Hüften aus, tranken die unverfälschte Sauche. Dieser Behälter birgt sechs bis acht Liter. Der Hauptmann von Erckert gab Anweisung über das Quirlen von Tierblut. Im Sandfeld tranken deutsche Reiter das

Blut der gefallenen Maultiere und ihren eigenen Urin. Das ist deutliche Sprache.

Den Salzhunger stillt das Wild an Brackplätzen. Er äußert sich bei einigen Antilopen mit erstaunlicher Hefigkeit. Der Drang zum Salz läßt andere Wünsche vergessen, ist der Antrieb zu großen Wanderungen in entlegene Öden, in Entbehrung und Tod.

Es gibt zweierlei: Erdbrackplätze und Brackbuschplätze. Beide locken das Wild aus stundenweisem, tagweisem Umkreis an. Am Erdbrack stauen sich zur Trockenzeit die Antilopen der Gegend, so an der Etoſcha die Antilopen des Westkalaharibeckens. Salzhaltige Pfannen, Bleyß, Flußbetten, Lagunen sind überall Treffpunkte des Schalenwilds. Hier laufen die Fährten zusammen, werden zu ausgetretenen Wechſeln, der Boden wird zerstampft, als hätten Viehherden geweidet. Brackbuschplätze werden in den Regenmonaten begangen, wenn das Erdbrack aufgelöst ist. Die Untersuchung der Salzausblühungen hat die Verschiedenart ihrer Zusammensetzung ergeben. In den Analysen des Bracks der Etoſcha (Westkalahari) und der Pfanne von Aminuis (Mittelkalahari) ist der Rochsalzunterschied auffallend. Die Etoſcha hat auf 100 Teile 35,88 Teile Rochsalz, Aminuis 82,1 Teile Rochsalz. Es ist wertvoll zu wissen, ob alle Erdbrackstellen der Westkalahari in gleichem oder ähnlichem Gegensatz zu allen Erdbrackstellen der Mittelkalahari stehen.

Wäre das erweisbar, so fände die Tatsache Erklärung, daß die Antilopen der Mittelkalahari stärkere Hörne tragen. Denn Kochsalz steht zur Gehörnbildung in enger Beziehung.

Das Erdbrack ist auch für den Menschen als Speisesalz zu verwenden.

Bei Nahrung, Wasser, Brack läßt sich das Wild ungern stören. Erst wenn der ewig neue Kampf sich meldet, hinter Busch und Fels Gefahr im Anzug ist, Geräusche und Witterung herangetragen werden, Schatten über die Erde gleiten, schweigen die Wünsche des Magens, steht der Selbsterhaltungstrieb vor ernsterer Aufgabe. Dann zeigt sich die Ausdauer der schnellläufigen Antilopen, die Geschicklichkeit des kletternden Wilds der Berge, die Heimlichkeit der Dickichtbewohner. Rege gewordene Antilopen sind ebenbürtige Gegner. Ihre Taktik folgt dem bewährten Grundsatz, sich in die Lage des Verfolgers zu denken, alles zu tun, was ihm unangelegen ist. Sie locken ihn hinaus aus bekannter Umgebung, fernen Horizonten zu, wo glutheiße Sonne lauert, scharfbrüchige Steine sich türmen, Dorndickichte ihre Waffen entgegenstrecken, wo kein Wasser labt, keine Erholung winkt. Die Antilopen kennen die Schwächen und Abhängigkeiten des Jägers. Wer blind ihnen folgt, ohne auf Zeit und Richtung zu achten, das Maß seiner Kräfte verkennet, dem können in verzweifelt banger Stunden Kiplings Verse klingen: „Angst vertrocknet Kehle und Lippen und das Herz tobt an

die Rippen, hämmert: Furcht — o kleiner Jäger — das ist Furcht."

Taumelnd schlichen wir vorwärts, auf kraftlosen Füßen. Zerfetzte Kleidung hing uns an mageren Körpern. Drei Tage lang war über die zersprungenen Lippen kein Tropfen gekommen, vier Tage lang hatten wir keinen Bissen gegessen. Unsere Pferde lagen verdurstet hinter uns, irgendwo im Dickicht, dem Raubzeug zur Beute. Von bleiblauem Himmel stierte der Feuerball herab, schlug uns mit brennenden, sengenden Peitschenhieben. Einer biß die Zähne in saftloses Holz, wähnend, er könne ihm Wasser erpressen. Eher hätte Lazarus dem Reichen in der Hölle Trank gereicht. Ich mußte dieser Geschichte gedenken. Schön hatte sie mir nie geklungen. Ein anderer irrte mit stumpfem Lächeln seitab. Hirngespinnste mochten ihn zu rauschenden Wassern locken. Die Zunge schwoll, den Gaumen füllte ekler, zäher Schmutz. Unverständliche Laute entranen sich der Kehle. Mit letzter Kraft zerschlug ich mein Gewehr am glühenden Stein. Es sollte Buschleuten nicht in die Hände fallen. Dann zerfloß das Bewußtsein.

Zwei Klippkaffern fanden uns. Stunden danach lagen wir an einem Wasserloch, fiebergeschüttelt, tranken sinnlos, bis schwerer Schlaf uns umfing. Dann kam der neue Tag, das neue Leben.

Was wäre das Feld ohne den Springbock! Es ist, als sei die Steppe in ihm zu höherem Dasein erwacht. Wie

182

sie ist sein Kleid. Der rötliche Rücken gibt den Farbton des Sandes wieder. Rechts und links am Rand der Schabracke liegt eine zimtbraune Leiste, wie ein Akazienzweig. Brust und Bauch überzieht blendendes Weiß, die Farbe des Kalks, der dem Sand unterlagert ist. Es zieht in breitem Streif über die Kehle zum Gesicht, brandet um das Gehörn, wogt gegen das rotbraune Schädeldach. Über die Lichter hinweg zu den Geäsewinkeln zieht sich ein lustiger brauner Strich, ein gleicher von der Stirn zum Windfang, der fein und zierlich das schmale Geäse überdacht. Die Linien täuschen Falten vor, nicht von Sorgen gemeißelt, sondern von Freuden frischester Jugend. Zwei Finger breit unter dem Gehörnansatz springen die Lichter hervor, groß, glänzend, mit tiefblauer Iris, wie zur Regenzeit die blauen Augen der Vleys aus Buschwimpern zum Himmel blicken. In stumpfem Winkel zur Gesichtsebene setzt das Gehörn an, biegt dann zurück und steht als Leier über dem Haupt. Seitlich rückwärts sind die Lauscher aufgestellt, spitze Blätter, beweglich, als führe der Wind durch Mopanelaub. Schlank und rank, glatt und glänzend spannt sich der Rücken. Ihn tragen hohe, drahtige Läufe mit kristallklaren Sehnen. Unten klirren stahlharte Schalen. Und der frechste Wedel, der zu denken ist, wippt wie ein Scherz hinterdrein. Die Decke birgt noch eine Überraschung. Eingebettet in sandfarbene Haare, von der Mitte des Rückens bis an die Wedelwurzel,

liegt längs des Rückgrats ein Kamm schlohweißer Haare. Sie flattern hervor, stellen sich auf, wehen als weiße Wolke über dem Springbock, wie blühendes Aristidagrass über rotgelbem Kalaharisand. Wird dieses Signal gehißt, so ist es das Zeichen der Erregung: Übermut, Freude, Schreck und Entsetzen tun sich kund, und auch der Tod zieht diese Fahne auf. Der verendende Springbock entfaltet noch einmal die Pracht seines weißen Rückenkamms.

Einst waren Springböcke über die offenen Flächen von ganz Südafrika gebreitet. Vom Kernland, der Kalahari-senke, kamen sie südwärts über den Dranje nach Kleinnama-land, nach Großbuschmannland, in die Santam, die Kleine und Große Karru, bis ins Bockefeld nördlich der Kapstadt. Ostwärts liefen sie über das Burenhochland zwischen Dranje und Limpopo, westwärts über die Küstengegend Ungolas und Benguellas bis zum Shellagebirge und über das Feld. Sie waren rein südafrikanisches Wild, Südafrikas ureigene Antilope.

Die Rudel erreichten unglaublich hohe Kopfhöhe. Hier einige Zeugen:

Patterson, 1779, für Kleinnamaland: „Hier blieben wir in der Nacht, da wir wahrnahmen, daß sich zahlreiche Herden von Antilopen, die man Springböcke nennt, in der Nachbarschaft befanden.“

Hardeland, 1849, für die Santam: „Springböcke gibt es sehr häufig. Kleine Herden von fünfzig bis einige Hundert

sah ich oft, und einmal sah ich einen ihrer großen Züge, die hinter den Gewitterregen her die afrikanische Wüste durchstreifen. Nun habe ich Schafherden gesehen, die fünftausend zählen sollten, und danach, um ja nicht zu übertreiben, muß ich jenen Springbockzug auf mindestens fünfzigtausend schätzen.“

Thunberg, 1773, für das Bockefeld: „Das ganze Land hat seinen Namen von den Springböcken, die hier in Herden verbreitet sind und in bestimmten Jahren aus entfernten Gegenden des Erdteils in erstaunlicher Zahl hierher wandern.“

Barrow, 1798, für die Große Karru: „In keinem Teil von Afrika hat man eine so ungeheure Zahl von Tieren zusammen gesehen, als hier. Unsere Gesellschaft, die im Schätzen geübt war, und die die Geschicklichkeit besaß, ziemlich genau die Anzahl von Schafen in einer Herde zu treffen, schätzte einen Trupp Springböcke auf fünftausend. Wenn man den Erzählungen dieser Leute Glauben schenkt, so hat man in Zeiten, wo sie wegziehen, mehr als zehnmal so viele beisammen gesehen.“

Cumming, 1843, für die Große Karru, westlich Colesberg: „Als ich, nachdem es hell geworden, aufstand und mich umschaute, sah ich die ganze Gegend buchstäblich mit einer dichten Masse von Springböcken bedeckt.“ Ein andermal: „Soweit das Auge reichte, wimmelte die Landschaft von ihnen, bis sie endlich in eine undeutliche rote Masse

lebendiger Geschöpfe verschwammen. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß einige Hunderttausende sich innerhalb meines Gesichtskreises befanden."

Selous, 1879, für die Nordkalahari: „Auf einer Trockenpfanne, an der wir ausspannten, sahen wir eine große Herde Blaugnus und Zebras und unzählbare Springböcke."

Das Feld war ähnlich reich. „Heuschrecken, Springböcke und Bienen," sagt Vater Schmelen, „das sind die Heerscharen des Landes. Die Springböcke sind auch nicht gerade eine Lust für das Korn- und Weideland, doch aber in ihren Zügen von Tausenden und Ubertausenden ein gutes Wildbret und im ganzen willkommen."

Aus dem Füllhorn der Kalahari floß immer wieder Ersatz nach für die vielen, die von Feuerwaffen und Krankheit gemäht wurden. Die dichten Massen verleiteten den Jäger zum Schießen blindlings in die Rudel. Ein Schuß traf oder streckte oft zwei bis drei der fünfzig Kilogramm schweren Tiere. Wo ein Treckbock erschien, heftete sich die Bevölkerung ganzer Länder an die wandernde Fleischkammer. Raubzeug half mit. Krankheiten hafteten an. Der Springbockgürtel längs der drei Landgrenzen des Felds wurde gesprengt. Zwischen Oranje und Kunene aber ist das Bild heute wieder erfreulich.

Der Schwerpunkt liegt im äußersten Süden. Hier wird seit Jahren, zum wenigsten seit 1905, in ununterbrochener

2

Folge ein Trekkboken beobachtet, der dieselbe Straße zieht. Nach der Regenzeit, im Mai, steht er bei Kanus, auf den Sandebenen am Rand der Großkarasberge; langsam wendet er südwärts, erreicht im November die Gegend von Warmbad; wendet nach Osten, flutet über Kubub, Nieuwefontein der Grenze bei Ukamas zu, teilt sich zur Regenzeit, im Januar, über die umliegenden Pfannen, kehrt, längs der Karasvorberge, zu seinem Stand bei Kanus zurück. Die Zahlangaben schwanken. Schon deshalb widersprechen sie sich, weil nicht immer der ganze Trekkboken geschlossen auftritt. Oft zweigen sich Einzelherden ab, gewinnen erst später wieder Anschluß. Gewiß ist, daß die Zahl sich nur in Tausenden ausdrücken läßt. Ich habe den Haufen, 1912, nahe Kanus angeschnitten. Von Zählen war keine Rede. Die Schwierigkeit richtiger Schätzung lag in der Unübersichtbarkeit solcher Masse. Von höherer Geländewelle sah ich die Gegend wogen. Aber flache Senken lagen im toten Winkel, bargen ihren Inhalt. Die ewige Bewegung, das Durcheinanderschieben der Tiere war auch hinderlich. Es mag richtig sein, was andere sagen, daß dieses Naturwunder zehntausend Köpfe zähle, vielleicht noch mehr. In einem Land weidender Viehherden ist der Schaden groß. Der Farmer des Südens rechnet für ein Schaf, das weniger als das halbe Gewicht eines Springbocks hat, fünf Hektar Weideland im Jahr. Zehntausend Springböcke ästen folglich

ein-  
hunderttausend Hektare kahl, zertrampeln ein gut Teil dazu. Oberstleutnant von Estorff mußte 1906 seine Kanonen über heranwogende Springböcke hinwegfeuern lassen, um den hungernden Pferden seiner Abteilung das letzte Gras zu retten. Und aus der Farmerschaft kommen Jahr für Jahr Klagen, wie diese: „Seit Juni halten sich auf meiner und der angrenzenden Farm Herden von insgesamt zwanzigtausend bis dreißigtausend Springböcke auf und haben sich als wahre Plage erwiesen. Sie ruinieren die Weide und zerstampfen, was sie nicht fressen können.“

Auf dem Trekkboten, als Basis, bauen sich die anderen Springbockbestände des Feldes auf.

In einem Streifen zwischen Ostgrenze und etwa 18. Längengrad, vom Dranje bis zum 19. Grad südlicher Breite, sind Vorkommen angeordnet. In den Tälern und Ebenen der Groß- und Klein-Karasberge stehen kleine Herden. Sie setzen sich über den Weißrand fort. In der Dünenkalahari sind die Flußbetten Sammelplätze. Im Luob von Groß-Goab abwärts, im Nossob von Rominten abwärts bis zum Zusammenfluß beider in Twee-Rivieren reiht sich eine Herde der nächsten an. Auf den Pfannen der Mittelkalahari, von Aminuis bis ins Kaukaufeld stauen sich oft mehrhundertköpfige Trupps. Die Westgrenze ist durch den Omuramba u Omatako gegeben. Der Versuch, die Zahl zu fassen, zerschellt an der Größe des Raums, an der Masse des

188

Wilds. Abertausende sind es, die in ruhigen Gegenden Standwild, in besiedelten Bezirken unfreiwillige Wanderer sind.

Ähnlich, doch lückenhaft, zieht längs der Westküste ein Streifen hoch. Vom Oranje bis zur Linie Swakopmund—Erongo ist er rund 150 km breit. Dann erweitert er sich bis zur Höhe von Huab—Franzfontein, greift nun mit je einem Arm westlich am Meer entlang bis zum Kunene, östlich an den Südrand der Etoscha. Die Sandzone längs der Küste, die Namib, durchkreuzen Trupps, um zu den Salzlagenen des Strandes zu gelangen, besonders wenn nach seltenen Regenfällen ein Hauch grünen Grases Nahrung gibt. Oberleutnant Trent fand August 1909 bei Meob, dicht am Ozean, neben Landvögeln ein kleines Rudel Springböcke. Je weiter nach Norden, desto kleiner werden die Trupps. Im Kaokofeld und an der Etoscha sind dreißig bis vierzig Tiere in einer Herde schon die obere Grenze. Ebenso wenig wie beim Oststreifen läßt sich die Springbockzahl des Weststreifens auch nur annähernd bestimmen. Gewiß ist nur, daß sie geringer ist. Die weite Entfernung von der Kalahari, der Heimat, macht sich fühlbar. Beide Zonen sind durch ein Band getrennt, das im Süden etwa einhundert Kilometer, im Norden die doppelte Breite hat. Es ist nicht unbedingt neutral. Im Groß-Namaland, besonders zwischen Reetmanshoop—Berseba, greifen von Osten und Westen die Herden über. Scharf werden die Grenzen erst in der

Mitte des Felds. Das Land zu beiden Seiten der Linie Rub, Rehoboth, Windhuk, Okahandya, Otjivarongo bis dicht zum Südrand der Etoscha ist kahl. Nördlich der Pfanne, auf der Fläche von Osobama-Andoni, habe ich die letzten Springböcke gesehen. Umboland und die Dornbuschmasse zwischen Ovambo-Omuramba und Okavango sind der Grenzwall nach Norden wandernder Herden.

Die fabelhaft klingenden und doch beinahe tatsächlichen Zahlen der Springböcke einer Herde sind Veranlassung geworden, sich diese Antilopen nur gerudelt zu denken. Aber ihr Leben im Wechsel des Jahres zeigt die nur bedingte Richtigkeit dieser Meinung. Die Herde ist kein starrer Verband. Sie löst sich auf, entläßt einige, schließt wieder zusammen, nimmt Fremde auf, verbindet sich manchmal mit Nachbarherden. Die regelmäßige Wiederkehr dieser Phasen ist der Beweis, daß bewußte oder Gewohnheit gewordene Gesetze das Leben der Springböcke bestimmen.

Die Regenzeit, die kurze Unterbrechung des Trockenjahrs, fremdartig mit ihrer Fülle von Wasser und Pflanzenpracht, ruft Verwirrung hervor. Sie zerstört das Erdbraß, das gemeinsame Ziel. Es ist, als wenn der einheitliche Wille nun fehle. Mancher denkt nun für sich. Ein Boek sammelt ein paar Ricken, denen andere Böcke folgen. Der Sprung zieht nach irgendwelcher Richtung ab. So teilt sich die Herde auf. Allerorten wechseln geringe Trupps durch, auf der Suche

190

nach frischem Gras. Das Feld grünt nicht gleichzeitig. Die Regen fallen strichweise. Wo zarte Äsung ist, wandern Springböcke hin, oft in überraschend kurzer Zeit, bleiben ein wenig, verschwinden wieder. Es liegt Unruhe über ihnen. In dieselben Monate fällt die Setzzeit. Sie ist nicht einheitlich, schwankt jährlich und in jedem Jahr örtlich und individuell. Aber Januar, Februar sind gewöhnlich die Hauptmonate. Die hochbeschlagenen Ricken sondern sich ab, führen bald danach ein oder zwei Kisse, bleiben mit ihnen allein drei, vier Wochen lang. Oft sah ich, daß in dieser Zeit auch ein Bock in der Nähe war. Zum Schutz oder aus Neugierde? Er trollte ab, sobald er menschliche Gefahr erkannte. Bewundernswert sind Fleiß und Sorgsamkeit der Ricke bei Aufzucht und Überwachung der Kisse. Wie auf Stelzen folgt das Junge der Alten, seitwärts-rückwärts, das Geäse in Höhe des mütterlichen Gesäuges. Alle Augenblicke bleibt die Alte stehen, läßt das Kisz saugen, das nach Ziegenart stößt, wenn es nicht genug bekommt. Es äßt Gras nach ein bis zwei Wochen. Vom ersten Tag ab lernt es die Läufe gebrauchen. Daneben gilt das Gesetz, sich bei Gefahr niederzutun. Die Mutter lenkt die Aufmerksamkeit des Verfolgers auf sich. Das Kisz duckt am Boden, reglos, unauffindbar. Später wird die hohe Kunst des Springbocks geübt, die Hochflucht. Von ihr hat er den Namen. In der Tat lebt keine Antilope, die auch nur ähnliches leistet: Ein

Springbock trollet ab, hat den Windfang tief, aufwärts gewölbten Rücken. Plötzlich hängt er, ohne sichtbare Anstrengung, hoch in der Luft, wie der Schwerkraft enthoben, Vorderläufe angezogen, Hinterläufe herabhängend, Kopf zurückgeworfen, Kamm geplustert, ein oder zwei Sekunden lang. Ruhig, schön, glatt landet er, als sei nichts geschehen, auf allen vier Läufen, weit vom Absprung entfernt. Die Länge des Sprungs habe ich oft auf dem Boden gemessen. Meist blieb es bei drei oder vier Meter, manchmal waren es fünf oder sechs, einmal maß ich acht Meter lichten Raum. Die Höhe habe ich auf zwei bis drei Meter geschätzt, das sind zwei bis drei Springbockhöhen. In Garinais pflegten Springböcke, Rize dabei, die Gatter der Straußenkamps zu überfallen. Sie waren anderthalb Meter hoch, aus mehrfachem Draht gespannt, schwer zu tarieren. Trotzdem ging die Herde fehlerlos darüber weg. Eine flüchtige Springbockherde wogt in solchen Hochfluchten über der Erde, ein reizvolles Bild beherrschter Leichte. Auch bei anderer Gelegenheit werden sie gezeigt. So bei plötzlichem Schreck. Dann schnellt das Tier mehrere Male senkrecht hoch, ohne Vorwärtsbewegung. Das hat, scheint mir, doppelten Zweck. Es enthebt den Springbock des Bodens. Er hat Tücken, kriechende, schlängelnde, wühlende Bewohner, deren Nichtachtung Schaden bringen kann. Dem Menschen blizt oft zu spät ein Sinn die Warnung zu. Der Springbock hat

Springbock

dann noch die Hochflucht. Ihr zweiter Nutzen ist die Übersicht, der erweiterte Blick aus der Vogelschau.

Ende März sind die Rixe angelernt. Die Muttertiere schlagen sich mit ihnen zu besonderen Rudeln. Die Böcke aber treiben sich mit jungen Ricken herum. Die Brunstzeit ist da. Starke Böcke haben ein oder zwei Gefährtinnen, schwache eine oder keine. So oft ich das sah, stiegen Zweifel in mir auf. Muttertierrudel und außerdem noch wenigstens eine Ricke für jeden Bock: das gab ein allzugroßes Zahlenübergewicht der weiblichen Tiere. Aber auch später bestätigt sich das; in den großen Herden sind die Ricken wieder in der Mehrzahl. Mit Ablauf der Brunstzeit, im Juni, schließen alle Herumtreiber sich den Muttertiersprüngen an. Große gemischte Herden sind das Ergebnis. Eine Ricke führt. Ein Bock tut das nicht, denn er ist unzuverlässig. In zweifelhaften Lagen sind die Böcke sofort bereit, die Herde zu verlassen. Sie benutzen die Unruhe, sich seitwärts zu schlagen. Man sieht dann, wie fünf, sechs, sieben Böcke hintereinander abzweigen. Aber die Ricken folgen mit den Rixen unbeirrt dem Leittier. Die Herde zieht nun zum Brack, demselben, das sie vor fünf Monaten verließ, oder einem anderen. Mancher fehlt, mancher ist hinzugekommen. Das ist der Austausch, der für die Güte der Art sorgt. Mit fortschreitender Dürre, besonders nach schlechten Regenzeiten, wird ein Stellungwechsel notwendig. Oft schon im

Juli, August ist im Umkreis des Bracks die Äsung vernichtet, das Erdbreich unter den Schalen zu Staub zermalmt. So wandert die Herde ab, sucht neues Salz. Dabei geschieht es wohl, daß sie auf andere stößt, sich mit ihnen vereint. So mag, ursprünglich, der Trekkboken entstanden sein. Er ist kein geschlossenes Ganze. Viele kleine Herden wandern gemeinsam von Ort zu Ort, von gemeinsamem Wunsch gelenkt, der, gesteigert, im Leittier verkörpert ist. Aber bei Gefahr und sonstigem Anlaß handeln die Teile selbständig. Sie gehen in verschiedenen Richtungen ab, finden oft erst nach Tagen wieder zueinander, haben, jeder für sich, eine Rieche als Unterführer. Auffallend ist, daß 1905 zum ersten Male der Trekkboken des Groß-Namalands beobachtet wurde. Der Hottentottenkrieg, die Kämpfe der Schutztruppe gegen die Bondels des Morenga, brachten der schwachbevölkerten Südostecke des Felds die große Unruhe. Vielleicht vereinten sich damals die Herden, weil sie, von Äsung und Brack vertrieben, nicht wußten, wo ihres Bleibens war. Sie schlossen zusammen. Ihre Furcht suchte Mitleidende. Der große Verband barg den einzelnen. Die Wahrscheinlichkeit, von der Kugel getroffen zu werden, wurde geringer. Aber auch wenn sie traf, war es weniger schlimm. In Gesellschaft zu sterben, ist Herdentieren leichter als in Einsamkeit. Kranke Springböcke laufen im Rudel fort, als brauchten sie Tröster im Tod. Antilopen, die das Alleinsein kennen, sterben auch

lieber allein. Es ist, als hätten sie Mitleid und Klage nicht nötig. Sie hüllen sich in Busch und Dickicht, wie der große Cäsar in seinen Mantel, weil das Zurschautragen des schwächlichen Ringens um das bißchen Leben ihrem Stolze ein Greuel ist. So habe ich Gnu's nicht anders als abseits verenden sehen. Seelenstark gingen sie für sich den dunklen Weg ins Nichts, jeder Zoll ein Gnu. Aber Kuhantilopen umstehen ihren kranken Artgenossen. Einst stimmten vierzehn Tiere die Totenklage am Wundbett an, traurige Muhlauten. Das hieß, daß auch sie bedauert sein wollten, wenn ihre Stunde kommen würde. Die farbige Menschheit versteht besser zu sterben als die weiße. Hierüber ließe sich manches sagen, was nicht zum Ruhm dem höheren Menschen gereicht. Der Zusammenschluß zur Masse, ursprünglich aus Angst, brachte den Springböcken einen Gewinn: sie wurden widerstandsfähiger, erzwangen sich den großen Wechsel, der noch heute gehalten wird. Aus ähnlichem Anlaß mögen sich die übrigen Trekkbocken Südafrikas gebildet haben. Die vordringende Besiedlung durch jagdeifrige Buren drängte die Herden großer Bezirke aufeinander. Was anfangs eine Maßnahme gegen Augenblicksnot war, wurde Gewohnheit. Es war die Anpassung an das neuzeitliche Leben, die folgerechte Gegenwirkung vielseitigen Stosses.

Der Tageslauf der Herde ist nun der: Nachts wird gebracht. Die Springböcke sind mit weiten Zwischenräumen

über die Fläche verteilt, zwei oder drei oft in engerer Gemeinschaft. Meist haben alle dieselbe Front, ziehen langsam in gleicher Richtung. Der Spätnachmittag und Frühvormittag werden noch dazu genommen, so daß etwa zwölf Stunden der Salzaufnahme dienen. Das ist sehr viel; läßt darauf schließen, daß dem Salz eine bedeutende Aufgabe beim immerwährenden Neubau des Körpers zukommt. Der Erfolg ist glänzend. Die Springböcke sind, wie alle Bracker, *spannig* spiegelnd im Haar, in vorzüglichem Kraft- und Futterzustand. Ein Tier ist wie das andere. Die Pracht der Decke, der pralle, feste Körper, das blanke Gehörn — es erstaunt, solche Gepflegtheit auf wasserloser, heißer Steppe zu sehen. Der Rest des Tages ist Äsung und Ruhe vorbehalten. In den Blutfunden haben auch die Tiere den Wunsch, nichts zu tun. Von zwölf bis zwei ist Springbockmittag. Wiederkäuend liegt die Herde am Rand des Bracks oder im Feld. Posten ringsum. Sie sind die ersten, die aufstehen, wenn Gefahr droht. Nach und nach erhebt sich der Rest. Alle äugen in die verdächtige Richtung, schlagen mit den Wedeln, als Zeichen, daß sie im Ungewissen sind. In den Stunden die noch übrigbleiben, wird geäst. In einer oder mehreren Reihen zieht die Herde ins Feld. Vorn hauptsächlich Ricken und Rixe, in der Mitte beide Geschlechter, am Ende und mit Abstand hinterher Böcke. An Ort und Stelle breitet die Herde sich aus. Die vorderen haben die Sicherung,

die nachfolgenden sind sorglos und spielerisch. Gras ist die Hauptnahrung.

*flu*  
Tappophorum cenchroides ist das eigentliche Springbockgras. Blätter und Stengel von Brack- und Futterbüschen, Blüten von Rhigozum trichotomum und anderes sind nach ihrem Geschmack. Sie sind wenig wählerisch. Viele ihrer Krankheiten entstehen aus Verstößen gegen die Mäßigkeit. Das Üsen von Aloraea, einem giftigen Zwiebelgewächs, von dem schon Farini erzählt, reißt manchmal Lücken in die Herden. Zu Hunderten gehen sie ein, gleich den Schafen und Ziegen des freien Weidegangs, die darin nicht vorsichtiger sind.

In kalten Nächten bleiben die Springböcke nicht auf dem Brack; sie gehen mittags dorthin. Demgemäß ändert sich die Tageseinteilung.

In der Etoscha lernte ich Springböcke jagen. Leutnant Kaufmann wurde mein Lehrer. Wir bejagten Dezember 1906 die Flächen von Rietfontein West am Südrand des Salzsees. Gemeinsam, ich mit der Büchse, er mit dem Glas. Wir ritten unter Wind eine der Herden an, die, schon im Abzug nach Westen begriffen, sich hier noch einige Tage hielten. Kaufmann ritt vorn, ich dahinter, auf der Wildseite je ein Eingeborener neben uns. Waren wir auf vierhundert bis dreihundert Meter heran, der äußeren Grenze, so glitten wir beide von den Pferden, womöglich im Schutz

eines Busches, gaben die Zügel den Nachreitern, legten uns nieder. Der Troß blieb in Marsch, lenkte die Aufmerksamkeit der Herde auf sich, umritt sie, den Abstand zu ihr erweiternd. Vorsichtig hoben wir die Köpfe, Kaufmann das Glas, ich die Büchse. Seine Aufgabe war, den stärksten Bock auszumachen: „der dritte von links; nein, der siebte“. Mit bloßen Augen sind Einzelheiten auf solche Entfernung nicht zu erkennen. Aber zum Abzählen langt es. So legte ich auf den bezeichneten an, ließ fahren. In dem Durcheinander hielt mein Begleiter den beschossenen Bock im Glas. Hatte ich getroffen, so klang der Rugelschlag herüber. Die dünne Luft ist ein guter Schalleiter. Sicherer wie dem „Zeichnen“ ist dem Rugelschlag zu vertrauen. Eine Antilope liegt selten auf den ersten Schuß. Das zähe Wild des Felds geht mit Blattschuß (Herzschuß) noch Hunderte von Metern ab, mit Weidewundschüssen stundenweit bis zum Eintritt der „Kälte“, mit Lauffschüssen bis ans Ende der Welt. Drum folgt der Jäger zu Fuß, oder nach Heranwinken der Pferde beritten, bis der Bock, nochmals beschossen, schließlich auf der Decke liegt. Die Nachsuche auf der Schweißspur, bei allen anderen Antilopen sonst das allein Richtige, ist hier unnötige Erschwerung. Springböcke bleiben, auch krank, auf der offenen Fläche, sind fast immer dem Blick unmittelbar erreichbar, so daß der Jäger ihnen auf dem kürzesten Wege, nicht auf den Umwegen der Fährte, nachgehen soll. Ob dies gleich

+ Jagd

geschieht oder nach einer Pause, muß von Fall zu Fall entschieden werden. Im allgemeinen ist auch in Südafrika nützlich, krankem Wild Zeit zum Berenden zu lassen. Weiß es sich verfolgt, so wird es mit Aufbietung aller Kraft flüchtig, kann dem Jäger verloren gehen, der ohne Hund ist. Aber leider ist er oft gezwungen, sofort die Entscheidung zu suchen.

So bei vorgeschrittener Tageszeit: denn die sinkende Nacht lockt Raubzeug auf die Notfährte. Vor Sonnenaufgang haben Hyänen und Schakale reinen Fisch gemacht.

Oder während eines Regentages: Wasser verwischt die Spur, verdirbt das Wildbret.

Oft auch am hellen Tag: der Aasgeier wegen. Ich schoß einen Springbock bei Uitsab, auf einer Landzunge der Etoscha. Wir hatten ihn aufgepackt, waren noch nicht einhundert Meter ab, als hoch aus der Luft Aasgeier beim Aufbruch einfielen, zwanzig bis dreißig, in wenigen Minuten alles forträumten. In Ukanous am Nossob balgten sich sieben Geier angesichts unser um ein Springbockgescheide. Fünfundzwanzig sahen zu, als ich in der Kalahari einen Gnubull aufbrach. Bisweilen strichen sie schon verdächtig nahe über einem Kranken, der vor mir herzog. Der Hauptgrund, der zur Eile mahnt, ist aber, daß der Jäger vorwärts muß. Das Jagd-  
feld ist immer Wildnis, liegt oft fern dem Ziel, dem Wasser, der Weide, die erreicht werden müssen. Verzögerung kann Verhängnis werden.

1910 bis 1912 bejagte ich, von Roes aus, zwei andere Springbockgebiete: Weißrand und Südkalahari.

Die Trupps des Weißrands, zwischen Düne Nord, Fahlgras, Daberas, Gocharus und erster Kalaharidüne, waren reger als alle, die ich sonst sah. Die Grassteppe, mit knie- bis hüft hohen Futterbüschen lichter bestanden, war so recht nach ihrem Wunsch. Bley, von Busch gesäumt, mit Brack durchmengt, senkten sich flach dem Kalkgrund ein. Hin und wieder durchbrechen senkrechte Einstürze von fünfzig und mehr Meter Tiefe und bis zwanzig Kilometer Durchmesser den gleichmäßigen Fluß der Hochebene. Vom Wille Bley, eines Reiters Grabstatt, habe ich den Herden, meist vergeblich, beizukommen versucht; zu Pferde, zu Fuß, über die Kalkbrocken hinweg, die verwittert obenauf liegen. Ich lernte jede Falte des Felds kennen, die Pferde verloren die Eisen, wir Schuhsohlen, Zeit, Geduld. Die Antilopen wurden jeden Tag überlegener. Da beschloß ich, sie anzufahren. Mit vier oder sechs Maultieren vor der Karre ratterte ich den Sprüngen entgegen. Wenn sie, fünfhundert oder vierhundert Meter ab, anfangen unruhig zu werden, sprang ich mit dem Beobachter in Deckung ab, die Karre fuhr weiter, und ich konnte zu Schuß kommen.

Ungleich vertrauter waren die Herden der Südkalahari.

Das Fehlen offenen Wassers fast während des ganzen Jahres, der beschwerliche Weg über die Dünen hatten von  
200

alters her diesem Kalahariteil paradiesische Ruhe erhalten. Ein paar Buschmannfamilien fristeten hier mit Tsammas, Wassermurzeln, Wild ihr Dasein, hatten, am Maßstab ihrer Bedürfnisse gemessen, reiche Hilfsquellen. Erst als der große Aufstand die Kriegsfackel hierhertrug, wurde der Sand geweckt. Die Dromedarreiter des Hauptmanns von Erckert drangen, 1908, hinein, sprengten den letzten feindlichen Stamm, die Franzmannhottentotten Simon Koppers. Die Trümmer zogen sich tiefer zurück, die englische Regierung mühte sich um ihre Aufsicht. Deutsche Streiftruppss kamen die Kalahariflüsse bis Twee Rivieren hinab. Nach ihrer Rückkehr wurde es wieder still. Aber gegen feindliche Banden war immer noch Vorsicht geboten. Meine Ritte blieben auf beides gestimmt, Krieg und Jagd. Der Dromedartrupp wurde kriegsgemäß gegliedert. Vorn ritt ich mit einem Farbigen. Mit Dünenabstand folgte der Rest, einer der Gefreiten Sieber, Heidenreich, Redlin, zwei Farbige, Packtiere. Ich muß dieser Reiter gedenken, die auf beschwerlichen Ritten ins Herz der Dünen fleißige, mutige, verlässliche Helfer waren. Nie ist ihnen die Freude, mitzutun, ins Wanken geraten, nie die frohe Kraft erlahmt, der all das Drum und Dran der Karawane aufgebürdet war. Vielleicht fühlten sie etwas vom Glück der Kalahari, vom Hauch der reinen Welt dort draußen. Es war ein Zustand ähnlich dem an der Etoscha. Dort konnte es sein,

daß der Jagdwagen des Häuptlings Nchale und seines dicken Kriegsmannes Joute auf der gleichen Fläche von Oshama hielt, auf der wir, von Namutoni kommend, jagen wollten. Oder daß Buschleute, die im Dienst der Ondonga standen, mit Giftpfeilen auf deutsche Reiter schossen. Bis zu seinem Tode hat der Ovambohäuptling, der 1904 die Feste Namutoni überfiel, keinen Bund mit der Neuzeit gemacht. So auch Simon Kopper. Bald nachdem ich, nur mit Heidenreich und Mutamab, meinem hinkenden Klippkafferdienner, über Kowes, Gochas, über zweihundertunddrei Dünen bis Ukanous am Nossob geritten war, im Bohelo batha, das ist Menschenende, gejagt hatte, zeigten sich dort Räuberbanden Simon Koppers. Die Dromedartruppe des Oberleutnants Kirchheim hob sie auf. Uns dreien aber wäre Bohelo batha, wahrscheinlich, Menschenende geworden. Auf zwölf großen Ritten durchschnitten wir die Sandmasse ostwärts zum Luob. Auf der kürzesten Linie, von Koes nach Gazis, zählten wir auf 55 km Kalaharisand 77 Dünen, nach Grüneck kamen " 85 " " 183 " nach Rathenau " 105 " " 206 "

Je südlicher, desto breiter lagert Sand dem westlichen Luobufer vor, setzt sich jenseits über mehrere hundert Kilometer fort. Die höchsten Dünen, 60 bis 80 m vom Kamm zum Fuß, liegen in genau östlicher Richtung von Koes. Waren unsere Dromedare heraufgeschwankt, dann lag die Kalahari

202

vor uns wie ein bei hohem Wellengang erstarrtes Meer. Immer in gleicher Richtung, Nordnordwest zu Südsüdost, streichen die Dünen, mit 300 bis 500 m Abstand. Einige stoßen im spitzen Winkel aufeinander. Andere schieben sich senkrecht zur Hauptrichtung als Querriegel dazwischen, bilden natürliche Festungen aus rotem Sand. Er liegt fest. Die Grasflur hält ihn. Nur den Rämmen sind manchmal Rappen aus Flugsand aufgesetzt, die das Übersteigen erschweren. In den Tälern ziehen sich Baumstreifen lang. Akazien, Albizzien, Parkinsonien, hellblättrige Mimosen wuchern in Urwildnis. Bosscien versteigen sich über die Hänge zum Ramm. Aber zur Zeit der Grasblüte weht eine Silberflut zitternder Fahnen über smaragdgrünen Salmen. Nichts ist dieser Schönheit vergleichbar. Sie ist endlos, weil die Sinne nicht Anfang noch Ende wahrzunehmen vermögen. Sie ist duftig und zart, weil nicht der Atem eines Undachtlosen sich der reinen Luft vermengt, kein häßlicher Laut das Schweigen bricht, kein frecher Gedanke sich hervorwagt. Sie ist keusch, weil sie keinem Menschen erlaubte, sie zu verbauen und zu verbilden. Hier lernte ich verstehen, daß nur dort die Natur schön ist, wo künstliche Eingriffe des Menschen fehlen. Die Südkalahari weiß nichts von dem, der Straßen und Häuser baut, Gärten und Felder bestellt. Das ist noch vielerorten im Feld so. Aber nirgend werden Augen und Gedanken so zärtlich gestreichelt als hier, wenn das Gras blüht.

Von Westen kommend, trifft man am Quob die ersten Springböcke. Weiter als drei, vier Dünen gehen sie nicht in den Sand. Sie lieben festen Boden, so die Lehmtenne des Flußbetts, würden die Dünen meiden, wenn sie nicht ihre Aßung trügen. Wenn wir morgens oder abends auf Dromedaren leise den Fluß entlangglitten, überraschten wir das Wild oft in tiefer Heimlichkeit. Wir erregten Staunen, Neugierde, nicht Furcht. Drye und Springböcke machten Platz, gaben die Straße frei, holten sich Witterung, folgten dem fremdartigen Duft, neun Zehntel Dromedar, ein Zehntel Mensch, blieben dann langsam zurück. Kleine Trupps standen, spalierbildend, so weit wir ritten, dichter dort, wo die Steilufer verflachen. Ducker, Steinböcke, Schakale, Löffelhunde, Graukazen, Stachelschweine, Großtrappen waren gleich sorglos. Als ich mittags unter einem Dornbaum geschlafen hatte, saß ein Siedelsperling auf meiner Schulter. Das ist seine Art sonst nicht. Als ich abends mit Umseb, dem Hottentotten, an zwei Stachelschweinen vorbeikam, die im Schwemmland gruben, steckten sie die Köpfe in die faustgroßen Löcher, spreizten die Stachelwehr, aber ließen mich doch so nahe heran, daß ich das eine mit der Hand berühren konnte. Es war, als habe die Tierwelt den Menschen vergessen.

Nächst ihm sind Raubzeug und Raubvögel die Feinde des Springbockes. Der Hyänenhund steht obenan. In  
204

Trupps ist er auch den Herden gefährlich. Großraubzeug versorgt sich gelegentlich. Kleinere Räuber und Vögel wagen sich nur an Rize.

Als Steppenbewohner aber ist der Springbock Freundschaft zugänglich. Die Steppe ist so recht der Platz für Geselligkeit. Ihr offenes Wesen begünstigt harmlosen Verkehr. Man braucht nicht in jedem Augenblick besorgt zu sein. Da stehen Gnus, Zebras und Springböcke dicht beieinander, als erzählten sie etwas. Strauße treten heran. Das fand ich immer besonders seltsam. Sie alle verstehen sich gewiß, haben eine Art, sich mitzuteilen, eine Sprache oder einen Sinn, eine Brücke, die von Hirn zu Hirn führt.

Wie der Springbock ist der Dryx Steppenantilope. Er liebt freie Ebene, begnügt sich mit der Äsung der Halbwüsten, ist eingestellt auf trockenes Steppenklima mit Taghize und Nachtkälte. Aber er paßt sich auch schlechterem und besserem Leben an. Er wagt sich in den Sand der Namib mit spärlichem Zufallsgras und macht hier eine furchtbare Auslese durch. Er weiß aber auch die Vorzüge lichten Busches zu würdigen, der Abwechslung in die Äsung bringt. Aber das Gestrüpp darf ihm nicht den Kopf begraben. Die Sinne müssen frei über die Buschkronen aufnehmen können. Dem Buschwald bleibt er gewöhnlich fern. Nur wenn er sich sicher weiß oder auf seinen großen Wechsellern betritt er ihn. Er bleibt am Rand, scheut das

Springbock

Innere. Unbedingt meidet er dichten Dornbusch, Gebirge, Sumpfland.

Aber während der Grundzug des Springbockes Flüchtigkeit ist, schnellende, federnde Leichte, verkörpert der Dryg ernste wehrhafte Kraft. Er ist Großantilope; mit 1,40 m Schulterhöhe. Das sind nur 3 cm weniger, als eins unserer Afrikanerperde hatte, das seinen feldmarschmäßigen Reiter tragen mußte. Er tritt fest und sicher Sand und Klippen, wiegt sich in den Läufen, zum Zeichen, daß in Sehnen und Muskeln ein Vorrat gebundenen Könnens schlummert, der nur geweckt zu werden braucht. Der Kopf nickt im Takt unter dem Gewicht der Wehr. Aschgrau ist das Haarkleid, mit schwach rötlichem Unterton. Trotz Anlage zu Stichelhaar und Wirbeln liegt es glatt und glänzend dem Körper an. Ein kurzer rotbrauner Kamm steht aufrecht vom Nacken zum Widerrist, setzt sich als schwarzbrauner Aalstrich über den Rücken zum Wedel fort. Ein ähnlicher Streifen zieht längs des weißlichen Bauches über die Brust zum Hals, sendet seitwärts zwei Äste bis halbwegs zu den Lauschern, reicht als Hauptstrich an das Geäse, leitet die Schwarzweißzeichnung des Kopfes ein. So ein dunkles Band fließt von den Geäsewinkeln über die Lichter zum Gehörn. Zwei Dreiecke, ein großes unten, ein kleines oben, stoßen mit den Spitzen auf der Stirn zusammen. Unter der Aufschrift aber leuchtet der kalkweiße Grundton, wirkt einen Gegensatz

206

sinnvollen Ausdrucks. Er ist bei jedem Dryx anders. Jeder hat sein besonderes Gesicht. Das löst die Masse in eine Summe von Einzelwesen auf. Gleichfarbene Bänder sind an Läufen und Hinterkeulen angedeutet. Der lange Wedel mit schwarzem Haarbüschel reicht fast zum Boden.

Im Halbkreis umspannten in alter Zeit Dryxgebiete das Feld. Von der Küste Klein-Namalands über die nördliche Karru und die Kalahari bis ins Ngamiland schloß sich lückenlos die Kette. Das Überschwemmungsgebiet des Linjanti blieb frei. Längs der Küste von Mossamedes setzte sich die Kette fort. Heute ist sie zerrissen. Aus Klein-Namaland ist der Dryx verschwunden, im Kapland selten geworden. Nur in den westlichen Distrikten hat er sich gehalten. Die Kalahariebene von Bryburg und Kuruman, mit 5302 Dryx amtlicher Feststellung für 1912, besonders das Land Mier im Distrikt Gordonia sind ihre Heimstatt geblieben.

Das Feld bot ihm besseren Schutz. Es gilt als Land der Wiedergeburt dieser gezehnteten Antilope. Nur der Besiedlungskern im Innern erschwert ihr Vordringen. Sie müht sich vergebens, hier festen Fuß wieder zu fassen.

An der Südgrenze sind die Oranjeberge dem Dryx verschlossen. Er hat an ihren Steinschlüften haltgemacht. Aber schon auf den Flächen nördlich des Chamchub Riviers zeigt er sich, vereinzelt, bis in die Gegend Sandfontein-Warmbad.

Ostwärts erreicht er über Velloor, Udabis, Nabas die Grenze; westwärts das Flachland nördlich Uhabis. Die Bergfaltung um Fischfluhmund ist ein Trennungstrich. Erst westlich der Linie Obib—Urrisdrift lebt er in Rudeln bis einhundert X Tieren. Längs der Meeresküste ist er dann selten bis über Lüderitzbucht hinaus, aber über die Mittelnamib bis zum Kuiseb weit und dünn gestreut. Noch in den Flugsanddünen zwischen Tsauchab und Kuiseb ist er zu Gast. Im nördlich anschließenden Wildreservat stehen größere Rudel, besonders auf den Sinkasflächen. Sie greifen auf das Gebiet zwischen Swatop und Ugab über. Im Raokofeld erhalten die ständig heimischen Rudel vorübergehenden Zuwachs zur Regenzeit durch Auswanderer aus der Etoschafenke. In der Trockenzeit aber fesselt das Brack des alten Sees das Dryyleben. Das Südufer zwischen Homob und Hoas, das Nordufer bei Osohama-Undoni sind dann gut besetzt. Amboland ist ausgeschossen. Aber östlich und nordöstlich der Etoscha, im Otjimpolofeld und längs des Omuramba u Ovambo ist zur Regenzeit auf vereinzelte Dryx zu rechnen. Bis zum Olawango sperrt sich der dichte Dornbusch gegen ihren Besuch. Auch dem Kung- und Kaukaufeld scheinen sie zu fehlen. Aber südlich des Epukiro Riviers beginnt langsam ihr eigentliches Reich. Von der Linie Rietfontein—Gobabis zieht, in der Breite zweier Längengrade, ein Dryxgürtel die Ostgrenze lang, der sich, je weiter

208

südlich, desto dichter bevölkert. Bis schließlich im Dünen-  
gebiet des unteren Nossob und Luob, von Gochas-Rominten  
ab bis Twee Rivieren, Arzustände erhalten sind. Die Landes-  
grenze weist einen Teil des Reichtums der südafrikanischen  
Union zu. Nur die fünfzig bis siebzig ersten Dünen, von  
Westen gezählt, verraten die Nachbarschaft des weißen  
Jägers.

Aus dem großen, rohgezeichneten Umkreis fühlen sich  
allerorten Drygrudel in das Besiedlungsgebiet ein.

Der Gesamtbestand des Feldes zählt nach Tausenden.  
Einen Annäherungswert gibt folgender Versuch. Trotz seiner  
Mängel scheint er mir nützlich, wie alle Bemühungen dieser  
Art, weil er eine Unterlage für Wildschuß werden kann.  
Ohne Gewähr für die Richtigkeit, bestrebt, lieber zu niedrig  
zu greifen wie zu hoch, bin ich, unter Mitwirkung anderer,  
zu folgenden Zahlen gelangt:

Gebiet	Zahl	Gebiet	Zahl
Weißrand, zwischen Hasuur, Reetmans- hoop, Gibeon, Riet- mond, Persip, Roes	1000	Kalahari, nördlich an- schließend bis Go- chas, Rominten .	3000
Kalahari, zwischen Ha- suur, Roes, Gazis, Grüneck, Ostgrenze	2000	Kalahari, nördlich an- schließend bis Kall- fontein, Aminuis, Mokotwan . . .	2000
Fischer, Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest	14		209

Gebiet	Zahl	Gebiet	Zahl
Kalahari, nördlich an- schließend zwischen Nossob, Ostgrenze bis Raufaufeld . . .	1000	Mittel-Namib . . .	1000
Otjimpolofeld . . .	500	Süd-Namib . . .	500
Etoscha . . . . .	2000	Gegend Warmbad, ein- schließlich Groß- und Klein-Karasberge .	500
Raokofeld . . . . .	3000	Rest des Groß-Nama- landes . . . . .	1000
Wildreservat zwischen Swakop, Kuiseb .	1000	Rest des Damara- landes . . . . .	1000

*Zahlen Dryx*

Endzahl 19 500 Dryx.

Das Ergebnis von rund zwanzigtausend liegt gewiß im Bereich des Möglichen.

Das Leben der Dryx ist ein lehrreiches Beispiel für den Einfluß der Umgebung. Ihre Gewohnheiten schwanken. So ist das Bestreben, sich zu rudeln, in den Gegenden verschieden stark. Im allgemeinen sind die Dryx des entlegenen unbejagten Feldes in kleine Trupps geteilt. Acht bis fünfzehn Tiere sind in der Südkalahari, an der Etoscha, im Raokofeld Durchschnittszahlen eines Trupps. Das Weideland wird dadurch gut ausgenutzt, sorgsamer als von großen Herden auf die allein zusagende Äsung abgesehen. Auch Vertraulichkeit, Sorglosigkeit bekunden sich in der Zersplitterung in kleine Rudel. Erst wenn ein Trupp beunruhigt wird,

schließt er sich anderen an, rollt Nachbartiere auf, so daß im Laufe der Flucht eine Herde entsteht von fünfzig und mehr Köpfen. Dagegen treten in bejagten, besiedelten Gebieten die Dryx von Anfang an in starken Rudeln auf. Abgesehen davon schwillt die Kopfzahl zur Zeit der großen Wechsel. Die Zusammenschlüsse zu Beginn der Wanderungen vollziehen sich auf natürliche Art. In der Etoscha z. B. ist die Abzugsstraße längs des Südrandes so schmal, nördlich durch den Salzsee, südlich durch Buschwald begrenzt, daß die östlichen Rudel dicht an den westlichen vorbei müssen oder auf sie stoßen, wodurch Vereinigungen entstehen. Ebenso zwingen die Täler, die aus den Randgebirgen zur Namib führen, die Rudel aufeinander. Dieser ursprünglich natürliche Zusammenschluß, ohne besonderen Zweck, hat sich, wie bei den Springböcken, im Laufe der Zeit wahrscheinlich als nützlich erwiesen. Die Masse wirkte. Das war auf den großen Wechselln in fernem Land, das allerlei Überraschungen unangenehmer Art herbergen konnte, ein Vorteil, der immer wieder Herdenbildungen zu Beginn der Wanderungen zur Folge hatte, schließlich ständiger Brauch wurde. Mehr wie zweihundert Dryx in einem Rudel sind jedoch, meines Wissens, nicht gesehen worden.

Die großen Wechsel, die zeitlich mit den Regen zusammenfallen, erstrecken sich im Etoschagebiet und Kaokofeld über mehrere hundert Kilometer. Die vom Salzsee west-

1 X wärts wandernden Herden legen bis zum Rand des Raokofeldes zweihundert Kilometer, wenn sie bis zur Küste gehen, nochmals dieselbe Entfernung zurück. Die Strecken in der Mittel-Namib sind geringer. In der Süd- und Mittel-Kalahari verzichten die Dryx fast ganz auf Märsche. Sie bummeln zur Regenzeit zwar auch, einige bis auf den Weißrand. Aber das sind kleine Gänge. Sie ändern am Gesamtbild wenig. Denn an Stelle der abgewanderten steht eine neue Herde. Der Grund ist wohl, daß die Kalahari ein einziges Weide- und Salzfeld reicher Auswahl ist, so daß ein Stellungswechsel großen Umfangs nicht notwendig wird. Im Etoschagebiet ist das anders. Das Erdbrack wird vom Regen aufgelöst. Die nur am Ufer wachsenden Brackbüsche sind wegen des Durchschlags nicht erreichbar. So muß das Wild in anderer Gegend Ersatz suchen. Er findet sich erst in den zum Atlantik fallenden Flußbetten des Raokofeldes, in Form von Brackbüschen und Brackwasser, und an der Meeresküste, vornehmlich als lagunenartige Salzsümpfe. Sie sind dem Strand dicht angelagert, an der Oberfläche halbfest, da selten beregnet, im Innern durchweicht, ziehen sich, mit Unterbrechungen, die ganze Küste entlang. Hierdurch erklären sich zunächst die engen Beziehungen der Dryx zwischen Etoscha- und Raokofeld. Ähnliche Beziehungen bestehen nach Norden, Osten, Süden nicht. Hierdurch erklärt sich ferner der sonst unverständliche Drang der Dryx

X

212

zum Meer. Fehlende oder karge Nahrung, beschwerliches Übersteigen trügerischer Flugsanddünen, die Gefahr, an Hunger und Entkräftung zu verenden — all das läßt sie auf den Weg zur Lagune nicht verzichten. Die großen Wechsel von Drry, Springböcken, Straußen zum Meer sind also nichts anderes als Märsche zum Salz. Der Blick in die graufigste Wüste des Feldes, in den Küstenstrich zwischen Tsauchab und Kuiseb gibt ein Bild von der vernichtenden Gewalt des Salzhungers. Dort lauert der Sand, der, von Stürmen abgetragen und aufgebaut, in ewigem Wechsel dahinrieselt. Die Drry sind auf die spärliche Pflanzenwelt gewiesen, die der Regen zu kurzem Leben weckt, der selten, nach oft mehrjährigen Pausen, strichweise niederkommt. Oberleutnant Trenk fand, 1909, in den Dünentälern westlich der Nauklust „zahlreiche frische Drry Spuren“, aber, wie früher bei Soffus und Meob, auch „sehr viele alte“ Drrygerippe. Major Maercker berichtet: „Die Dünen (nordwestlich Tson-dabende) sind von einer schwarzen Käferart und zahlreichen Wanzen, die eine vorzügliche Farbenanpassung zeigen, belebt. Das waren, außer einer seewärts streichenden Krähe und einem Chamäleon, die einzigen Lebewesen, die wir in sechs Tagen gesehen haben. Die zahlreichen Wildfährten aber und eine große Zahl von Drryskeletten, die in den Dünentälern liegen, sind ein Beweis dafür, daß in guten Regenjahren die Dünentäler Weide haben und dem Wild

in diesen heuer so unwirtlichen Regionen gesicherte Weideplätze geben." Die bleichenden Gerippe sprechen beredete Sprache. Jahr für Jahr heischt die Wüste neue Opfer. Längst hätte der Tod die ganze Art getilgt, wenn sie auf diese Gegend beschränkt wäre. So nimmt er nur die Rudel, die aus den Randgebirgen herüberwechseln. Sie stehen wie unter einem Zwang. Sie tun, was jahrtausendlang ihre Vorfahren taten, suchen die alten Plätze auf, merken zu spät, daß die Zeit furchtbare Veränderung geschaffen hat. Versandung und Austrocknung schreiten in der Namib eilig fort, verschlechtern die Lebensbedingungen des Wildes. Tsauchab und Tsondab, die früher, wohl noch zur Portugiesienzeit, das Meer erreichten, werden sechzig und achtzig Kilometer vor ihrer einstigen Mündung vom Sand verschlungen. Er rückt mit jedem Jahr tiefer landein, breitet sein faltiges Leichentuch aus, erstickt den Baumbestand, begräbt das Wasser. Aber Schwerekraft, Beharrlichkeit, Gewöhnung, Treue oder wie sonst man es nennen will, hindern die Abkehr des Wildes von dieser Stätte des Todes. Es lernt nicht um. Aus den Salzgängen sind Todeszüge geworden. „Stechgras und vereinzelte kümmerliche Grasbüschel“, die einzige Nahrung, die Trent fand, reichen nicht zur Ernährung der Dryx. Sie verenden rudelweise. Buschleute erzählten ihm, daß die hungernden Tiere in höchster Not den Narabusch ästen, abfielen und eingingen, weil der Saft

Naxa

des Stengels giftig sei. Das beschleunigt das Ende, das kommen muß. Welche Oryx aber diesem Daseinskampf eine Zeitlang zu trotzen vermögen, tragen den Stempel der Wüste. Sie bleiben schwach im Wildbret, schlecht im Gehörn. Sind die Angaben einiger Diamantsucher richtig, so ist hier eine Kleinform entstanden, die dem Kampf mit der Not treffenden Ausdruck gibt.

In die Regenmonate fällt die Hauptsejzeit. Aber manche Ruh hat das schon früher abgemacht. Seit Oktober oder November führt sie ein oder zwei Kälber. Das wiederholt sich wahrscheinlich ein um das andere Jahr, bei den meisten bis zum Tod. Gelte Tiere sind große Seltenheit. Was so erscheint, ist es vielleicht gar nicht. Jedenfalls ist die Frage nicht so geklärt, daß sich der Abschluß alter Rührer rechtfertige. Hochläufig, wollig, rotbraun gefärbt folgen die Kälber den Müttern. Sollten diese ersten Farben Neugeborener nicht an eine Vorstufe gemahnen, an Ahnen, die ihr ganzes Leben lang so einhergingen, vielleicht weil sie in anderer Umwelt standen, anderem Klima ausgesetzt waren. Eine Hererosage, die Missionar Irle erzählt, beleuchtet die sonderbare Tatsache, daß Hererokinder hell zur Welt kommen. Omukuru und Kamangurunga, die Stammeltern, wurden mit schwarzer Farbe begossen; so verloren sie und ihre Nachfolger das ursprüngliche Weiß. Nur in den Kindern klingt noch die Urfarbe an, und bisweilen in einem Albino. So

+

Oryx +

Herero

sah ich einen rosig weißen Omuambo mit Sauerfrauthaar, mit einem gelben und einem roten Auge, ein Scheusal, das geduckt einherging, von den anderen widerwillig geduldet wurde. Aberglauben hielt sie wohl ab, den Mißrathenen zu töten. Die rotbraune Wolle der Dryrkälber ist wie ein Merkmal nordisch kalter Heimat; Nordeuropa, Nordasien haben Tiere mit solchem Kleid. Die Jugendfarbe geht später in Aschgrau unter. Aber ein rötlicher Unterton bleibt. Er ist nicht aus der Nähe, nur aus der Ferne zu sehen, da aber manchmal so stark, daß die Scherzfrage der Hottentotten: Was ist ein wenig fahl und, wenn du es von ferne siehst, rot? dem Jäger Kopfzerbrechen machen kann. Ich ritt mit Obai eine Stunde lang über Etoschasalz einem lichtroten Tier nach, wir kamen und kamen nicht näher, es wehte als roter Mantel vor uns her. Endlich am Ufer angelangt, stand es als Dryr, als Gemsbock der Buren, am Buschsaum.

In der Südkalahari erschloß sich mir sein Stammland. Die Dromedare blieben im Lager zurück. Zu Fuß zu gehen bringt erst die Feinheiten, die sonst verwischen. Heißestem Tage noch folgt in der Kalahari kühle Nacht. Gestärkt durch Schlaf unter freiem Himmel, in reiner Luft, steht man auf, hängt Büchse und Glas um, steckt den Tagesbedarf in die Taschen, schreitet mit dem farbigen Begleiter den nächsten Dünenhang hoch, dem weißen Schein im Osten entgegen. Langsam verfärbt er über gelb zu hellrot, wird purpurn, bis

Oryx

7

die strahlende Sonne sich hebt: „Was wäre dein Glück, wenn du nicht die hättest, denen du leuchtest.“ Noch geht es sich leicht, als ströme aus dem Sand mit jedem Schritt neue Kraft dem Körper zu. Düne auf Düne entschwindet, Düne auf Düne wogt heran. Spuren mehren sich, die Erwartung wächst. Jedes Tal kann die große Überraschung bergen. Das ist das Spannende, Erregende, Fesselnde der Kalahari, daß sie urplötzlich ihren Reichtum zeigt. Stundenlang war nur das Gewohnte zu sehen. Aber nun, gerade von diesem Dünenkamm hinab, ist das Besondere. Nicht auf endlose Entfernung, wie draußen in der Flächenlandschaft, nicht weiter als ein paar hundert Meter, bloßen Augen erkennbar, denn schon türmt sich der nächste Wall. Hier scheint alles möglich. In diesem Wunderland haben dürre Gesetze noch nicht Rechtskraft erlangt. Hier ist das Geschehen noch nicht auf kalte Formel gebracht. Das Unbeschreibliche kann hier Ereignis werden. Hier zuckt im Hirn Einsamer der Aberglaube auf, hier kommen Gespenster zu ihm, erzählen — reden vom Schwarzen Löwen, der größer und schlimmer ist, ein Menschenfresser von furchtbarer Gier, von Aigamuchab, dem Robold, der seine Augen auf dem Rücken der Füße hat. Hier war es auch, wo Auserwählte das Einhorn sahen, wie es das große Schweigen durch die Steppe trug. Von hier nahmen die Bauern ihr seltsames Erlebnis nach Hause, sprachen davon, ohne auf Spott und

Zweifel zu achten, so sicher, wie der Herr aus dem Wetter zu Hiob vom Einhorn sprach. Einmal war auch ein Frommer unter den Hörern. Er hatte ein Buschmannbild gefunden, in den Snewbergen nördlich Graaf Reynet: „Nachdem wir die Büsche weggehauen hatten, um Licht in die Höhle zu lassen, untersuchten wir die zahlreichen Gemälde, unter denen einige ziemlich gut ausgeführt, andere aber Zerrbilder waren, und entdeckten endlich einen Teil von einer Figur, die offenbar ein Tier mit einem einzigen Horn, das auf der Stirn hervorsprang, darstellen sollte. Den Rumpf und die Beine hatte man weggekratzt, um zur Abbildung eines Elefanten Platz zu bekommen, der gerade vor dem Einhorn stand. Nichts konnte verdrüßlicher für mich seyn als ein solcher Umstand.“ Er hörte, daß der Bur Aldrian van Barsfeld ein Einhorn erlegt habe, fragte ihn und bekam zur Antwort: „Die Gestalt des Tieres kam der Figur des Quagga am nächsten, allein es war viel größer; denn es war fünf Fuß hoch und acht Fuß lang; der Grund sah gelblich aus und war mit schwarzen Streifen versehen; darunter waren viere, wovon jeder sich an einer Seite des Kopfes hinbog; elf solche Streifen liefen zwischen dem Halse an den Schultern hin, und drei breite Wellenlinien erstreckten sich der Länge nach von den Schultern zum Schenkel herab; es hatte eine kurze, aufrechtstehende Mähne; die Ohren waren sechs Zoll lang und querüber gestreift; der Schwanz war wie beim

Quagga; auf der Mitte der Stirne saß ein Auswuchs von einer harten Knochensubstanz, die mit Haaren bedeckt war und die dem Anfang eines Hornes glich; die Länge desselben betrug nebst dem Haare zehn Zoll."

Zwei andere Buren hatten ähnliche Tiere gesehen. Auch „die Bosjesmans hegen nicht den geringsten Zweifel über das Dasein des Einhorn; auch scheinen sie es für nichts Außerordentliches zu halten, daß ein Tier nur ein Horn hat. Die Kolonisten sehen es für ausgemacht an, daß es ein solches Tier jenseits der Grenzen der Kolonie gibt“. Aber „der Schulgelehrte ist geneigt, alles zu verwerfen, was nicht durch den Kanal der demonstrativen Deutlichkeit zu ihm gelangt, die doch nicht in allen Fällen möglich ist. Das weite Gebiet der Natur ist zu mannigfaltig, als daß es despotisch mit einem Vernunftschluß beherrscht werden könnte“. Aber die nach Sir John Barrow kamen, hatten nicht die richtigen Augen, fanden das Einhorn nicht. Sie sagten, es wäre ein Fabeltier, oder der Dryx habe Schuld. Von der Seite gesehen, ständen seine beiden Stangen wie eine, oft fehle ihm auch die Hälfte, und dann wäre der Irrtum um so verständlicher. Vielleicht auch findet sich einer, der im Barsfeldschen Einhorn das Okapi entdeckt.

In der That liegt die Vermutung nahe, in diesem Rätseltier eine Okapiform zu sehen. Das Okapi hat Maultier-, das ist Quaggagröße, aber der lange Hals gibt ihm das

stattlichere Aussehen, so daß es dem Buren Varsfeld mit Recht „viel größer“ erschien. In Färbung und Streifung trifft die Beschreibung des Einhorn nicht genau auf das Okapi, nur nahe heran. Aber der hautüberspannte Knochen-  
auswuchs auf der Stirn ist ein desto deutlicherer Hinweis.

Er eignet ausschließlich Giraffen und Okapis.

Die unter Buren und Buschleuten verbreitete Kenntnis eines Tieres mit Stirnwulst schließt mit Sicherheit den Verdacht aus, daß ein frei erfundenes Geschöpf hier narre. Etwas Tatsächliches liegt gewiß zugrunde. Von den beiden Möglichkeiten — Einhorn oder Okapi — hat die erste wenig Wahrscheinlichkeit, solange darunter ein pferdeähnliches Tier mit langem Stoßhorn auf der Stirn verstanden wird. Eine solche Form ist weder fossil noch lebend in Afrika bekannt, vielleicht in Nordasien heimisch gewesen, wenn das Elasmotherium sich nicht doch schließlich, trotz seiner drei Hufe, als Okapivorläufer entpuppt.

Dagegen leben noch heute in Mittelafrrika, im Urwald der Kongoufer, Okapis, im Altertum bekannt, dann vergessen und erst um 1900 wieder entdeckt. Die weite räumliche Entfernung des Kaplandes ist kein Grund, daß nicht auch dort dieselben Tiere lebten. Die weit getrennten Gebiete des Weißen Nashorns sind ein gutes Beispiel für das Gegenteil, ein ausgezeichnetes sogar, weil ein Zweig in Südafrika lebt, der andere gerade in der Gegend, der Kellelandschaft,

die auch Okapis herbergt. Das Okapi ist im Kapland gewiß ausgerottet. Aber eine schwache, leider sehr schwache Hoffnung knüpft sich an ein Felsland im Feld, an die Gegend um Ulais am unteren Fischfluß. Mehrere Beobachter sprechen von sonderbaren Tieren. Der eine gab ihnen Maultiergröße und mausgraue Grundfarbe; der andere geringe Streifung und Zebraepräge; der dritte Hartbeestaussehen; alle stimmten darin überein, daß die Tiere sehr scheu und in geringer Zahl seien. Es lassen sich an sie drei Vermutungen knüpfen:

Es könnten Quaggas sein. Aber dagegen spricht die Örtlichkeit, wildes Felsland. Das Quagga war ein Bewohner der Ebene. Es könnten Mischlinge zwischen Zebrafuten und Eselhengsten sein. Diese Annahme hat die Tatsache für sich, daß im letzten Feldzug zahme Eselhengste entlaufen sind und nicht wieder eingefangen wurden. Sie hätten bei einer Zebraherde Zutritt gefunden und dort, durch natürliche Zuchtwahl, wie sonst durch künstliche, Zebroide gezeugt, womit die Färbung übereinstimmt. Dagegen aber spricht wohl die Eifersucht der Zebrahengste, die größer und stärker sind und sich ihr gutes Recht nicht von Eselhengsten kürzen lassen werden. Schließlich könnten es Okapis sein.

Sicher bleibt auf alle Fälle, daß um Ulais ein paar Tiere leben, die bisher nicht einwandfrei angesprochen wurden, von denen im besonderen noch nicht feststeht, ob sie auf Doppelschalen oder auf Einhufen gehen.

Sir John Barrow aber, der Zarsfelds Bericht drucken ließ, hat mit großer Wahrscheinlichkeit das Verdienst, einhundert Jahre vor Johnston das Okapi neu entdeckt zu haben, an einem entlegenen Ort, in der Wildnis südlich des Oranjeoberlaufs, in ähnlich „wildromantischer“ Gegend wie der von Niais.

Je näher dem Luob, desto dichter häufen sich kleine Drystrupps. Oft stieg das Leittier gerade zum Kamm empor, wenn wir von der anderen Seite oben anlangten. Oder wir überraschten sie, wenn sie mittags unter Giraffenbäumen lagen. Sie suchen gern dieselben Plätze auf. Hier liegt ihre Losung, Haufen an Haufen, jeder zwei Handvoll  $1\frac{1}{2}$  cm langer Spitzkegel enthaltend.

Solange man sich nichts zuschulden kommen ließ, war auch die Steppe friedlich. Von der Düne hinab sahen wir auf das Drystreiben zu unseren Füßen. Trupp war an Trupp gereiht, mit kleinen Zwischenräumen. Ein Rudel von acht Tieren kam näher, eingereiht, in echter Antilopenfolge: Eine alte Kuh, ein junger Bull, ein junger Bull, eine Kuh, ein alter Bull, eine Kuh, ein alter Bull, eine junge Kuh; in geräumigem Schritt, gelegentlich einen Büschel Gras äsend. Dann verhofften sie, und nun führte die alte Kuh den Trupp, lehrtschwinkend, denselben Weg zurück, genau in gleicher Ordnung. Oder ein Trupp hatte sich über das Tal zum Äsen gebreitet. Mit den Border-

Kalahori  
Luob

läufen schlugen die Tiere Löcher in den Sand, scharren eine braune Wurzel aus, die sie mit dem Geäße aufnahmen. Oder sie standen im Sammafeld. War eine Frucht den Läufern nicht erreichbar, weil sie unter einem Busch verborgen lag, so senkte der Dryg den Kopf, versuchte sie mit den Stangen zu spießen. Gern standen die Rudel auch in den Feldern des Morgensterns, des Tribulus terrestris, der zur Regenzeit die Hänge mit gelbblühendem Gewucher bezieht. Oder sie zogen, ausgeschwärmt, über ein Brack, schliffen im Salz oder an den Termitenhügeln ihre ebenholzschwarzen Lanzen.

Aber wenn dann ein Schuß die Lüfte zerriß. Dann war es, als schloße die ganze Natur mit einem Ruck zur Abwehr des Feindes zusammen. Nun stand auf der einen Seite, einsam, allein, der Mensch, auf der anderen Seite der große Rest der Schöpfung, die Einheit, die vom kleinsten Insekt bis zum Machthaber der Steppe die belebte Welt umschlang. Die Wächter der Kalahari wurden laut. Sie streckten die Köpfe aus dem Gras, krächzten, stiegen auf, erfüllten die Luft mit kreischendem Schrei. Im zweiten, dritten und so fort bis zum zehnten, zwanzigsten Dünenental folgten die anderen, überall lärmte das Gackelhuhn, die kleine Trappe *Otis afroides*. Der Sand war plötzlich belebt. Erdmännchen stiegen aus ihren unterirdischen Gemächern, stellten sich auf die Hinterbeine, pflanzten sich, dicht gedrängt.

als Schildwache vor die Eingänge. Aus den Nestern der Gesellschaftsvögel fuhr das Volk aus wie ein Schrotschuß, prasselte dicht vorbei und baumte auf, um gut zu sehen. Hinter einem Busch wurde ein Duckerpaar hoch, flüchtete im Zickzack, flach am Boden lang, die nächste Düne empor, brachte sich in Sicherheit. Eine Großtrappe ließ tiefen Gurgelton hören, nahm Anlauf, schwang sich schwerfällig in die Lüfte. Ein Schakal hob die Nase, bellte etwas vor sich hin, weckte dadurch den Hasen, der eben noch glosäugig schlief. Die Straußenhenne, die gerade ein Ei legen wollte, dazu uraltes Leid stöhnte: Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, stand auf, fegte mit fliegenden Röcken von dannen. Aus dem Busch nebenan zischte eine Puffotter, gelb und dick, ihre Warnung zu. Und hob man das Gewehr, so saß gewiß, frech und zäh, eine Fliege mitten auf dem Korn, war durch kein Blasen und Wackeln zu verscheuchen. Oft habe ich deutlich gesehen, daß bejagte Tiere sich hinter andere stellten, oder sogar, daß solche, die sich sicher fühlten, zwischen Wild und Jäger traten. Zebras schienen sich ihrer Unverletzlichkeit bewußt, schoben sich vor Dryg oder Gnus, führten sie aus dem Bereich der Waffe. Es ist die Solidarität der Steppe, der große Zusammenhalt, die Haftung aller für alle.

Klar und einfach ist der Aufbau von Springbock und Dryg. Schöne Linien umschneiden in sicherer Führung ihre

224

Körper. Da gibt es keinen Zweifel: das ist der rechte Wuchs für Steppenantilopen. Desto absonderlicher ist das Tier, das ihnen nahe steht, die Kuhantilope. Ihrem Äußeren scheint die Einheit zu fehlen. Vielerlei aus dem Formenschatz anderer hat sich zusammengefunden, aber ist schlecht eingefügt. Von dem Tier, das ihr den Namen gab, hat sie äußerlich kaum mehr als den Höcker, ein Merkmal des mittelafrikanischen Buckelrindes. Der Widerristwulst, wie geschaffen, dem aufgelegten Joch als Gegenlager zu dienen, gibt der Vorhand das Übergewicht. Sie ist, wie bei allen Antilopen, stärker belastet als die Nachhand. Das kommt in der Größe der Vordersehnen zum Ausdruck, die bei Großantilopen einen halben Zentimeter länger, einen Viertelzentimeter breiter sind als hinten, auch bei Kleinantilopen meßbaren Unterschied zeigen. Der Vorderkörper der Kuhantilope ist beinahe giraffenmäßig betont, so, als stände sie vorn auf einer Erhebung. Der Kopf ist pferdeähnlich, lang, schmal, spitz. Hals, Decke, Läufe könnte der deutsche Rothirsch ausgeliehen haben. Nur der Rest ist ausschließliches Eigentum. Hinten der halblange dürftige Wedel, mit kurzem schwarzem Haarkamm auf der Oberseite, vorn das Gehörn. Der Schädel wächst noch eine halbe Handbreit über das Dach hinaus, ein Kronreif, von der Helmzier überragt, zwei knorrigen Wurzeln. Sie sind beim Bull massig, am Ansatz beinahe verwachsen; bei der Kuh

schlanke. Das Hirschrot der Decke dunkelt den Läufen zu schwarzbraun ab. Ein dunkler Streif zieht über den Rücken, wird schmal auf dem Hals, verflacht am Gehörn, zeichnet die Nase. In so widersinnigem Äußeren steckt ein außerordentlich zäher Lebenswille. Der Trab ist wie bei einem Pferde mit hoher Aktion, der Galopp wie bei einer springenden Ziege, der Wedel mißtrauisch nach oben gestreckt. Alle Bewegungen der Ruhantilope sehen unbeholfen aus. Und doch gewinnt kein Reiter gegen sie Boden. Jedes Gelände ist ihr recht. Sie geht über Sand gleich sicher wie über Klippen. Bewohnt Ebenen oder Berge. Ist im Busch oder auf kahler Steppe. Kommt ans Wasser oder verzichtet. Brackt oder brackt nicht. Ist widerständig gegen die Kugel. Ein schlechter Schuß — hat nichts zu bedeuten. Lauf lahmgeschossen — drei Läufe genügen. Lungenschuß — wenn er nicht Hauptblutgefäße zerreißt, heilt aus. Herzschuß — bringt den Tod, aber oft reicht die Kraft weiter noch in die Wildnis als die des Jägers.

Und all das hat nichts genützt.

Der Reichtum an Lebensmöglichkeiten der Ruhantilope gab ihr ehemals ganz Südafrika zum Wohnsitz. Mit Ausnahme sumpfiger Niederung war sie überall heimisch. Um 1780 stand sie noch dicht nördlich der Kapstadt, breitete sich über Kalahari und Burenhochland, setzte im Okavango-Sambesi-Becken aus, war dann wieder in Westangola zu finden.

Heute ist das anders geworden. Im Südteil des Kap-landes ist sie so gut wie vernichtet. Nördlich des Oranje hat sie sich noch gehalten. In den Kalaharidistrikten wurde 1912 ihre Gesamtzahl auf 10607 angegeben. In Angola ist sie selten geworden. Im Feld kommt sie langsam wieder zu Kräften. Die Mittellalahari ist ihr Jungbrunnen. Um Urahoab-Uminuis ordnen sich viele kleine Herden. Sie ergänzen sich von Osten, kommen westwärts bis zum oberen Luob und nach Hoachanas, nordwärts bis an den Besiedelungskern Gobabis, südwärts, längs des Nossob, bis zum Grenzort Geinab.

Nördlich Gobabis strahlt der Kalaharibestand nochmals westwärts aus. Über das Kaukaufeld, den Großen Omu-ramba, Waterberg bis Okanjande streifen kleine Rudel.

Alle Kalaharitrupps sind Wechselwild. Was sonst an Ruhantilopen im Felde steht, hat Standwildgewohnheit.

So der Kleinstaat von acht oder zehn Tieren, die um Ulais-Kanibeam, zwischen unterem Fischfluß und Kameldorn-Rivier, stehen, mitten im Bergland. In dieser Ecke klingt eine Frage an, die am nächst südlichen Vorkommen erörtert werden soll.

Mit der Düne Nord als Mittelpunkt, halbwegs Roes-Garinais, liegt eine zweite Ruhantilopenklave von zwanzig bis dreißig Bewohnern. Ein Vieleck von zwanzigtausend Quadratkilometern Fläche grenzt bei Rukanibeb, Rozebis,

Daichaibis, erster Kalaharidüne, Gaibis, Klein-Uub, Neu-land an einen artleeren Gürtel. Er hat an den beiden schmalsten Seiten noch zweihundert Kilometer Breite. Hier ist, wie um Uiais, das Musterbeispiel eines vollständig abgeschlossenen, auf ungewöhnlich kleinen Raum beschränkten, niedrigzahligen Tierbestands gegeben. Kein frisches Blut strömt dem Trupp zu, kein Tier wandert ab. Das Gelände ist nicht einmal sonderlich günstig. Es ist fast ohne Deckung. Kallebene, bestanden mit Gras und dünngestreuten niederen Büschen; durchsetzt von Lehmpfannen mit geringem Brackgehalt; durchrissen bisweilen von schmalen Rinnen, die höheres Gestrüpp, vereinzelte Bäume bergen; überhöht von der Düne Nord, einem Sandwall, der sich ostwestlich streckt, zwanzig bis dreißig Kilometer Länge, fünfzig bis hundert Meter Höhe hat, in zwei oder drei Kämmen gipfelt, fast kahl. Daß hier von alters her Kuhantilopen sind, ist nicht wunderbar. Denn im ähnlich gezeichneten Umkreis standen früher allerorten dieselben Antilopen. Aber daß nur hier, sonst nicht, ein Rest sich erhielt, ist auffallend. Wahrscheinlich wurde er übersehen, aus Zufall geschont, weil dieser Strich ohne Quellen, ohne überwinterndes Wasser ist, das Bleiben weißer und farbiger Jäger erschwerte. Aber heute schließt sich ein Farmring um die Enklave, zum Teil von Buren besiedelt, die sich nicht an die alte Vereinbarung halten, die von der Militärstation Roes und der Großfarm

228

Garinais zum Schutz der Sonderlinge getroffen wurde. Sie ziehen nicht fort, suchen nicht Anschluß an ihresgleichen drüben in der Mittelkalahari oder auf dem Schwarzrand, hören nicht auf die Stimme, die vor Verkümmern durch Inzucht warnt. Die Größe der Entfernung kann nicht schuld sein. Andere wechseln ohne Zaudern über mehrere hundert Kilometer. Auch nicht die Geländebeschaffenheit. Über Steine und über Dünen zu laufen, bringen andere fertig. So bleibt die Vermutung, daß ein Zwang auf sie geübt werde, der sie nicht über die Grenzen läßt. Nicht die Siedelungsmenschen sind es, denn die Zwischenräume von Farm zu Farm sind groß genug, um Tierzüge durchzulassen. Sondern Feinde unter den Tieren lassen sie wahrscheinlich nicht hinaus. Die gegebene Abmarschstraße, der Weg nach Nordosten, wird gesperrt durch die Dryx, deren Stammland bis an die Ostgrenze der Enklave reicht. Wie oft unter beinahe Gleichgroßen, besteht auch zwischen Dryx und Ruhantilopen Abneigung, Eifersucht, Zwiespalt. Daran mag die Ruhantilope selbst schuld haben. Sie ist Freundschaft wenig zugänglich, schließt sich ab, steht, auch anderer Orten, nicht in nahem Verkehr mit fremder Sippschaft. Das mag ihr hier heimgesahlt werden. Versuche, in die Dünenmasse zu dringen, werden ihr verleidet durch die abweisende Haltung der Dryx, die in der Überzahl sind, in Körpermasse und Kopfwehr einige Überlegenheit haben. Das ist kein Einzelfall in der Tierwelt.

Nach sonst wird bisweilen das Recht des Stärkeren geübt, der Aßung, Wasser, Brack Schwächeren neidet.

Im Schwarzrand ist wieder ein vereinsamtes Vorkommen; an der Etoscha ein größeres. Es reicht südwärts bis Uimab-Otakewa, wandert zur Regenzeit nicht nach Osten oder Westen, sondern tritt tiefer in den südlichen Buschwald. Hier, bei Uigab, sah 1908 Leutnant Deininger die größte Herde, die beobachtet wurde, zweihundert Tiere in einem Rudel. Aus dem Raokofeld ist keine verlässige Nachricht gekommen. Aber im Dreieck zwischen Kunene, Chitanda, Okawango hat Baum Ruhantilopen bestätigt. Für die Gesamtzahl gelte folgender Anhalt:

Um Uiais . . . . .	10 Tiere
Bei Düne Nord . . . . .	30 "
Im Schwarzrand . . . . .	300 "
An der Etoscha . . . . .	400 "
In der Kalahari südlich Gobabis . .	1000 "
In der Kalahari nördlich Gobabis . .	1500 "
Endzahl . . . . .	3240 Tiere.

Wir kamen von Bohelo Batha zurück, von Menschenende. Schon fünfeinhalb Stunden schaukelten wir auf den Rücken der Bischarindromedare, die in unerschütterlicher Ruhe ihren bedächtigen Paß gingen, einen Schritt wie den andern, unempänglich für unsere Ungeduld, die zur Großen Wildpfanne

230

drängte. Mit Wasser und Proviant waren wir am Kleinen Nossob fertig geworden. Es wurde Zeit, uns zu ergänzen. Den absterbenden Akazienhain durchschnitten unzählige Wildfährten. Wir hatten in diesen fünf Tagen gesehen: 47 Gnus, 92 Dryx, 65 Springböcke, 9 Ducker, 17 Steinböcke, 9 Strauße, 3 kleine Trappen, Sporenkiebize, Namafeldhühner, 3 Goldschakale, 3 Löffelhunde, gut und gleichmäßig verteilt, mit leichter Zunahme nach Osten. Aber erst eine Ruhantilope. Endlich hob sich über dem Wald im Westen die Düne, zu deren Füßen die Pfanne liegen mußte. Wir beugten uns vornüber, um die Hinterhand der Reittiere zu entlasten, die noch zögernder als bisher den Sand hinauffschlürpften. Dann waren wir oben, es war kurz nach Mittag. Ein schwacher Lufthauch trug ein wenig neue Lebenskraft in die stiere Hitze. Wir sprangen von den Hochsitzen, sattelten ab. Dann kroch ich zum Rand der Pfanne vor. Ein Blick, und ich entschloß mich, zu bleiben. Zwei Strauße, ein Hahn und eine Henne, führten ihre Rücken von Gänsegröße, etwa zwanzig, auf dem Brack spazieren. Zweiundsechzig Springböcke waren über die rechte Ecke verstreut. Ein Teil ruhte, der andere brackte. Acht Dryx, von einem Gnubull geführt, kamen langsam den Grassreifen entlang, der nach der Kleinen Wildpfanne reicht. Dicht neben ihnen schnürte ein Goldschakal. Drei Paradieskraniche, fremdartig wie die besflügelte Sehnsucht Hans Thomas, trugen ihr stahlblaues Gefieder

über die blanke Fläche, ließen die einwärts geschweiften Federn der Schleppe nachgleiten. Links aber, dicht am Rand, stand, in glänzender Einsamkeit, eine Kuhantilope.

Alle Tiere waren mit bloßem Auge gut zu erkennen. Die Kuhantilope verriet sich durch starken Widerristbuckel, schweren Hals, massiges Gehörn als Bulle. Ich kroch zurück, ließ meine Begleitung auffatteln, um in Arahoab, dem nächsten Ort, zu tränken, Wasser und Lebensmittel zu holen. Ich blieb allein.

Der Wind stand von halbrechts, ich mußte einen großen Bogen nach links machen, um besseren zu holen und Deckung zu haben. Als ich zweieinhalb Stunden später vorsichtig dem Pfannenrand näher kam, zog der Bulle auf dem jenseitigen Ufer zu Holz. Es war vier Uhr nachmittags, zwei Stunden vor Dunkelheit. Die Zeit mußte genutzt werden. Ich lief so schnell ich konnte, um die Spur zu schneiden, zu schnell, denn plötzlich hörte ich Brechen im Holz, sah die hirschrote Decke durch die Stangen flüchten. Einer vergrämten Großantilope zu folgen, allein, in die Nacht, in unübersehbare Waldsteppe, das war, was ich wollte. Vorsicht mußte einbringen, was verdorben war. Ich nahm die Spur auf, geduckt, von Baum zu Baum. Nach einer halben Stunde glaubte ich hinter Ästen etwas Rotes zu sehen. Richtig. Im selben Augenblicke ging die Antilope in Ziegensprüngen vor mir ab. Das wiederholte sie mehrere Male.

Auf das matter werdende Licht vertrauend, daß Europäer-  
augen gut, allen Tagtieren des Feldes schlecht behagt, pirschte  
ich weiter. Eine nackte Fußspur schnitt die Wildfährte, zwei  
Tage alt, groß, also nicht von Buschmann oder Hottentott,  
wahrscheinlich von einem Raffern. Weiter. Eine Blöße  
kam. Auf der Ostseite lagen die letzten Sonnenstrahlen,  
leuchteten noch ein Stück in die Stämme. Der Schatten  
meines Bulls fiel ihm voraus. Er schob sich in den Dämmer.  
Ich umschlug die Blöße, bekam wieder die Spur, folgte.  
Aber zwanzig Minuten später war kein Büchsenlicht mehr.  
Rechts faßten drei Akazien einen kleinen freien Platz, groß  
genug für ein Lager. Ich setzte mich, machte später ein  
kleines Feuer, als Schutz gegen die Nachtkälte, aß ein  
Tsammaß und schlief. Um zwei Uhr ging der Mond auf.  
Im Morgenschimmer war ich wieder auf der Spur. Sie  
hatte die Richtung geändert. Führte erst im Viertelkreis  
nach rechts, dann fast gleichlaufend zur gestrigen Spur zurück.  
Ich sah, daß der Bull noch einmal flüchtig geworden, später  
im Schritt weitergezogen war. Ein Lager kam, aber er  
war bald wieder hoch geworden, in einem zweiten zur Ruhe  
gegangen. Auf einer Grasfläche standen abgeäste Strunke.  
Der Bull war also wieder vertraut. Aber von der auf-  
gehenden Sonne machte sich Wind auf, wehte von rückwärts  
in Richtung der Spur, mußte meine Witterung von weither  
zum Bull tragen. Ich ließ deshalb die Fährte links liegen,

bog senkrecht ab, schlug einen großen Haken, um sie von neuem zu schneiden. Dann mußte ich wieder in ihrer Nähe sein, schob mich lautlos vorwärts, als ich plötzlich, drei Stunden nach Sonnenaufgang, den Gesuchten vor mir sah. Er stand spitz in Richtung der Spur, breit zu mir, Entfernung zweihundertfünfzig Meter. Ich strich an, ließ fahren. Kugelschlag, eine Hochflucht, dann fegte er durch den Wald. Nach einer Stunde ging ich auf den Anschuß, heller, flockiger Schweiß, nahm die Rotfährte auf. Gegen Mittag erkannte ich einen Kopf, der über das Gras ragte, den Bull im Wundbett. Ich ging ihn schußbereit an. Aber er wurde nicht mehr hoch, ließ sich den Fangschuß geben, fiel auf die Einschussseite der ersten Kugel, wie das der Brauch ist. Nur Springböcke nehmen das nicht so genau. Die Kugel hatte beide Lungenflügel durchschlagen, große Verheerung angerichtet.

Liegt die Beute auf der Decke, so ist im Feld erst die halbe Arbeit getan. Aufbrechen und ausweiden sind nächste Pflicht, bei Großantilopen zeitraubende Mühsal. Gut ist, sofort den Kopf in Sicherheit zu bringen, der Rest wird mit Dornzweigen eingedeckt, von den Seiten gegen Schakal und Hyäne, von oben gegen Aasgeier. Der Aufbruch wird ein paar Schritte fortgeschleppt, als Abschlagzahlung an die Umwelt. Dann kommt die Frage nach dem Rückweg. Abschneiden, quer durch das Feld, in der vermeintlichen Rich-

tung des Lagers, ist nur in bekanntem Gelände das Rechte, führt sonst oft zu Mißerfolg, leitet auf umfangreiche Irrwege. So ist das Zurücktasten auf der eigenen Spur zwar langweilige, aber sichere Art.

Kurz vor Dunkelheit war ich im Lager, mit der zwanzig Kilogramm schweren Kopflast auf der Schulter, entzündete ein großes Feuer, um der zurückkehrenden Begleitung das Zurechtfinden zu erleichtern, wartete, bis sie kam. Am nächsten Morgen ritten wir, mit einem Packtier, wieder auf der Spur zum Bull, luden ihn auf, zogen bis Urahoab.

An dieses anspruchslose Erlebnis habe ich Worte verschwendet, weil es kennzeichnend für Fußpirsche auf Großantilopen ist. Es soll den Begriff eines Jagdzugs geben, der in sieben Tagen beendet wurde. Wir waren einhundertsechzehn Kilometer geritten, viele Kilometer zu Fuß gegangen, hatten kein Wasser gefunden, uns nicht gewaschen, kaum etwas gegessen, alles selbstverständliche Dinge im Feld, hier auf kleines Maß zurückgeführt. Alles das haben andere und ich oft genug über sehr viel größere Zeitläufe, weitere Strecken, ohne Bequemlichkeit, ohne Erfolg abgemacht. Auch dann haben Größe und Schönheit des Lebens im Feld hoch über der Drangsal des Tages gestanden.

Wochenlang kann der Jäger Bezirke absuchen, ohne eine einzige Großantilope zu sehen. Er wird über unendliche Steppen reiten, unabsehbare Buschwaldmassen abpirschen,

unwegsame Bergwildniß erklettern, ohne frische Fährten, geschweige Großwild zu finden. Den Wasserstellen und Bracks, die nach Aussage Landeskundiger begangen werden, sind verhärtete, dem Schlamm der Regenzeit, der Salzausblüfung der Trockenzeit aufgedrückte Spuren verblieben. Aber die sie traten, sind fort. Das Feld überrascht immer, im Guten und Bösen. Der Tag kann kommen, wo ein Jagdgrund sich erschließt, von Wild überwölfert, wo eine Herde wandernder Antilopen vorüberzieht, der Bull vor der Büchse steht.

In den Niederungen des Okavango tritt an Stelle der Kuhantilope ein Naheverwandter, die Halbmondantilope. Das Große Sandfeld, der Westarm der Kalahari, leitet zum Strom. Über westöstlich laufende Dünen führt der Weg. Sie haben breite Rücken und schmale Täler, oben Laubwald, unten Grasflur, von Dornhecken gesäumt. Es ist gröber gegliederte, reicher bewachsene Südkalahariwelt. Aber sie ist wildarm. Elen und Pferdeantilope, die in märchenhaftem Überfluß früher hier wechselten, sind fort. Allzu selten schneidet ihre Spur den Pfad. Nur der Steinbock ist überall, das Warzenschwein häufig, selten ein Straußentrupp. Rungbuschleute haben hier Heimat. Ihre Winterhütten sind sorgsam gebaut. Sie liegen versteckt, eingeflochten dem Unterholz, überschattet von Fruchtbäumen, die aus Innerafrika hierherreichen. Immer bei den Rindenhütten sind sie zahlreich. Das hat einfache Erklärung. Die Früchte werden gesammelt

236

zur Werft gebracht, dort verzehrt. Aus den Kernen, die mitverschluckt werden, aber unverdaulich sind, wachsen im Umkreis der Hütten neue Bäume. So entsteht eine Pflanzung ohne viel Arbeit. Haine von Strychnosstämmen, zur Reifezeit mit faustgroßen, köstlich erfrischenden, säuerlich süßen Äpfeln behangen, andere mit duftender Milch gefüllt, entwachsen dem von Buschleuten bedüngten Acker. Ihre Sommerhütten sind flüchtig geflochtene Reifigschirme. Dann liegt Wasser in den Tälern. Nun ziehen sie umher, können wohnen, wo es ihnen beliebt, sind nicht mehr an die wenigen Pfützen gebunden und die Wasserbäume, die im Winter Vorrat enthalten. Die Rung sind von allen anderen wohl noch der reinste Buschmannstamm. Ich sah vier Weiber durch den Hochwald laufen, ängstlich und hübsch wie Katzen. Ich holte sie ein, setzte mich zu ihnen. Moletsfaschmuck lag wie Milch auf ihrer braunen Haut. Die Ketten aus Straußeierschalen sind zerbrechlich, „nur die Frau darf sie anfassen“, sagte mein farbiger Führer. Wie zierlich sind diese Hände, das Erbe uralter Rasse, die niemals plumpe Arbeit tat. Die Wangen waren rot bemalt mit dem Rindenstaub eines Laubbaumes. Die Körper dufteten nach Sabge, dem wohlriechenden Kraut, das im Mörser gestampft, in Schildkrötenschalen am Hals verwahrt, mit dem Luntende des Löffelhunds aufgetragen wird. Auch Rungweiber machen sich schön für ihre Männer. Die mächtigen Brust-

Kung

+ Busch

trichter frozten von Kraft und Fülle. Hier ist das Leben der Buschleute noch nicht so erbärmlich wie sonst im Feld. Dieser Stamm gehört zur Auslese, zum Besten und Reinsten, was das Volk aufzuweisen hat. Bis Tschitschib reicht südwärts sein Land, grenzt dort an das Feld der Heigum. Aber beide können sich nicht verständigen, reden andere Sprachen, sind sich feindlich gesinnt.

Die braunen Freundinnen wollten fort, erklärten das durch Mienen und Zeichen, gingen in schöner Nacktheit ihres Wegs. Ich ritt nordwärts weiter, über Dünen, durch Täler in gleichmäßigem Wechsel. Der Sand wollte kein Ende nehmen. Aber als ich wieder aus dem Rand eines bewaldeten Rückens kam, floß plötzlich ein Strom zu meinen Füßen. Durch nichts bereitet der Kwawango seine Nähe vor. Ganz unerwartet ist er da, fließt durch eins derselben Täler, die unzählige Male durchkreuzt wurden und trocken waren. Aber hier ist plötzlich eine mächtige Wasserflut. Sie wirkt so gewaltig, weil kein Nebenfluß, nicht das geringste Anzeichen in die Umgebung reicht. Nur hier, sonst nirgends, hatte ich den Eindruck, daß das Feld ein Ende habe, daß all das Gleichmaß seines Baus, die ewig wiederholten Merkmale plötzlich zum Abschluß kommen. Hier ist ein überzeugender Grenzstrich gezogen. Hier prallt die Eigenart: Armut, Ernst, Größe und Alter des Felds auf neues, fremdes Land. Die streifenden Buschmannhorden liegen

238

weit zurück, das flüchtig unstete Wild ist vergessen, hier quält nicht Durst noch Hunger. An den Ufern wohnt sattes Leben. Die Dörfer dunkelfarbiger Bantus liegen auf dem Nordstrand. Am Südstrand sind Felder mit Mais, Hirse, Korn und Tabak bestellt; schmale Streifen längs des Stromes, diesseits und jenseits, reden von Sehnsucht und Ackerbau, von anderer Gewohnheit, als bei Buschleuten und Bergdamara, Herero und Hottentotten zu finden ist.

Kawa  
Owayho  
C. 1

Erstaunlicher Wildreichtum belohnt den Reiter, der durch das wildarme Sandfeld hierherfand. Es ist derselbe schmale Streif am Fluß, der wasserbedürftige Antilopen zu Nachbarn der schwarzen Menschen macht. Sie vertragen sich gut. Denn die Bantus sind keine Jäger, haben zudem die alte Bewaffnung aufgegeben und die neue erhandelt, die in ihren Händen kein Anheil anrichten kann.

Sie schützen ihr Ackerland nicht durch Riegeln, sondern durch Dornverhaue gegen die Tiere.

Wieder leuchten rote Decken durch das „bunte Feld“, die von offenen Flächen durchsetzte Waldlandschaft. Es sind Halbmondantilopen, die in Größe, Farbe und Form viel Ähnlichkeit mit den Kuhantilopen haben. In der Burensprache findet das Ausdruck. Sie nennt die Halbmondantilope Bastard Hartebeest, die andere Kooi Hartebeest oder Kap-Hartebeest. Beiden wird ihr zäher Lebenswille in diesen Namen bescheinigt. Der deutsche Name leitet sich von der

Nocun

Form des Gehörns ab. Ein Raum von Halbmondumriß wird von den beiden Stangen umschlossen, die erst seitwärts-rückwärts, dann einwärts-vorwärts geneigt sind, ohne scharfwinklige Knicke zu haben wie die der Ruhantilope. Trupps von zehn bis zwanzig Tieren sind aller Orten.

Ein wenig trüber gefärbt, in Rotbraun hinüber, ist ein anderer Anwohner des Okavango, die Schwarzfersenantilope. Tagsüber bleibt sie im dichtesten Busch, steht etwas tiefer ins Sandfeld hinein als die Halbmondantilope, kommt nachts zur Tränke. Mehrere Familien leben gemeinsam, in Herden von dreißig und vierzig Köpfen, sind rege und heimlich. Die Böcke tragen leierförmige Kopfszier, die Rücken sind kahl. Schwarzfersen heißen sie mit deutschem Namen, weil ihnen die Altersschalen fehlen, statt dessen ein Büschel schwarzer Fersenhaare wächst. Als Palla, Impalla, Rooibock sind sie dem Feld seit alters her bekannt. Im Busch des Damara-lands waren sie bis 1860 noch häufig. Sie wichen dem Druck, zogen nach Norden ab. Kleine Trupps schlugen sich seitwärts, wurden von den Verfolgern stehengelassen. So hat sich eine Familie, die 1909 elf Köpfe zählte, am Südrand der Etoscha gehalten. Zwischen Hoas und Springbockfontein versteckt sie sich, war lange nur den Buschleuten bekannt, die eines Tages ein frisch abgeschlagenes Gehörn nach Namutoni brachten. So kam es, daß ihr Geheimnis verraten, diesem Winkel besondere Beachtung gewidmet

240

wurde. Auch bei Outjo sollen versprengte Trupps leben. Pallasfontein will noch heute seinen Namen zu Recht führen, weil dort zwei oder drei Pallas gerettet sind. Bei Esumamas wurden dreißig Schwarzfersen gesehen. Von Djingerefe ab sollen kunenewärts Rudel von acht bis zwanzig Tieren keine Seltenheit sein.

Moorantilopen und Wasserböcke sind wiederum nur dem Otawango geblieben. Aus dem Überschwemmungsgebiet des Linjanti, wo Kaufmann Herden von Hunderten erwähnt, kommen kleine Trupps den Strom entlang bis zur Löwenflußmündung. Zur Zeit des Hochwassers erhalten sie Zuzug von Osten, liegen dann in den Moräften und im Wasser der Vorflut. In das Trockenland gehen sie nicht hinaus, ebensowenig wie der Rietbock, der in Einfamilien zu zwei bis vier Tieren feste Standorte hat. Seine Wechsel führen aus dem Uferwald senkrecht zum Fluß, wo er im Schilf den Mittag verbringt.

So sehr die Kuhantilope sich sträubt, dem Menschen ihres Wesens Art zu enthüllen, so willig offenbart sich das Gnu. Es steht frei und offen da und verläßt sich auf sein grimmiges Äußere. Finstere Gedanken sind in schreckhaftem Beiwerk verkörpert. Von der Mitte des Rückens bis zum ersten Wirbel steht eine Mähne handhoher stacheliger Borsten. Schwarzes Vlies deckt Stirn und Gesicht, wie die schwarze Maske das Antlitz eines Übeltäters. Der schwarze Bart hängt von der Kehle bis zur Brust. Schwarze Streifen

*Jane*

liegen wie eiserne Rippen über dem Vorderteil. Das schwarze Gehörn droht über schwarzen Lichtern. Es panzert den Schädel des Bulls mit klobigen, verwitterten Hornmassen, ist noch bei der Ruh von ansehnlicher Stärke. Der lange, schwarzhaarige Wedel ist ein kriegerischer Nachklang. Recht grimmig tun, ist so recht nach dem Sinn des Gnuß. Den schweren Kopf zu gewaltigem Stoß neigen, Blitze aus kleinen Lichtern schleudern, den Schweif, löwengleich, als furchtbare Peitsche gebrauchen, dient zur Festigung seiner Machtstellung. Aber das alles ist Schein. Das täuschte nur die ersten Beobachter. Sie sahen hier ganz gefährliches Wild. Der räppische Bur hatte sogleich den großen Namen zur Hand: Wildebeest. Als er das Land zwischen Oranje und Limpopo kahlgeschossen hatte, wird mancher gemerkt haben, daß da nicht viel Wildheit besiegt war. Aber auch Europäer berichteten schreckliche Dinge. Hans Schinz, der sonst Scharfsichtige, erzählt ein Gnuabenteuer, das sich zu den Worten versteigt: „Von Stehen kann keine Rede sein, in wilder Flucht stürzen wir uns seitwärts, dicht hinter uns das schnaubende Ungetüm — ein Lauf auf Leben und Tod. Doch das Glück ist uns nochmals hold, schützend nimmt uns das hohe Gras auf, und das Tier gibt zu unserer unsagbaren Erleichterung die fürchterliche Jagd auf.“

Heute ist von solcher Bosheit nichts mehr zu merken. Schon aus der Nähe betrachtet, verflüchtet der Aufpus.  
242

Die formschöne Antilope gewinnt die Oberhand über die schwarze Büffelverkleidung. Und liegt ein Gnu verendet auf der Decke, so bleibt gar nichts Besonderes übrig.

Es ist friedlich wie jede Antilope, hat, wie alle anderen, gewiß sehr geklagt, als es von Ort zu Ort, immer weiter nördlich gedrängt wurde. Und als dann die Ruhe kam, seine letzte große Zufluchtsstätte, die Etoscha, Wildschongebiet wurde, war es das erste Tier, das diese Botschaft verstand. Es verlernte die Scheu vor dem Menschen so schnell, daß schon im ersten Jahr die Gegend von Hoas und Springbockfontein wie ein Rinderkraal ausseh. Da lagen Gnus auf dem sonnendurchglühten Brack, hummelten in Großantilopenfolge durch die Grasflur, standen am Wasser oder nahmen ihr tägliches Staubbad. Das gehört im Feld zum guten Ton, täglich ein Bad zu nehmen. Das tun alle Antilopen, Tigerpferde, Schweine, Strauße, Perlhühner und sonstiges Wild. Auch die Haustiere gewöhnen sich daran. Pferde, Maultiere, Dromedare fühlen sich. Das ist kein Bad im Wasser. Solche Vergeudung des Stoffs läßt die haushaltende Natur nicht zu. Drum wird im Sand gebadet. Die Tiere senken den Kopf, beschnuppern den Platz, den sie ausgesucht haben, und lassen sich nieder, die Antilopen wie Rinder: erst hinten, dann vorn; die Tigerpferde wie Einhufer: erst vorn, dann hinten. Sie legen sich auf die Seite, wälzen sich, Läufe nach oben, auf dem Rücken, springen auf, schütteln sich, sind

frisch gewaschen und bester Laune. Auch die farbige Menschheit nimmt Sand, um die Hände zu säubern; nur die es den Weißen abgelauicht haben, tun, als ob sie sich mit Wasser wüschen. Nun spielen die Gnus, geben sich Stöße in die Seite, rennen ihre dicken Köpfe gegeneinander. Bis auf vierzig und dreißig Meter ließen sie sich über das niedere Gras angehen, das keine Deckung bot, hielten dem Knipsen des Kodaks stand, ertrugen den ungewohnten Anblick deutscher Damen. Erst wenn wir noch näher kamen, wurden sie aufmerksam. Dann schlugen sie mit den Wedeln, drängten dem Leittier näher, das aber klug genug war, sich nicht ängstigen zu lassen. Wir machten noch ein paar Schritte — da traten zwei junge Bulls, die immer töricht sind, an die brave Kuh, schlugen sie mit den Vorderläufen gegen die Flanke. Das hieß: So geh doch. Aber sie schüttelte den Kopf, wollte noch nicht. Noch drei Schritte. Da, endlich, stellte sie sich breit, senkte den Kopf, sprang zum Galopp an, führte, beigezäumt wie ein Dienstpferd, die hinter ihr drein stampfende Herde. Die Bulls keilten in der Flucht rückwärts aus, warfen den Sand hoch, ein Bild fröhlichen Übermuts. Die Alte zog einen Halbkreis um uns, fiel in Trab, hielt, und im gleichen Augenblick stockte das ganze Rudel, stellte sich in Front, jedes Tier spitz uns zugewendet.

Ihre Zuverlässigkeit macht die Gnus zu guten Freunden. Sie sind die Stützen für Schwache, die Tröster für Be-

244

kümmerte. In ihrer Ruhe richtet sich der Kleinmut auf. Sie vermitteln zwischen Gegensätzen. Das sind Gaben und Regungen, die von vielen nur dem Menschen zuerkannt werden, im Tierreich aber ebenso zu finden sind. Gewiß kann niemand die Gedanken eines Gnubulls lesen, nur sein äußeres Gebaren ist sichtbar. Es ähnelt dem Verhalten des Menschen bei gleichem Anlaß und verdient darum, mit demselben Namen genannt zu werden, hier wie dort. War es nicht Mitleid, was den Gnubull zum kranken Springbock trieb, der verendend auf der Steppe lag? Sind Gnus den Zebras nicht wertvolle Hilfe gegen Großraubzeug, das ihren Herden folgt? Versuchen Gnus nicht immer wieder gute Verhältnisse anzubahnen zwischen Dryx und Kuhantilopen, die sich nicht recht vertragen können? Bringt ein Gnu nicht zuweilen einen Dryx zu ihnen, als wolle er zeigen, daß gar kein Grund zur Feindschaft sei? Sind Gnus nicht immer die letzten, die flüchten? Sie machen am spätesten von den Läufen Gebrauch, weichen nicht auf leisen Verdacht unbestimmter Gefahr. Die anderen Steppentiere haben es meistens eilig, in Sicherheit zu kommen. Aber die Gnus bleiben, als wollten sie den Gegner aufhalten, bis die Schwächeren in Deckung sind. Diese Gewohnheit hat ihnen recht geschadet. Das lange Verharren und das gemächliche Abgaloppieren waren schuld, daß sie so sehr gelichtet wurden.

Nördlich und östlich des Felds lebten blaue gestreifte Gnu's in großer Zahl. Zwischen Okavango und Kwando sind heute noch Herden von dreißig bis vierzig Tieren häufig. Sie setzen sich südlich bis zum Betschuanaland fort, reichen über den Molopo bis zum Oranje. In den englischen Kalaharidistrikten wurde der Bestand, 1912, auf 5190 Kopf geschätzt. Nach dem Kap zu war das blaue Gnu anscheinend von jeher selten, wurde dort vom Weißschwanzgnu, Weißbartgnu und dem Schwarzen Gnu abgelöst.

Aus der Kalahari bevölkerte sich das Feld. Auf breiten Schalen liefen Blaugnu's überall, wo bewachsener Sand ist, manchmal auch über die Kalkebenen. Sie drangen südwärts bis zur Linie Keetmanshoop—Basuur, westwärts zum Fischfluß und bis zu den Orten Rehoboth, Okahandya, Otjimbingue, Omaruru, stauten sich am Kaokofeld, strömten über Etoschasenke und Umboland.

Zwei große Bezirke sind ihnen geblieben: die Mittelkalahari, wo Bley's und Pfannen, besonders aber die Flüsse ihre Treffpunkte sind, bis zur Breite von Gochas-Geinab, selten darüber hinaus; die Westkalahari, wo die Etoscha das Sammelbecken großer Herden zur Trockenzeit ist. Die Westseite meiden sie. Aber am Südrand zwischen Homob und Namutoni, am Ostrand auch auf der Onandowapfanne, am Nordrand sind Hauptplätze. Dort beherrschen sie, in Trupps bis zu sechzig Tieren, als zahlreichstes Wild dieser Größe

die Steppe. Auf alten Karten stand hier das Wort „Elefanten“. Sollte heute mit einem einzigen Wort die Tier-signatur gegeben werden, so hieße es „Gnus“. Zur Regenzeit ziehen sie ab; nicht nach Westen, wie Zebras, Dryx, Springböcke; nicht nach Süden, wie Kuhantilopen, sondern nach Osten. Sie folgen dem Omuramba u Ovambo, später dem Großen Omuramba, breiten sich über das Sandfeld und das Kaukaufeld. Rühr gehen ihrer schweren Stunde entgegen, sondern sich ab. Wenn sonst ein sicheres Merkmal des starken Bulls sein Alleinsein ist, sind nun hochbeschlagene Rühr die Einzelgänger, die Bulls stehen im Rudel. Erst wenn die Herden zu den Winterplätzen zurückkehren, tritt die alte Ordnung ein. Später laufen den Herden voraus, sinken noch im Schlamm ein, sehen, daß sie noch warten müssen. Es geschieht, daß sie stecken bleiben, festgehalten werden und verenden. Davon zeugen die Knochenlager, die den Buchten des Sees obenauf liegen, im Lauf der Zeit, wie Karlsbader Sprudelsteine, vom Salzniederschlag umspinnen werden. Die Gnus haben die Sommerzeit benützt, tüchtig zu äßen. Die Weide an der Etoscha ist schlecht; hartes Gras, saures Gras, Stechgras verdrängen feinere Arten. Es ist nur das Brack, das sie anlockt.

Gnus sind leicht zu jagen, lieferten den anwohnenden Weißen Fleisch im Überfluß. Das war ein Grund, daß viele am Rand der Etoscha lagen und hier gute Tage hatten.

frei  
Duzer h.

Noch stehen die alten Gemäuer. In Hoas fällt langsam das Haus des Burenkommandanten Lombard zusammen, der wohl als erster an der Etoscha Wohnung nahm. Das Kalksteinfundament trägt Lehmziegelmauern, vom Regen verwaschen, vom Wind verweht. Dachsparren liegen darüber, mit Riemen aus Wildleder festgemacht. Aber die Binsenschicht ist abgetragen, die früher die Räume deckte. Ein Backofen ist in der Nähe. Dornzäune umzirkeln die alten Viehtraale. Wie zerstörte Hoffnung sieht das alles aus. Es riecht nach alter Zeit in diesen Ruinen. In einem Winkel lag ein Kinderschuh. Er trug den Stempel väterlicher Fertigung in seiner unbeholfenen Form. Es war die Zeit, wo jeder noch alles selbst tun mußte, der in der Wildnis Heimat suchte, die Zeit vor fünfzig und dreißig Jahren, die hier schon Alttertum ist. Das Kind ist längst gestorben, für das der Schuh bestimmt war, dem Fieber zum Opfer gefallen, das an der Etoscha brüetet.

Von Malaria reden auch die alten Steinkammern in Ondowa und Rietfontein West. In den Rinderpestjahren wurden Schutztruppenposten hier aufgestellt. Sie sollten kein Vieh über die Grenze lassen und die Antilopen abschießen, weil auch die als Träger der Seuche galten. Eine Ruhantilopenherde wurde beschuldigt, das Verhängnis ins Feld geschleppt zu haben. Aber der gute Geist, der über der Etoscha wacht, wollte nicht, daß seine Herden wieder ver-

2  
Naumborn  
Oktober 02

folgt würden. Er warf die Reiter aufs Krankenlager, brachte ihnen Malaria und Skorbut. Es war Regenzeit, Chinin noch nicht in aller Hände, kein Brack auf dem See, das als Salz hätte dienen können. So entging die Tierwelt der Massenvernichtung, die neues Unheil gebracht hätte zum alten, das längst im Feld wütete unter Büffeln und Kudus und wer weiß was sonst noch für Antilopen. Auch Namutoni verfiel der Malaria. Das erste Mauerwerk, 1902 vom Oberarzt Jodtka als Warte gegen Umboland errichtet, wurde 1905 vom Grafen Saurma ausgebaut, von Kaufmann und mir vollendet. Arbeit und Fleiß von Jahren, Kraft und Gesundheit deutscher Jugend wollten sich in leuchtenden Zinnen und Türmen, Wasser- und Gartenanlagen ein Denkmal setzen. Aber Monate kamen, wo der Arzt, selber krank, durch Räume voll Kranker ging, wo draußen Pferde und Maultiere, Dromedare und Rinder dahinstarben. Der Etoschageist wollte auch dieses Menschenwerk nicht. So zog ein Befehl die Besatzung zurück. Die Feste wird nun, so hoffe ich, verfallen, und alles wird werden wie einst, in Sand und Pflanzen gebettet, wie die Werke der Babylonier, die mit demselben Material bauten, lufttrockenen Ziegeln, von denen formlose Erdhaufen geblieben sind, von Geschichte und Sage umwoben.

Das ist mir als erste Pflicht des neuen Jägers erschienen: Nicht mehr zu schießen, als gegessen werden kann.

In einem Land, wo der Hunger alltäglicher Zustand, alltäglicher Zufall ist, sollte das Wildbret wirtschaftlich verwertet werden. Gewiß nicht im engen Sinne heimischer Hausfrauensorgfalt; aber im Hinblick auf den tatsächlichen Bedarf. Früher, als der Wildstand unermesslich, der Viehstand der Farbigen groß war, war diese Rücksicht noch kein Gebot. Aber nun, wo der Hunger und die Armut auf den Werften wohnt, sollte der Jäger aus dem Feld alles heimbringen, was seine Kugel erlegte. Alles Antilopenwildbret ist auch für den Europäer vorzügliche Nahrung, mit einfachen Mitteln schmackhaft zu machen. Es ist ohne Belang, ob es ein wenig besser oder schlechter schmeckt wie das Fleisch eßbarer Haustiere, ob einer ihm Feinheit nachrühmt oder ein anderer der Ansicht Livingstones ist, der sagte: „Noch das Beste ist fast so gut wie Ochsenfleisch.“ Es sättigt, das ist die Hauptsache. Die Natur hat so glückliche Geschmacksverteilung bei Europäern und Farbigen geschaffen, daß nichts verloren zu gehen braucht. Was dem Weißen keinen Reiz hat, ist dem Eingeborenen Leckerbissen. Der Aufbruch birgt Dinge, die er besonders liebt, so den Dickdarm. Er wird umgestülpt, flüchtig mit der Hand gesäubert, mit dem angewachsenen Feist in die glimmende Asche gelegt. Dorthin wandern die Unterläufe, Magen, Herz, Lunge, Nieren und der Kopf mitsamt der Decke. Diesen Vorspeisen folgen als Hauptgerichte die großen Stücke. Das

Ene

Rösten in der Asche ist die ursprüngliche Kochart. Das Sieden im Wasser war Buschleuten, Bergdamara, Hottentotten unbekannt. Erst die Bantus, von Norden, die Holländer, von Süden, brachten die Neuerung mit. Tongebrennte Gefäße sind Kulturgerät der Herero und Ovambo. Die alte Art hat sich bis heute im Feld erhalten; wohl mit Recht, denn sie ist die natürliche. Ein Feuer ist schnell entzündet; Gras, Holz oder Mist sind fast überall; Feuerzeuge eigener oder europäischer Erfindung sind in jedes Besitz. Aber Wasser fehlt oft draußen im Jagdfeld. Die Fleischstücke werden überkohlt, herausgenommen, abgeklopft, sind gar und schmecken nicht übel. Es geht schnell, das ist Hungernden recht. Auf Zutat von Salz legen Farbige wenig Wert. Das wird ihnen auf andere Weise, durch Asche, Wasser und Feldkost, schon genügend zugeführt. Wenn ich Buschleute essen sah, mußte ich der Botschaft gedenken, die dem Volk Israel geworden war, als es aus Ägypten zog: „Ihr sollt's nicht roh essen, noch mit Wasser gesotten, sondern im Feuer gebraten, sein Haupt mit seinen Schenkeln und Eingeweide. Und sollt nichts davon überlassen bis morgen.“ Es scheint, als hätten die Buschleute, durch einen der dunklen Kanäle, die die ganze Erde umspannen, dieselben Worte gehört. Es liegt wie Unruhe über ihnen, der kommende Tag könne noch etwas von ihrer Mahlzeit sehen. Drum hocken sie, nach gutem Jagdtag, unermüdetlich

Rundman

am nächtlichen Feuer, essen und essen, grüßen mit reinem  
Eis und reinem Gewissen die aufgehende Sonne. Dem  
Europäer sind Rücken und Keulen, Leber und Zunge zu-  
sagender Anteil. Mit Reis zusammen gekocht oder im Feist  
der Antilope gebraten, lassen sich gute Gerichte bereiten.  
Wer länger unterwegs zu bleiben gedenkt, tut gut, den Rest  
zu „fleckn“. Alles Fleisch wird in Streifen geschnitten von  
Handgelenksdicke, mit Salz überrieben, im Schatten zum  
Trocknen aufgehängt. Bald krustet sich eine harte Außen-  
schicht, die das Innere vor Verderben schützt. Aber es ist  
nötig, nach den Märschen der nächsten Tage das Fleckfleisch  
immer wieder aufzuhängen. So wird es widerstandsfähig  
für lange Zeit. Der Bur nennt es Bulltong, das ist  
Ochsenzunge, weil er an ihr die ersten Versuche machte.  
Es war eine glückliche Erfindung. Die handlichen Stücke  
können ohne Umstand in den Packtaschen verstaut werden,  
haben rohem Schinken ähnlichen Geschmack, ersetzen jede  
andere Nahrung. Wer seine Heimstatt in wenigen Tagen  
erreicht, kann das Wild zerwirken und aufpacken, oder,  
wenn er Packtiere oder Fahrzeuge bei sich hat, das Wild  
im ganzen fortbringen, sorgsam ausgeweidet, denn Tag-  
hitze oder Regen sind schnelle Zerstörer. Dromedare sind  
fähig, je eine Großantilope zu tragen, deren Gewichte, auf-  
gebrochen, aber mit Decke und Kopf, folgende Grenzen er-  
reichen:

252

Namen  
Bulltong

Ruhantilope und Halbmondantilope	100 kg
Dryx und Gnu . . . . .	125 "
Pferdeantilope . . . . .	150 "
Rudu . . . . .	250 "

zahl

Nur das Elen steht, mit fünfhundert und mehr Kilogramm, außerhalb solcher Transportmöglichkeit.

Die Zahl der Gnus in der Mittellalahari kann mit zweitausend, in der Westkalahari mit achttausend angesetzt werden. Sie ist, hier wie dort, im Steigen.

Zwischen der offenen Steppe, dem alleinigen Aufenthalt des Springbocks, dem bevorzugten Standort von Dryx, Gnu, Ruhantilope, und dem Buschdicke vermittelt die Pferdeantilope. Sie liebt das Übergangsgebiet: lichten Busch, Buschwald, busch- und baumbestandene Hügellandschaft. Das weist ihr den äußersten Norden zu. Im Karst zwischen Dutjo-Otavi-Esumeb ist heute ihr südlichstes Revier. Hier ist alles anders wie sonst im Feld. Das Wasser liegt entweder auf dem höchsten Punkt der Umgebung: dann sind es eingestürzte Kalkglocken. Oder es liegt in kaum erreichbaren Kammern tief unter der Erde: dann sind es Kalkblasen, die eine schachtförmige Öffnung nach oben haben. So fuhren wir in den Schlot von Obab ein. Auf der Oberfläche war nichts zu sehen als ein doppelmannsbreites Loch. Ein Buschmann steckte die Beine hinein, glitt nach unten, hatte eine brennende Fackel aus zusammengebundenem

Reißig in der Hand, die Tiefe zu beleuchten. Dann kam ich, mit den Füßen zuerst, fast nackt, denn unser wartete Sticlufst und Höllenhize. Den Schluß machte ein Buschmann mit Fackel. In der glitschigen Röhre rutschten wir abwärts, heißender Qualm brannte in die Augen. Die Finsternis wurde nicht heller. Einmal erweiterte sich der Kanal, es langte zu einem freieren Atemzug, dann umfing uns wieder Schornsteinenge. Nach einer Fahrt von vierzig Meter Tiefe fühlte ich Nässe an meinen Füßen. Sie standen in der „Wasserstelle“. Eine Höhle wölbte sich. Wir beugten uns über den Rand einer blassen Wasserfläche, die einen Meter unter der überhängenden Decke lag, sich nach drei bis vier Metern in Dunkelheit und Gesteinswirrnis verlor.

Uwachab ist ähnlich gelegen, aber nur fünfzehn Meter unter der Erde. Ein senkrechter Absturz von acht Meter Tiefe ist weit genug, um Luft und Licht einzulassen. Dann kommt ein enger, stockfinsterer Stollen. Er knickt nach einer Weile fast im rechten Winkel abwärts um. Der Körper kann sich mühsam durchzwängen. Nach einigen Metern dann ein Wasserspiegel, wie in Obab. Nur der Anfang ist im Schein der Fackeln zu erkennen.

An zwei Orten aber hat derselbe Karstgeist Wunderdinge für südafrikanische Augen geschaffen, zwei Seen, den grünen Otjikoto und den blauen Guinas. Senkrechte Wände fallen zu Wasserflächen von etwa einhundert Meter Durch-

messer, unbekannter Tiefe. Das sind die gewaltigsten ständigen Wasseransammlungen zwischen Oranje und Kunene, in der ganzen Länge und Breite des Felds. Sie deuchen den staunenden Sinnen unerhörte Verschwendung, für die das Wort See kaum das rechte Ausmaß hat. Wenn ich im Otjikoto badete, schwamm ich über die sechzig Meter tiefe Randzone der Grünen Grotte zu, die wie eine unterirdische Seitenkuppel des großen offenen Domes ist. Smaragdfarben schimmerte die Heimlichkeit in gedämpftem Licht, das nur durch schmalen Spalt hineinfällt. Auf glattgeschliffener, gewölbter Klippe stand reglos ein Fischreier, ein Wächter in Edelfrostrüstung, belauschte die Nixen wahrscheinlich, die in der köstlichen Röhle wohnen. Oder ich stieg auf der Baumleiter, die von Buschleuten gefertigt ist, den Steinwurf zum Guinas hinab. In der Saphirflut standen Fische, ließen sich fast mit den Händen greifen. Jeder Ton hallte die Wände empor, brach sich in Echos, wurde groß und feierlich. Das Wasser trug, als habe der Körper kein Gewicht, schwebte so leicht in den Fluten, wie die Habichte in der Luft, die den Heuschrecken scharenweis folgen. Wilde Bergdamara grenzen im Karst an die Buschleute, die sich Seigum nennen, das sind „die im Busch schlafen“. Sie haben mit ihren Nachbarn eine Kultur gemeinsam, den einzigen uralten schwachen Buschmannversuch, die Kultur zu unterstützen: den Anbau von Hanf. Er heißt auch Seigum, denn er

Vann

bringt den Schlaf im Busch. Eine Bergkette durchstreicht von Westen nach Osten den Karst. Auch sie bringt ein Neues, dichte Bewachung, weit die Hänge hinauf, mit Laubbäumen und Dornestrüpp. Erst in dieser Breite hören die Berge auf, kahl oder pflanzenarm zu sein. Zum ersten Male hier birgt sich Schroffheit hinter freundlicher Form. Ich habe den Trug zu fühlen bekommen, als ich den Karst durchquerte von der Etofscha nach Nunab.

Roan

Hier drückt die Pferdeantilope ihre langherzigen Schalen Sand und zermürbtem Gestein auf. Sie ähnelt dem Dryx. Aber sie ist eine Handbreit höher, dreiviertel Zentner schwerer, stichelhaariger, röter und weniger scharf gezeichnet. Der Halskamm steht aufrecht wie beim Tigerpferd. Der mag ihren Namen veranlaßt haben. Die stark rückwärts gebogenen Stangen sind beim Bull schwer und dick, bei der Ruh spitzer, länger, schlanker. Die flachen Lauscher werden vierzig Zentimeter lang, das ist eine Handbreit mehr als beim Rudu, der Antilope, die sonst am meisten Ohr ist. Die Ähnlichkeit mit dem Dryx war den Buren so zwingend, daß sie die Pferdeantilope Bastardgemtsbock nannten. Sie dachten sich sein Entstehen recht einfach, durch Kreuzung des Dryx mit einem anderen Tier, ähnlich wie das der zahlreichen Bastards, die Buren zu Vätern, Hottentottinnen zu Müttern haben, und nun Vaters Namen in die neue Zeit tragen. Der reine Stamm des alten Holländers ist

Roan

vielleicht längst erloschen, aber wie ein nachgedunkeltes Bild des Ahnen lebt der Mischling weiter. Die Bastardfamilien der Cloede, van Zeyl, van Wyk sind solche Erinnerungen.

Am Südufer des Okavango ist der nächste Pferdeantilopenbestand. Sie streifen in den Seitentälern tief ins Sandfeld, so im Löwen-Omuramba bis Tschitschib, im Großen Omuramba bis Karakwisa und darüber hinaus bis in den Norden von Grootfontein, in den Omiramba des Rung- und Kaukaufelds südwärts bis Gautscha. Sie stehen in Wechselbeziehung zum Betschuanaland, das keine natürliche Grenze gegen das Sandfeld hat. Auf der Suche nach Wasser, Weide, Brack wogen Trupps von zehn bis zwanzig Tiere hin und her. Ihre Gesamtzahl ist schwer zu fassen, mag in Durchschnittsjahren dreitausend bis viertausend sein, einschließlich der einhundert, die im Karst seßhaftere Gewohnheit haben. Aber sie nimmt stetig ab. Die berittenen Betschuanen haben gegen sie leichtes Spiel. Die Kalahari-buschleute helfen mit.

Der äußerste Norden ist auch die letzte Zuflucht der schwersten Antilope des Feldes geworden, des Elen. Es hatte keinen leichten Stand, denn es hatte viel zu tragen. Zwanzig Zentner wollten von kurzen Läufen in Sicherheit gebracht sein. Das war zuviel verlangt. Nach plumpem Galopp erlahmte die Kraft, reichte dann noch zu einem fördernden Trab. Aber dem berittenen Jäger kostete es

Hand

wenig Mühe, heranzukommen. So wurde das Elen im Namaland rasch getilgt, auf den deckungslosen Flächen Salali gehezt. Ein paar Ortsnamen wahren sein Gedächtnis. In Kanibeam und Kanibes lebt Kani, das „Halbgelbe-Halbgraue“, weiter, und bisweilen gibt der Sand seine Gebeine heraus. Ein wertvoller Fund wurde dicht am Meer gemacht. In Bogenfels lasen Diamantfucher Elengehörne auf, so gut erhalten, daß der Glaube erstand, zwischen Klinghardtbergen und Angras Suntas wechselten die Antilopen heute noch. Die Bestätigung blieb aus. Aber ein guter Beweis für das Brackbedürfnis der Elen ist erbracht. Ebenso wie Dryx, Springbock, Strauß suchten sie die trostlose Öde, um Salz aufzunehmen. Auch ihnen wurde der Rückgang der Pflanzenwelt verhängnisvoll; auch sie scheinen dem Hungertod verfallen zu sein, wie weiter nördlich die Dryx. Die Skelette der Elen lagen dichtgedrängt auf gemeinsamer Grabstatt. Nicht Menschenhand hat hier gewaltet. Knochen und Gehörne würden zum Teil sonst fortgetragen worden sein.

Im Damaraland war das Elen allüberall in den Ebenen. Andersson nennt Otjimbingue dort als südlichsten Standort. Mit ihm kam der Druck nach Norden. Wieder teilten sich die Vertriebenen an der Etoscha und dem dicht bevölkerten Umboland, flossen nach Nordwesten und Nordosten ab. Im Raokofeld verlief sich der linke Strom. Er kam den Buren Angolas in die Hände und steht heute noch auf ungewissen

258

Naeu

Trümmern. Doktor Schulze-Jena fand nur nahe dem  
Kunene, zwischen Djiurunga und Elenpütz, einige Spuren,  
sonst nichts. Das Elen ist hier sehr selten geworden. Der  
rechte Strom geriet über die Gegend von Grootfontein ins  
Sandfeld. Heute ergänzt er sich von Osten her aus der  
Kalahari über das Kaukaufeld. Vom Okavango zur Linie  
Rietfontein—Das und zum Karst südlich der Etoscha ziehen  
sich Wechsel. Das Elen ist immer unterwegs. Es hat aus  
den Zeiten der Buren von Grootfontein die Gewohnheit  
übernommen, nirgends zu bleiben. Es geht von Brack zu  
Brack, verbringt dort die Nacht, zieht vor Tag weiter in  
den Busch. Es fürchtet wohl noch, daß seine frische Spur  
dem ausgesandten Späher verrate, wo es war, die Botschaft  
nun zum Buren komme, daß es sich lohne, aufzusatteln.  
War es glücklich einem Farmplatz entronnen, so hefteten  
sich gewiß die Jäger der nächsten Siedlung an seine Fährte,  
ließen nicht locker, bis der Bull zur Strecke kam.

Das Elen ist Fleischtier. Alles an ihm ist Masse. Sie  
macht jedem Hunger, zwingt ihm den Gedanken auf, daß  
hier Vorrat für Wochen zu holen ist. Wie beim Weißen  
Nashorn sind die Waffen des Elen außer Gebrauch gesetzt.  
Mit dem Gehörn weiß es nichts anzufangen. Der dicke  
Hals ist ungelent. Die faltige Wamme schlottert zwischen  
den Läufen. Sie sind niedere Säulen, die stützen, nicht  
Federn, die schnellen. Seine Gutmütigkeit ist eine andere

Elen

als die des Gnus; hier ist wohlwollende Duldsamkeit des Starken, beim Elen unfähige Schwäche. Es paßt besser in den Viehkral des Menschen, als in die freie Wildbahn; ist, besonders in der Nordostecke des Felds, auf die Dauer nicht zu retten, wenn ihm nicht wirksamer Schuß wird. Im neuen Schongesetz der weiblichen Tiere sehe ich keinen Vorteil, denn die Zahl der Kühe wächst und die Zahl der Bulls nimmt weiter ab. Es ist nichts Besonderes, in einem Rudel von zehn Tieren einen einzigen Bull zu sehen. Auch dem gilt bald die Jagd. Soll der Untergang der beiden größten Antilopenarten des Felds aufgehalten werden, der Elen und Rudus, so ist für Jahre hinaus auch der Abschluß der männlichen Tiere zu verbieten. Dann stellt sich vielleicht nach und nach ein gesundes Zahlenverhältnis ein. Voraussetzung aber bleibt noch, daß das Große Sandfeld unter Aufsicht genommen wird. Wie ertragreich die Elenjagd hier noch ist, sah ich, als ich 1908 hindurchzog. Den alten Weg, den 1899 Oberleutnant Eggers durch den Busch kappte, kam ein Händlertrupp heran. Auf dem Wagen lagen die eingetauschten Güter: Elfenbein, Kautschuk und ein Berg von Gehörnen. Ungezählte Pferdeantilopen und Elen hatten ihr Leben gelassen, um den Bantus des Okavango den wichtigen Sand, den Abhub europäischer Kultur zu bringen. Er wird ihnen aufgeschwast. Noch heute, nach all dem Unglück der letzten Jahre, gilt das Schlagwort, es sei nützlich,

260

den Farbigen Bedürfnisse zu wecken. Mit Glasperlen und Buntdruck, Spiegeln und Blechkoffern, Hemden und Hosenträgern erschließt man die Herzen. In jedem Laden prunken diese Dinge. Das ist im Besiedlungsgebiet nicht mehr zu ändern. Aber der Okavango sollte, wie Umboland, den Schutz vor dem Händler, auch dem portugiesischen, genießen. Neben sonstigen Gründen verdient der Beachtung, daß dann die Ausrottung der Tierwelt dort oben aufhört. Die Bantus des Okavango sind keine Jäger. Aber sie schicken Kungbuschleute aus, die ihnen willfahren, weil sie Kost und Tabak dafür bekommen. Sie stellen, über den eigenen Bedarf, dem Wilde nach. Wagenladungen voll Trophäen sind das Ergebnis.

Im Rudu hat der Antilopengedanke die Höhe erreicht. Es ist nicht die größte Art: es steht an zweiter Stelle, läßt dem Elen den Vortritt. Es ist nicht die bestangepaßte Art: Springbock, Dryx und viele andere sind bedürfnisloser. Es ist nicht sonderlich schnell: ein gutes Pferd holt es in der Ebene ein. Aber keine Antilope ist so achtungsgebietend in der Gesamtheit, zwingt den Betrachter zu so reiner Bewunderung. Kraft, Ebenmaß, Würde sind in vollendetes Gleichgewicht gebracht.

Wie Inseln liegen die Gebiete der Rudus im Feld. Die Steppe wogt heran an Buschdickichte und Berge, die ihre Heimat sind. Sie treten nicht weit hinaus, haben in der Abgeschlossenheit

die höchste Form entwickelt, die vorläufig möglich war. Mögen andere Antilopen draußen ihr Blut vermengt haben, so daß Mischformen entstanden, all die Bastards der Burensprache und andere, das Rudu züchtete sich selbst hoch, erreichte über kleine Maße hinweg die Edelform der Jetztzeit. Wenn die Zukunft der Antilopen nicht am Menschen zerschellt, ihre Lebenskraft größer sein sollte als seine Willkür, so ist das Rudu berufen, das Geschlecht zu neuen Höhen zu führen. In ihm sehe ich die reine Linie, den Hauptstamm, der wachsen kann. Die anderen haben sich abgezweigt. Das Elen hat unnatürliche Maße erreicht, ist ans Ende gelangt, wie die Riesen früherer Erdentage. Dryx, Gnu, Springbock, Kuhantilope haben sich einseitig angepaßt, sind des Aufstiegs wohl nicht mehr fähig. In anderen Arten ist der Gedanke steckengeblieben in Kleinform oder dorthin zurückgebildet. Aber das Rudu schreitet wie der Verkünder des Urwillens den rechten Weg. Durch Nordamerika, Frankreich, Südeuropa ist es gewandelt, hat sich dann auf den schwarzen Erdteil zurückgezogen. Als später ein anderes Geschlecht stolzen Aufschwung nahm, wagte es nicht, den Lebenden in ihre letzte Heimstatt zu folgen. Rein Hirsch wechselte in das Land südlich der Sahara. Das blieb dem Rudu und seinen Verwandten vorbehalten. Im großen ging hier voraus, was im kleinen noch heute geschieht: Tierarten halten ihr Eigenland von ähnlich Gearteten rein.

262

Wie die Dryx die Südkalahari gegen Kuhantilopen sperren, Kudu auf Inseln stehen, die keine andere Großantilope betritt, Zebras und Wildpferde anscheinend nie unter gleichem Himmel lebten, Schwarze und Weiße Nashörner keine Gemeinschaft pflegen, so ist das eigentliche Antilopenland, Afrika, frei von Hirschen geblieben. Als hier im Pliozän die Antilopen einwanderten, die hohlhörnigen Wiederkäuer, die nicht reine Rinder, Schafe noch Ziegen sind, kamen die Arten mit entwickeltem Wandertrieb wahrscheinlich als erste zum Ziel. Dryx, Gnu, Elen, Kuhantilope und ihnen ähnliche, besonders aber der Springbock haben, so scheint es, am ehesten Fuß gefaßt. Sie sind heute in weit höherem Grade dem Neuland verwachsen, als die Arten, die wenig wandern. Die Steppenantilopen, die Raum beherrschenden, früh eintreffenden, hatten Zeit, sich einzugewöhnen, genügend zu werden, sich dem Ungewissen, Wechselnden, Knappen der südafrikanischen Natur anzupassen, es gar nicht mehr störend zu empfinden. Aber das Standwild, das langsam folgte, bescheinigt die späte Ankunft heute entweder durch äußere Rückständigkeit, kleine, unansehnliche Form, die wie verkümmert wirkt, oder dadurch, daß es auf früheres Wohlleben noch nicht verzichten lernte. Das Kudu ist mehr als alle anderen anspruchsvoll geblieben. Es braucht Wasser, eine Aart, die ihm gefährlich werden kann. Es ist empfindlich gegen den Wärmewechsel von Tag und Nacht, entzieht sich

Kudu

der Sonnenhitze und der Nachtkälte in Berg- und Wald-  
verstecken. Es ist wählerisch in der Nahrung, sucht sich müh-  
sam seine Leckerbissen zusammen, ist mit einfacher Gras-  
nahrung nicht zufrieden. Nur Rudu und Kleinantilopen,  
Ducker, Steinbock, Blaubock, Klippsspringer äßen fast aus-  
schließlich Baum- und Strauchlaub. Nur Rudu, Ducker,  
Steinbock, Blaubock haben noch nicht den hohen Wert der  
Salzaufnahme erkannt, noch nicht eingesehen, warum Süd-  
afrika diesen Reichtum an Salz wie einen Ersatz für sonstige  
Armut speicherte. In einigen Gegenden bracken Rudus  
wenige Stunden der Nacht, aber ohne die Leidenschaft an-  
derer Großantilopen.

Alles das scheint mir die Vermutung zu stützen, daß Rudus  
und Kleinantilopen Spätlinge des Feldes sind, den Nachtrab  
des großen Zuzugs bildeten. Vielleicht erlebten sie noch  
die nachdringenden Hirsche, hielten mit anderen Antilopen  
die Nordgrenze des Landes besetzt, nahmen Wasser und  
Nahrung in Anspruch, so daß die Neuen keinen Raum fanden,  
sich nicht festsetzen konnten, auf den Weitermarsch südwärts  
verzichteten. Es ist auffällig, daß die Buschmannkunst sich  
nicht, oder doch fast nicht, mit Rudus und Kleinantilopen  
beschäftigt. So reichliche Sorgfalt den anderen Arten ge-  
widmet ist, so vernachlässigt wird die zweitgrößte, so wenig  
der Kleinen gedacht. „Es hält nicht schwer zu zeigen, daß  
die seltener vertretenen solche sind, welche im Wald, Busch

Kuch

oder Dschungel leben und dadurch ihrem Wesen nach dem Buschmann nicht so geläufig waren, wie die im freien Felde umherschweifenden." Aber Doktor Moszeit sollte bedenken, daß der Buschmann Berg und Dickicht gleich gut kannte wie die offene Steppe, daß er mit Vorliebe dort wohnte, im Gebirge Bilder malte, dort wo das Rudu und die Kleinen seine Nachbarn waren. Wenn die Häufigkeit der Elenbilder die Folge irgendeiner Überlieferung ist, vielleicht der Ausdruck der Gemeinschaft von Urfang an, warum sollte die Ausschaltung des Rudus nicht ebensolche Überlieferung sein. War es etwa noch nicht da, als der Buschmann Mensch des Feldes wurde, so daß der Ahn es nicht malen konnte, Sohn, Enkel, Nachfahr es nicht malten, weil man das früher auch nicht getan hatte. Sei dem, wie ihm wolle! Das Rudu ist die wertvollste Antilope des Feldes.

Auf zierlichen, eirunden Schalen, nicht größer als Schafhufe, stehen lange, formschöne Läufe. Sie sind nicht bestimmt, über Sand zu laufen, sondern fest und sicher Steingeröll und glatte Felsen zu treten. Drei Meter mißt der schlanke Körper, der sich vorwärts mehr und mehr wuchtet. Über dem Widerrist liegt der Buckel, flacher, ausgeglichener als bei Elen und Kuhantilope. Die tiefe Brust birgt die starken Lungen. Der Hals des Bulls ist schwer, er muß die stolze Kopfpier tragen, die in dreifacher Windung in der Stirnebene aufwärts strebt. Eine dicke Hornschiene läuft

mit empor, den braunen Biegungen folgend, stützt die Waffe beim Stirnstoß und Seitenschlag. Dreißig Zentimeter lange Laufcher fangen die Geräusche auf. Kluge Lichter stehen hervor, um von der Höhe tief zu Tal zu äugen, den weiten Umkreis aufzunehmen. Graubraun ist die Grundfarbe des Haares, sieben bis zehn weiße Streifen fallen senkrecht vom Rücken zu Seiten und Keulen. Es liegt fein, eng und glatt der Decke an, die dünn, fest, schmiegsam ist. Der weißgraue Bart des Bulls reicht vom Unterkiefer zur Brust. Ein weißer Haarstreifen läuft das Rückgrat entlang, dichtet sich an Buckel und Nacken zu rötlicher Mähne. Der kurze Wedel ist der immer bewegte Anzeiger der Stimmung, redet die Sprache, die alle Rudus verstehen. Dem Gesicht ist das Wappen aufgedrückt: Zwei weiße Balken springen von den Lichtern zum Nasenbein vor, stoßen im rechten Winkel zusammen.

Die Wohnorte scheiden die Rudus in zwei Gruppen: Bergtiere und Dickichttiere.

Im Bergtier sehe ich das Kapkudu. Es ist dunkler im Haar, ein wenig kleiner, mit stärkerer, tieferer Brust, weit ausgelegtem Gehörn, kleineren Schalen.

Das Dickichttier hat anscheinend einiges vom Sambesikudu entlehnt, so die gelbere Färbung bei schärferer Weißzeichnung, die breiteren Schalen, die enger gestellten Stangen, die oft gleichlaufend sind, aber breiter gewunden.

Dem Bergkudu gehört im allgemeinen der Süden, dem Dickichtkudu der Norden. Beide Arten mengen sich aber an einigen Orten, so vielleicht im Schwarzrand und im Raokofeld. Hier ist noch vieles aufzuklären.

Im Süden beginnend, sind die Dranjeberge der erste Standort. Zwischen Homs- und Velloorrivier begehen einige Rudel die Steinwildnis. Dranjeaufwärts sind die Berge dünn bevölkert, bis zum Bacrivier aber nicht ganz kahl. Dranjeabwärts fehlen Rudus bis zum Chamgabrivier, häufen sich erst wieder um Fischflusmund. Von hier setzt sich das Vorkommen nordwärts fort, dehnt sich über Hunsberge, Huibebene, Roankip- und Fischflußberge. Zwischen Rabrivier und Löwenfluß wird die Verbindung zu Klein- und Großkarasbergen hergestellt, die ostwärts zum Bacrivier ausfliegen. Das hiermit umgrenzte große Viereck im äußersten Süden herbergt, vielleicht noch, zweitausend Rudus. Die alten Stammsitze in den Karasbergen sind sehr bedrängt. Das Zahlverhältnis von Bulls und Kühen ist hier auf etwa 1:10, im übrigen Teil des Gebietes auf 1:6 gesunken. Das Heraustreten aus den Gebirgen in die Schotterhalden, die als Glacis die hohen Burgen umschließen, wird ihnen mehr und mehr verleidet. Das stört ihr Wohlbefinden. Denn draußen ist ihre Äsung. Die schmalen Wildbäche, die sich in die Fläche genagt haben, sind der Nährboden für Bäume, Büsche, Kräuter. Hier

wollen die Rudel tagsüber entlang ziehen, von hier satt ihren Bergen zurückkehren, wo Nacht und Sicherheit sie umfassen.

Nördlich Seeheim beginnt neues Ruduleben. Zwischen Fischfluß, Rufadomes, Besondermaid, Samanos, Nosona-berg, Reflersbrunn, Kanas wird der Bestand auf einhundert Tiere geschätzt. Die Tirashochfläche soll fünfundzwanzig, die Gegend Sinclairmine, Blutpüts, Duvisib zweihundert Köpfe zählen. Der Kleine Schwarzrand ist mit fünfzig, der Große Schwarzrand um Kaitfaub und Hutup mit einhundert hoch genug bemessen. Im westlichen Quellgebiet des Fischflusses, mit Rainuchas als Mittelpunkt, mögen gleichviel, im Zaris-gebirge fünfzig, im Komashochland dreihundert, in den Quas-bergen noch fünfzig Tiere stehen. Das Erongo stellt mit einhundert Haupt den Vorposten des Kapfudus nach Norden. Ihre Gesamtzahl ergibt dreitausend.

Der Schwerpunkt des Dickichtludus liegt im Raokofeld. Vom Kunene südwärts breiten sich kleine Trupps bis zum Ugab, vielleicht zweitausend Köpfe fassend. Östlich ordnet sich um Dutjo der nächste Bestand. Er reicht ostwärts bis Okanyande, nordwärts durch das Buschmannfeld zur Etoscha. Geschätzte Zahl fünfhundert. Das Große Sandfeld bleibt verschlossen. Nur im Omuramba u Omatako wurden vereinzelte Tiere gesehen. Vielleicht versucht auf dieser Straße die reine Sambesiform südwärts zu dringen. Das Kaukaufeld ist leer. Erst in den Riffen östlich Gobabis,

268

die das Quellgebiet des Rietfontein- und Epukiroriviers und des Kleinen Nossob bezeichnen, im Steingewürfel von Korikas, Olifantkloof haben etwa zweihundert Rudos ihren Stand. Die Westgrenze läuft über Epukiro, Das, Naosannabis. Dies ist zugleich der südlichste Kalahariort, den Rudos erreichen. Auch die Gesamtzahl der Dichtbewohner kann mit dreitausend annähernd richtig bestimmt sein.

Im Schongebiet der Etoscha und des Raokofeldes ist das Geschlechtsverhältnis noch nicht so ungünstig verschoben, vielleicht 1 : 4, um Das dagegen 1 : 6, wenn nicht noch schlechter. Für das ganze Feld 1 : 6 als Mittelwert genommen, würde heißen, daß von 6000 Rudos 850 Bulls für Nachzucht sorgen. Aber wieviel Schwache werden hier schon zugelassen, weil die starken, von Menschenhand gestreckt, nicht mehr ihr Aufsichtrecht üben können.

Die Dichte an der Etoscha sind die Stätte, an der das Ruduleben in alter Treue beobachtet werden kann. Man muß hinein in die engverschlungenen Dornmassen, die sich durch den Oberflächenkalk ans Licht gearbeitet haben. Kleines, spitzes Geröll ist über den Boden geschüttet. Von oben und von den Seiten fassen krumme Haken nach Kleidung und Haut. Oft muß man auf Händen und Füßen unter einer *Acacia detinens* durch, dem *Sakjesdorn*, besser als dem *Ziziphus mucronatus* nahe zu kommen, der immer zu spät seinen Burennamen in Erinnerung bringt: „Wacht en betje.“

Nach ein oder zwei Stunden ist die Dornhecke durchquert. Nun lichtet sich der Busch. Hohe Bäume gewinnen die Oberhand über das Unterholz. Kleine Grasblößen erfreuen. Eine schmale Sandsenke ist die natürliche Straße, auf der sich Termitenhügel reihen wie Chauffeesteine. Sie hält die Ruduspuren, die nach allen Richtungen kreuzen. Geduckt, lautlos schleicht man den Rand entlang, späht, horcht, wartet. Und doch ist man selten der zuerst den anderen sieht. Plötzlich ein Ton. Das „Blasen“ des Rudus, wie das Schnauben des Pferdes, das den Hottentotten so auffällig war, daß sie das Rudu Cheib nannten, „das bläst“. Gleich darauf fegen drei, vier Rudus durch das Holz, in langen Galoppfluchten, wie in Wellen über brusthohe Büsche; graue Schatten, die Köpfe im Zweiggewirr verborgen. Auch die Fährte sagt nicht, ob Bulls oder Rühle hier standen. Gleichgroße Antilopen beider Geschlechter unterscheiden sich nicht in Größe und Form der Schalen. Den Flüchtigen zu folgen hat keinen Zweck. Es ist ihnen Freude, ihre Überlegenheit zu zeigen, mit dem Menschen zu spielen, der gerade das falsche Maß für dieses Gelände hat. Wäre er kleiner, könnte er unter den Büschen durch, wäre er größer, könnte er über die Kronen sehen. So aber steht sein Kopf genau in Höhe der Äste und Zweige, die seitwärts ausladen, sich anderthalb bis zwei Meter über der Erde mit den Nachbarn zu einer geschlossenen Fläche einen. Und doch habe ich manchen

270

großen Tag zu verzeichnen. So im Februar 1908 bei Esams im Mopanehochwald. Da zogen sechs Geweihte eingereicht neben uns auf vierzig Meter. Im Zwielicht waren sie vertraut, es dauerte lange, bis sie angaloppierten, die Köpfe mit den schweren Waffen ins Genick geworfen. Oder nachts am Brack des Flächenwassers. Vier Mondnächte hatten wir vergeblich gewartet. In der fünften kamen sie. Von den Palmen des Südrandes sahen und hörten wir sie die Salzsicht anschlagen, um zu lecken.

Eines Mittags sahen wir einem Rudel von siebzehn Rühen gegenüber, die ästen. Sie stellten sich mit den Vorderläufen auf die Äste oder gegen den Stamm, um die oberen Triebe zu haschen, die sonst nicht erreichbar waren; für Großantilopen merkwürdige Leistung. Im Morgendämmer eines Apriltags gingen wir die Wasserstelle Hujub an. Sechzig Meter vor uns tränkten zwölf Rudus. Dann kam Bewegung in sie, Richtung auf uns, der aufgehenden Sonne entgegen und mit dem Wind. Zuvorderst zogen zwei Rälber. Sie verhofften auf dreißig Schritt, bliesen, machten ein paar Rühre rege. Sie stellten die Lauscher auf, wie schwerhörige Menschen die Hände an die Ohren legen. Nun trat der eine Bull vor, zog tapfer auf uns los, warf plötzlich herum und brauste im Rudel ab.

Und wieder einige Monate später sahen wir vom großen Turm der Feste den Rudurudeln zu, die von Süden aus

dem Dickicht traten, durch niederes Dorngebüsch dem Graben zugingen, zweihundert Meter östlich der Mauern in einer Reihe nebeneinander Wasser aufnahmen, wie Rinder, die an der Tränke stehen.

Auch das Leben dieses heimlichen Wilds hat Schwächen. Nur bei Helligkeit kommt es an Wasser und Brack; nachts kurz nach Mondaufgang oder nach mondschwachen Nächten kurz nach Sonnenaufgang, in Zwischenräumen von vier oder fünf Tagen. Diese Kenntniss kann leicht gegen sie ausgenutzt werden.

Bulls und Rüche der Dickichttiere treffen erst am Wasser und Brack zusammen oder auf dem Wege dorthin; während des Äßens sind sie getrennt. Das ist ein Zeichen großer Vertrautheit. Die Bulls verzichten freiwillig auf den Schutz durch die Rüche, die bessere Wächter sind. Es entsteht das bei Antilopen nicht wiederkehrende Bild: Ruhrudel, dabei Kälber beider Geschlechter, und Bullrudel. Erst zur Brunft- und Sezzeit ändert sich die Ordnung. Im September begleiten ein oder zwei starke Bulls die Rüche, schwächere sind abgeschlagen. Es ist der erste heiße Monat vor der Regenzeit, der auch bei anderen Urten die Pflicht der Vererbung weckt. In der Sezzeit sind dann die Rüche allein. Sie schlagen sich erst wieder zu Rudeln, wenn die Kälber angelernt sind im Niedertun, Verharren, Flüchten.

Das Leben der Bergkudus ist der Geselzlosigkeit verfallen. Sie haben keine geselzlichen Schongebiete. Nur dort, wo tierfreundliche Einsicht herrscht, sind ihnen kleine Schutzstätten geworden, so in Duwisib. In der Furcht des Jägers schleichen Bulls, jeder für sich, in klüftigen Höhen, in der Heimat der Milchbüsche, der Buschmannkerzen, des grauen Skorpions und der Hornvipser. Oder die Bulls stehen, ohne Rücksicht auf Jahreszeit, in den Kahlwildrudeln, fühlen sich dort sicherer. Sie sind schnelle und gute Kletterer geworden. In einer Schlucht des Anibriviers sah ich einen Bull den dreihundert Meter hohen, fast pendelsteilen Hang ersteigen. Wie bei Tafelbergen üblich, war ein Kranz senkrechter Schlußsteine von zwei bis drei Metern Höhe obenauf gesetzt. Auch ihn überwand er, kleine Vorsprünge als Auftritt benützend.

Alles aber, was von Rudujagd heute gesagt werden kann, ist: Möge dem Jäger zwischen den ragenden Stangen des Rudubulls das Kreuz des Hubertushirsches leuchten, damit er vergesse, wozu er auszog.

Wer zu den Heimlichkeiten der Kudus dringt, hat sich erst mit den Kleinantilopen abzufinden, die wie Wächter um ihren Herrscher stehen. Niemand kann zu ihm, der nicht auf Vorposten stößt und von ihnen bemerkt wird. In drei Kreisen ordnen sich die Standorte seiner kleinen Freunde um ihn als Mittelpunkt. Am weitesten nach außen hat der Steinbock Wohnung genommen. Er geht bis in die

offene Steppe hinaus. Ihm ist noch überall wohl, wo niedere Kräuter und Büsche stehen. Das macht ihn im Feld zur allbekanntesten Erscheinung. Erst westwärts zum Meer hin hat ihm die Namib eine Grenze gesetzt, durchschnittlich fünfzig Kilometer vor der Küste. Er tritt noch ein Stück hinaus, aber das Geriesel der Dünen ist ihm doch zuviel. Diese Sandgänger haben weit über das gewohnte Maß entwickelte Schalen. Am Borderlauf werden sie  $5\frac{1}{2}$  cm lang, bei den Inlandtieren sind 3 cm das Mittel. Aber die Breite der Schalen ist unverändert, bei beiden  $1\frac{1}{2}$  cm. Derselbe Unterschied ist auch den Dryg eigen, die zu den Lagunen der Mittel-Namib gehen. Aufwärts in die Berge steigt der Steinbock durch Schluchten und Täler bis dorthin, wo der Dreidorn aufhört, das *Rhigozum trichotomum*, das ist in ungefähr 1500 m Meereshöhe.

Überall sonst zwischen Oranje, Kunene, Okavango leben die zierlichen „kleinen Böcke“ von 55 cm Schultermaß. Sie geben ein reizendes Bild glücklicher Einehe. Immer ein Bock und eine Riecke haben sich für ihr Dasein verbunden, ohne sich freiwillig zu verlassen. Wird ein Kitz gesetzt, so bleibt es bei den Eltern, bis es herangewachsen ist. Dann verläßt es die Stätte seiner Geburt. Der junge Bock sucht sich eine Gefährtin; die junge Riecke wird von ihrem künftigen Genossen abgeholt. Sie gründen sich, nicht weit davon, ein eigenes Heim. Das Eheleben ist voll Beweise

274

gegenseitiger Zuneigung, verständiger Arbeitsteilung. Der Bock ist der übermütige, sorglose Teil, aber auch der Kämpfer. Er unterhält die Ricke mit kleinen spaßigen Spielen. Da liegt ein Grasbüschel auf der Erde. Der Bock faßt ihn mit dem Geäse, wirft ihn in die Luft, sucht ihn aufzufangen. Die Ricke sieht etwas altklug zu, findet das ganz nett, vergißt aber nicht, dem aufzupassen, was sonst in der Gegend geschieht. Die großen Lauscher, die klugen Lichter sind immer in Tätigkeit. Noch während der Mittagsruhe bleibt sie wachsam. Bock und Ricke haben sich unter einem Busch niedergetan. Aber die Ricke schnellst empor, sobald sich Verdächtiges regt. Das schadet ihr oft. Sie zeigt sich in ganzer Größe und fällt leicht einer törichten Kugel zum Opfer. Ich hatte oft den Eindruck, daß weibliche Tiere zuversichtlicher seien, als hätten sie die Überzeugung, ihnen, den gesegneten Müttern, könne nichts Schlimmes geschehen. Sie stellen sich breit. Aber männliche Tiere lernen schon früh, daß breit stehen unvorteilhaft ist, Augen und Waffen des Gegners das große Ziel gibt. Der Bock bleibt ruhig liegen. Erst wenn die Ricke flüchtig wird, springt er auf, zeigt sich so wenig wie möglich und folgt.

Die Pause zwischen Hochwerden und Flüchten ist ein Unglück für viele Antilopen. Nur der Ducker und der männliche Steinbock sind oft schlau wie Raubzeug, fegen unmittelbar aus der Ruhelage fort, ohne sich erst gemächlich hinzustellen.

Nach fünfzig oder hundert Metern verhofft das Paar, äugt von einem Busch oder sonstigen Versteck auf den Verfolger, teilt seine Flucht in Strecken, geht nicht von Anfang an über großen Raum ab. Diese Gewohnheit, so nichtig für gleichgültige Augen, wurzelt doch fest im ganzen Steinbockgeschlecht, ist so artheigen, daß die Hottentotten darin das Kennzeichen dieser Antilope sahen. Sie nannten sie „Uris“, „die springt und wieder stehen bleibt“. Der erste damals, dem „allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel“ gebracht wurden, „daß er sähe, wie er sie nannte“, gab auch dieser Art den rechten Namen, sah tiefer als der Weiße, dessen Naturfremdheit „Steinbock“ sagte.

Die Form des Zusammenlebens der Antilopen hat sich im Laufe der Zeit fest gefügt. Nun weiß jede Art, was für sie das Richtige ist.

Ducker und Steinbock leben paarweise, schieben die Rixe möglichst bald ab. Wo einzelne Tiere sind, hat gewiß der Tod den zugehörigen Teil geholt.

Rudu, Klippspringer, Rehbock, Rietbock, Blaubock sind in Familien vereint, sind Stützen der etwas altväterlichen Sitte, die Nachzucht und die sich mit ihr verbinden lange unter Aufsicht zu halten.

Pferdeantilope, Schwarzferse, Halbmondantilope, Wasserbock stehen in einer oder mehreren Familien.

Dryx, Gnu, Kuhantilope, Elen, Moorantilope leben in Rudeln, die keine Familieneinheiten erkennen lassen, schließen zu besonderem Zweck in Herden zusammen.

Springböcke bilden Herden, die sich bisweilen in Rudel auflösen.

Die Verschiedenheit der Antilopenverbände zeigt, daß jede Art ihr besonderes Gesetz hat, nicht alle einem Zwangsmuster verfallen sind.

Die mond hellen Nächte sind dem Steinbock zum Äßen gegeben; dunkle Nächte verschläft er, holt dann am Morgen und Abend das Versäumte nach. Am Neumond geht es ihm deshalb schlechter als sonst; er wird leicht überrascht, wenn er sich am hellen Tage mit Kräutern und Büschen beschäftigt. Ein kleiner dunkler Fleck an einer Grevia. Er bewegt sich, schiebt sich seitwärts; nun bestrahlt ihn die Sonne; er wird brandrot. Ein feiner Kopf streckt sich nach oben, langt nicht hinauf, so müssen die Läufe helfen. Ein kurzer Abstoß, schon stehen die Vordersehnen auf einem Zweig. Der weiße Bauch ist nun sichtbar. Das zierliche Geäse faßt ein paar Blätter, reißt sie ab, malmt sie. Der Steinbock stellt sich wieder auf alle vier Läufe. In flinken Tritten geht er zum Nachbarbusch. Der Kopf tickt, die zwölf Zentimeter hohen Gehörnstangen ragen ein wenig über die Lauscher. An dieser Alkazie ist schon die Rieche tätig. Über den weißen Spiegel wischt der verkümmerte Wedel, eine

kurze dreieckige Klappe, die wahrscheinlich den Buschleuten zum Vorbild ihrer rückwärtigen Kleidung diente. Die Tagfliegen sind schon lästig. Wedel und Lauscher wehren die Peiniger ab. Die Sonne steigt. Schnell werden noch ein paar Grasspizzen abgeäßt. Dann ziehen beide dem Lager zu. Wer sich lösen oder nassen will, bleibt stehen, hebt den dreieckigen Schurz, scharrt dann mit den Läufen die Losung ein. Im Schatten eines Strauches pläzen sie. Der Bock tut sich nieder. Die Riecke folgt. Nun wird zwei oder drei Stunden lang wiedergekaut. Dann tauchen auch die Köpfe im Gras unter. Wenn es kühler wird, gegen Abend, stehen die Steinböcke auf, setzen die unterbrochene Äsung fort. Um Vollmondzeit ist wenig von ihnen zu sehen. Da haben sie das Taglager bezogen, wenn der große Feind durchs Feld reitet und wilde Hunde, Goldschakale, Honigdachse das Gelände abspüren, erheben sich erst, wenn die Nacht kommt. Auch sie hat Schrecken. Die kleinen Katzen finden hier gerade noch das, was sie bewältigen können. Ein klägliches Mäh-Mäh zittert plötzlich durch die Stille. Ein Geräusch der Steppe spricht von den Geheimnissen der belebten Nacht.

Den zweiten Ring um die Rudus ziehen die Ducker. Ein Teil mengt sich draußen im niederen Busch noch mit den Steinböcken; die anderen aber drängen näher an ihren großen Verwandten.

Von der Zierlichkeit des Steinbockes ist ihnen nichts geworden. Sie sind nur 5 cm höher, 20 cm länger; aber die Natur hat sie derb, grob, beinahe plump geschaffen. Hier steckt wohl noch etwas von früher, ein Rest von Tapir und Schwein, Glieder ihrer Ahnenkette. Der schwere lange Kopf ist über das Maß gewachsen, das erwartet wird. Es fehlt bloß der Rüssel, um die Verwandtschaft offen einzugestehen. Weit am Hinterkopf zurück stehen die Gehörne. Bei Kleinantilopen sind sonst nur die Böcke bewehrt. Die Duckerricke macht bisweilen eine Ausnahme. An der Etoscha rechneten wir auf vier Rücken eine, in der Südkalahari auf vier Rücken zwei oder drei mit Gehörn; im Raotofeld sollen sie ohne Kopfzier sein. Wahrscheinlich spricht auch hier der Rochsalzgehalt der Gegend das entscheidende Wort. Aber die Spieße der Ricke bleiben verkümmert, oft fehlt eine Stange. Die männliche Wehr erreicht dagegen 13 cm Höhe.

Der walzenförmige Körper ist in lehmfarbenedes Haar gekleidet. Es liegt nicht glatt, knapp und glänzend wie beim Steinbock an, sondern ist wollig. Lange Grannen ragen darüber hinaus. Nur bei dieser Antilope habe ich merklichen Unterschied in der Dichte des Haares zur Sommer- und Winterzeit beobachtet. Hier ist es ein warmer Pelz, dort licht, zerzaust, besonders an Bauch und Innenseite der Läufe, in beiden Jahreszeiten stumpf. Es ist kein Spiegel für die Sonne, die ihr Licht im Metallhaar anderer Antilopen zurück-

strahlen läßt. Ein paar schwarze Zeichen sind der Duckerdecke aufgemalt. Der Unterteil der Läufe, ein Längsstrich auf dem Windfang, je ein Bogen unter den Lichtern sind schwarz. In zwei Merkmalen betont der Ducker noch besonders seine Eigenart, im Schopf, der zwischen den Lauschern steht, im Wedel, der eine Handbreit herabhängt.

Wie die äußere Erscheinung zeigt auch sein Leben unterscheidende Züge. Er ist heimlich, mißtrauisch und ohne eine Spur von Neugier. Er verläßt nie das Buschgelände, geht in offene Grasflur, auf kahlen Sand niemals hinaus. Das beschränkt sein Vorkommen auf engeren Grund, geringere Kopfhöhe. Er bleibt nicht so lange in den hellen Tag hinein auf, erhebt sich abends nicht so früh wie der Steinbock. Er wartet nahende Gefahr im Lager ab, rührt sich nicht, hofft, daß man ihn übersehe. Wird er hoch, so gibt es kein Halten. Im Zickzack flüchtet er, schlägt Haken wie ein Hase, narrt seine Verfolger durch Kreuz- und Quergänge. Hier offenbart sich seine Schmiegsamkeit. Er schiebt geduckt, fast auf dem Bauch, über den Erdboden, taucht unter, ist verschwunden. Krank, schließt er wie ein Höhlentier zu Bau, in eins der zahllosen unterirdischen Gemächer, die andere gegraben haben. Er geht nie einer Gefahr entgegen. Dyrk, Gnu, Springbock, Steinbock sind oft voll Ungeduld, das Fremdartige, das plötzlich kommt, in Augenschein zu nehmen, ziehen darauf zu, wollen es aus der Nähe betrachten. Der

*Duck*

Ducker ist gar nicht wißbegierig. Er verzichtet auf so unsichere Bekanntschaft, begnügt sich, von ferne zuzusehen, ist, in den meisten Fällen, der Klügere.

Den inneren Sicherheitsgürtel um die Rudus ziehen die beiden letzten Kleinantilopen: Blaubock und Klippsspringer. Tief im Dickicht, hoch oben im Bergland sind sie die nächsten dem Rudu.

Sie teilen sich in die Aufgabe dieses Wächteramts. Blaubock und Klippsspringer stehen nie beieinander, haben vollkommen getrennte Gebiete, wenn ihre Gewohnheiten auch noch so viel Ähnlichkeit haben. Dem Blaubock gehört der Norden des Felds. Das Raokofeld, vom Runene bis zum Ugab, ist die breite Basis, auf der ein Dreieck steht mit der Spitze in Grootfontein. Die Nordseite läuft über das Etoschasüdufer—Esumeb, die Südseite über Outjo—Otawi. Nur auf steinigem Boden, entweder in richtigem Bergland oder im Buschdickicht ist der Blaubock zu Hause. Große Niederlassungen sind im Karst, wo Berg und Busch vereint sind, auf Schritt und Tritt kleine Verstecke liegen. Hier spielt die Antelope royal der alten Schriftsteller ihr Morgensonnenspiel. Dem weichen, vollen Seidenhaar der Schabracke sind blaue Töne beigemengt. Es knistert wie Katzenfell, wenn die Hände hinübergleiten, hält Glanz und Farbe noch nach dem Tode fest. Vieles, was drüben in reiner Luft flammte und frohlockte, erlischt später unter

trübem Himmel, wird stumpf und freudlos. Das Gold-  
geglitzter der Kalahari wird gewöhnlicher Sand, gleißende  
Kiesel wandeln sich in unansehnliche Steine, die Ebenholz-  
stangen des Drye werden rauhe Hornspieße, die Farben-  
pracht des Springbocks, der rosenrote Schmelz des Flamin-  
gos verflüchtet. Das Beste bleibt dort zurück, wo es ge-  
worden ist, wie bei all den farbigen Menschen, die durch  
eigene oder fremde Schuld ihrem Lande untreu wurden,  
niemand zu Liebe nun europäische Straßen gehen. Aber  
die Blaubockdecke ist so reich, daß sie lange von ihrer  
Schönheit zehrt.

An der kleinsten Antilope des Feldes ist alles auf winzige  
Maße zurückgeführt. Die Schulterhöhe ist 35 cm, die Länge  
vom Geäse bis zum Wedelende 65 cm; die Schalen werden  
 $2\frac{1}{2}$  cm lang,  $1\frac{1}{2}$  cm breit. Diese Zahlen müssen mit zehn  
vervielfältigt werden, um sich den größten Schalengänger vorzu-  
stellen, die Giraffe. Aber wie bei ihr ist auch beim Blaubock un-  
endliche Sorgfalt verwendet, um ihn lebensfähig zu machen.  
Auch er ist voll Sonderart, Eigenheit, mit Titeln und  
Würden bedacht und mit dem frohen Willen zum Leben.  
Das Zwerggehörn des männlichen Tiers stellt sich zu beiden  
Seiten des Haarschopfes auf, ist an Ansatz und Spitze gleich  
weit entfernt, unterscheidet sich dadurch vom Duckergehorn,  
das wie zwei gespreizte Finger auseinandersteht. Das Bett,  
mit Laub ausgelegt, liegt unter überhängenden Zweigen so gut

282

versteckt und geschützt, daß so leicht niemand herankann. Die kleine Familie hält fest zusammen, drängt sich immer auf kleinen Raum, um dadurch etwas mehr zu bedeuten. Die Fluchten sind nicht lang, wie beim Steinbock, noch flach, wie beim Ducker, sondern Sprünge, wie bei Ziegen. Wie diese läßt sich der Blaubock auf die Vorderfußwurzeln nieder, um auf dem Boden zu äsen, Laub, Früchte, die herabgefallen sind. Wasser und Brack rührt er nicht an. Er weiß, daß er Stein und Busch nicht verlassen darf. Auch dort hat er genug zu leiden. Die Heigumbuschleute des Karst fangen ihn am Schwippgalgen, indem sie Zwiebeln des *Cyperus edulis* als Köder verwenden. Sie kennen nun auch schon den Wert der Decke und liefern sie den Nachbarfarmern, die sie in Swakopmund oder der Kapstadt verkaufen. Als ich in Nunab war, brachten die Untertanen des heillosen Buschmannhäuptlings täglich Blauböcke an, die auch im Raubzeug des Karst gefährliche Feinde haben. Es wäre gut, etwas zu ihrem Schutz zu tun.

Dem Klippsspringer gehört der Süden. Alle großen, zusammenhängenden Bergmassen sind seine Heimat. So die Dranjeberge, die Karasberge, die Gebirge zu beiden Seiten des Großen Fischflusses aufwärts bis zur Leberflusmündung. Dann alles Bergland westlich davon.

Hier soll eines Mitbewohners gedacht werden, von dem spärliche Kunde geht, einer Antilope von Duckergröße.

Raubock

Klippspringer

Wahrscheinlich ist es der *Pelea capreolus*, der Rehbock der Buren, der als Bewohner kahler Berge am Südufer des Dranje noch in Trupps bis zehn Tieren lebt, im Feld die Hunsberge zur letzten Heimstatt hat. Er soll sich, nach Leutnant Drews, in klippigen Rivieren aufhalten, nur nachts zum Äsen an den Dranje kommen. Eine gehörnlose Riecke fiel durch rotbraune Färbung, im Gegensatz zur Duckerdecke, besonders auf. Das Gehörn des Bocks ähnelt dem des Ducker, ist aber doppelt so hoch. Vielleicht auch, daß die Jagdverordnung, als sie von „Griesbock“ sprach, auf diese Antilope zielte. Aber der Griesbock ist ein Tier der Ebene und im Feld nicht vorhanden. Auch der Dribi scheidet aus; er ist nur dem Nordosten heimisch, den Grasfluren des Linjanti-Sambesi-Beckens. Im übrigen ist wohl möglich, daß in den unerforschten Gebirgsklüften Kleinantilopen geborgen sind, die noch des Entdeckers harren. So habe ich, am Südhang der Luasberge in etwa 1800 m Meereshöhe, eine Steinbockspielart gesehen, die eine gelblichweiße Stichelhaardecke trug.

Über das Komosshochland erreichen Klippsspringer den Norden des Felds. Auf Erongo und Waterberg sind sie bestätigt, nahen hier dem Blaubockgebiet, ohne es aber zu betreten. Die reinliche Scheidung hat ihren Grund anscheinend nicht im Klima. Denn dem Klippsspringer ist der regenreiche, heiße Waterberg ebenso lieb wie der kühlere, regen-

284

arme Namibberg. Mit gleichem Recht könnte er auch im Kaokofeld leben. Aber dort fehlt er. Auch die Höhenlage ist nicht der Grund. Beide steigen noch über 1500 m im Gebirge hoch. Afsung und Bodenbewachfung sind in folcher Höhe nicht grundverschieden, können also gleichfalls den Ausschlag nicht geben. Wieder glaube ich, daß, wie zwischen Hirschen und Antilopen, nicht gegensätzliche, sondern ähnliche Lebensart der Trennungsgrund ist. Blaubock und Klipp-springer haben das Feld unter sich geteilt; so ist der frühere Kampf um den Standort friedlich nun beigelegt.

Wo die Berge am höchsten sind, macht der Klipp-springer sein Lager. Das ist Eingang und Ausgang seiner Streifen zu Tal. Nur bei Helligkeit steigt er in den Felsen umher, während der Mondstunden der Nacht oder nach dunklen Nächten am Tage. Dann steht er früh hoch oben auf schwindelndem Grad, reglos wie angegossen, späht hinab und beginnt den Abstieg. Der Rest der Familie folgt. Drei oder vier Tiere sind gewöhnlich in einer Gemeinschaft. Der vordere macht den Weg; die anderen reihen sich ein. Das ist allüblich im Feld, das Natürliche in einem Land mit Dornen, Klippen, Erdlöchern, kriechenden Tieren. Busch-leute, Hottentotten, Bantu, Bergdamara haben dieselbe Gewohnheit wie alle Antilopen, laufen hintereinander her. Der erste achtet auf die Hindernisse, hält die Spur oder den Pfad, der zum Ziele führt. So ist das feine Wegenetz

entstanden, das heute noch allenthalben das Gelände durchschneidet, der Beachtung wert ist, weil es oft Wasser mit Wasser verbindet oder die einzige Möglichkeit bietet, Dickichte und Felsengebirge zu überwinden.

Von Steinplatte zu Steinplatte läßt der Klippspringer sich fallen, oft drei bis vier Meter tief, fängt den Stoß mit kurzer Kniebeuge auf, steht fest. Dann folgt er einem schmalen Band, auf der einen Seite die Wand, auf der anderen der Abgrund, bis unten eine Zacke ragt, die als Auftritt dient. Er springt ab, rutscht dann, gemsgleich, die Schotterhalde hinab zur Sohle des Tals.

Die Schalen sind auf das Bergsteigen eingerichtet. Sie liegen nicht flach auf dem Boden, wie sonst, sondern treten nur vorn auf, wie wenn Menschen auf den Fußspitzen gehen. Es sind hohe Trommeln. Sie laufen in zwei mandelförmige Enden aus, die weit gespreizt werden können. Auch je eine kleine Kerbe auf der unteren Fläche dient zum besseren Greifen.

Bergauf suchen die Klippspringer bequemeren Weg, laufen in Röhren die Hänge hoch, schnellen, verfolgt, auch manchmal um die doppelte Körperhöhe zum nächsten Auftritt empor. Gras, Erdrack, Brackbüsche, Futterbüsche, besonders der Milchbusch, sind ihre Nahrung.

An Berghänge gelehnt, sind Klippspringer schwer zu erkennen. Ihr Haarkleid hebt sich dann wenig ab. Es ist

dem Aufenthalt in der Höhe angepaßt, wo nachts heftige Winde gehen, auch die Tage kühler sind. Lange, dichte, grobe Stichelhaare stehen senkrecht zum Körper, als habe das Tier sich in einen Plüschteppich gehüllt. Der Glanz der gelbgrünen Haarspitzen zittert in der Sonne wie Berggras. Aber von dieser „Schutzfarbe“ macht der Klippspringer wenig Gebrauch. Bei Gefahr bezieht er sofort seinen Spähposten auf der höchsten erreichbaren Bergspitze. Nun ist sein Umriß klar gegen den Himmel gezeichnet, verrät ihn auf große Entfernung. Er ist sich des Schutzhintergrundes gar nicht bewußt, sonst würde er nicht so leichtfertig auf ihn verzichten. Verfolgte Klippspringer erscheinen immer wieder auf den höchsten Punkten, oft nur einen Steinwurf vom letzten Standort entfernt, sind für den, der ihre Felsenheimat bezwang, leicht zu jagen.

Wir stiegen in tiefer Falte aus den Bergmassen ab, die, von der Faust der Zeit geschlagen, langsam in Trümmer sinken. Der schmale Pfad, von Buschleuten und Bergwild ausgetreten, war vom größten Gestein gesäubert, das unter so vielen Füßen zermürbte, ein helles Band im Finster des Bettes. Aber rechts und links lagen klobige Blöcke, die von senkrechter Wand zu Tal gestürzt waren. Der alte, längst versiegte Fluß hatte die Erdrinde aufgerissen. Ablagerung schichtete sich auf Ablagerung, ein offenes Buch von unfasbarem Alter, Kunde der Urzeit. Unterwaschene Felsen hingen

über ewiger Kühle, die kein Sonnenstrahl trifft, den Wohnungen des vertriebenen Buschvolks. Sparrige Sträucher, bisweilen ein mißratener Dornbaum nisteten in der Klust. An Felsvorsprüngen klammerten sich Grasbüschel. Über dem Rand hoch oben, dort, wo sich die Tafelberge geradlinig gegen den Himmel absetzten, schlängelten sich Milchbüsche wie Gorgonenhäupter. In Rissen und Spalten steckten Aloen wie Fackeln am Eingang der Unterwelt. Im blaßblauen Lichtstreif über uns glitzerten zwei lichte Punkte. Silberfalken im Sonnenschein. Aber wo wir ritten, war Dämmer. Die Stille wurde nur von den eisenbeschlagenen Hufen unserer Maultiere unterbrochen, die gegen die Klippen hämmerten. Eine kantige Felsecke rechts; dann senkte sich eine Seitenschlucht dem Flusse zu, von blendendem Licht übergossen. Mein Führer nannte den Namen einer Quelle. Über drei breite Stufen rieselte helles Wasser, über weiße Kalksinter-treppe von Marmorglanz. Es fing sich in Becken, blickte blau aus grüner Umrahmung. Fremde Pflanzen hatten sich angesiedelt. Weiden, biegsam und zärtlich; Rizinussträucher, breitblättrig und dunkel; knorrige Ebenholzbäume, oben ein Feigenbaum, schlank und hoch und mit wiegendem Wipfel. Dort aber, wo die kleine Quelle hervorsprang aus dem Dunkel des Erdinnern, schmiegte sich flockiges Moos als grünes Nieder um die weiße labende Brust. Nie sah ich deutlicher die lebensschaffende Kraft des Wassers. An Ähnliches muß

288

Er gedacht haben, als er von lebendigem Wasser sprach. Da sah er gewiß in die Wüste zurück und zur kleinen Quelle, die ihn gelabt hatte in seiner Einsamkeit. Ringsum nach Atem ringende Not; darin eine Oase leuchtenden Lebens; dort die Finsterniß, hier das Licht. Dieser Garten aus Grün, Blau und Weiß hauchte den Frieden der Weltferne. Die süße Schwermut seiner Schönheit lag gebettet in Bergwildnis. Nun wußte ich, warum in tageweitem Umkreis nichts als furchtbare Steinmassen ragten: Sie sollten die köstliche Quelle schützen. Ich hörte auf die Stimmen, die hier sprachen. Auf den fröhlichen Spott dessen, der die zurechtgestuzte Natur seiner französischen Heimat dem süd-afrikanischen Lagerplatz verglich. „Mögen doch die reich-verzierten Grotten unserer Finanzierer, die englischen Gärten, die mit dem Gelde unserer Mitbürger hundertmal eine andere Gestalt erhalten haben, ihre Bäche, Wasserfälle, künstlichen Berge, krummen Spaziergänge, Brücken und Ruinen gefallen, wem sie wollen; gewiß werden sie das Auge eines jeden beleidigen, der nur einmal die grünen Laubsäle von Dampoentral gesehen und genossen hat. Wenn durch Arbeit mein Appetit verstärkt worden, welche auserlesene Mahlzeiten ich dort hielt; oder wenn zuweilen ich mich meinen Träumereien überließ, welche selige Stunden ich dort zubrachte! Und der Schlaf, der zuweilen mich dort überfiel, dieser schien noch einmal so viel Reize, noch einmal so wol-

lüftig in meiner Laube zu Pampoentral, als anderswo für mich zu seyn."

Dann war es, als klängen aus den Bergen die ernstesten Worte dessen, von dem es heißt: „Als er dreißig Jahr alt war, verließ er seine Heimat und den See seiner Heimat und gieng in das Gebirge.“ Nun stand er oben, sah auf den Garten hinab und sprach: „Ich liebe den Wald. In den Städten ist schlecht zu leben.“

Die kleine Quelle flüsterte dazu:

„Nicht dort ist das Feld, wo das Gezänk des Tages und die Gier der Nacht die Gedanken fesseln. Nicht dort ist das Feld, wo über Nutzen und Zweck des Feldes geeifert wird. Es ist groß und ernst, arm und alt. Und das ist gut. Nichts anderes ist ihm zu wünschen, als daß es so bliebe. Die dienen ihm nicht, die seine Größe verkleinern durch Straßen und Eisenbahnen und all die neuen Mittel des Verkehrs. Sie schaffen bestenfalls verschlechtertes Deutschland. Die dienen ihm nicht, die das ernste Antlitz entstellen durch künstliche Bauten und Anlagen, schmerzhaft entstellen für den, der die alten Züge liebt. Die dienen ihm nicht, die seine Armut bereichern und sich dazu, indem sie es durchwühlen und erschließen. Die dienen ihm nicht, die sein Alter verjüngen, indem sie die Schminke neuer Kultur auftragen. Alle die tun, was üblich geworden ist und was doch keinen Bestand haben wird. Denn die Natur ist stärker,

290

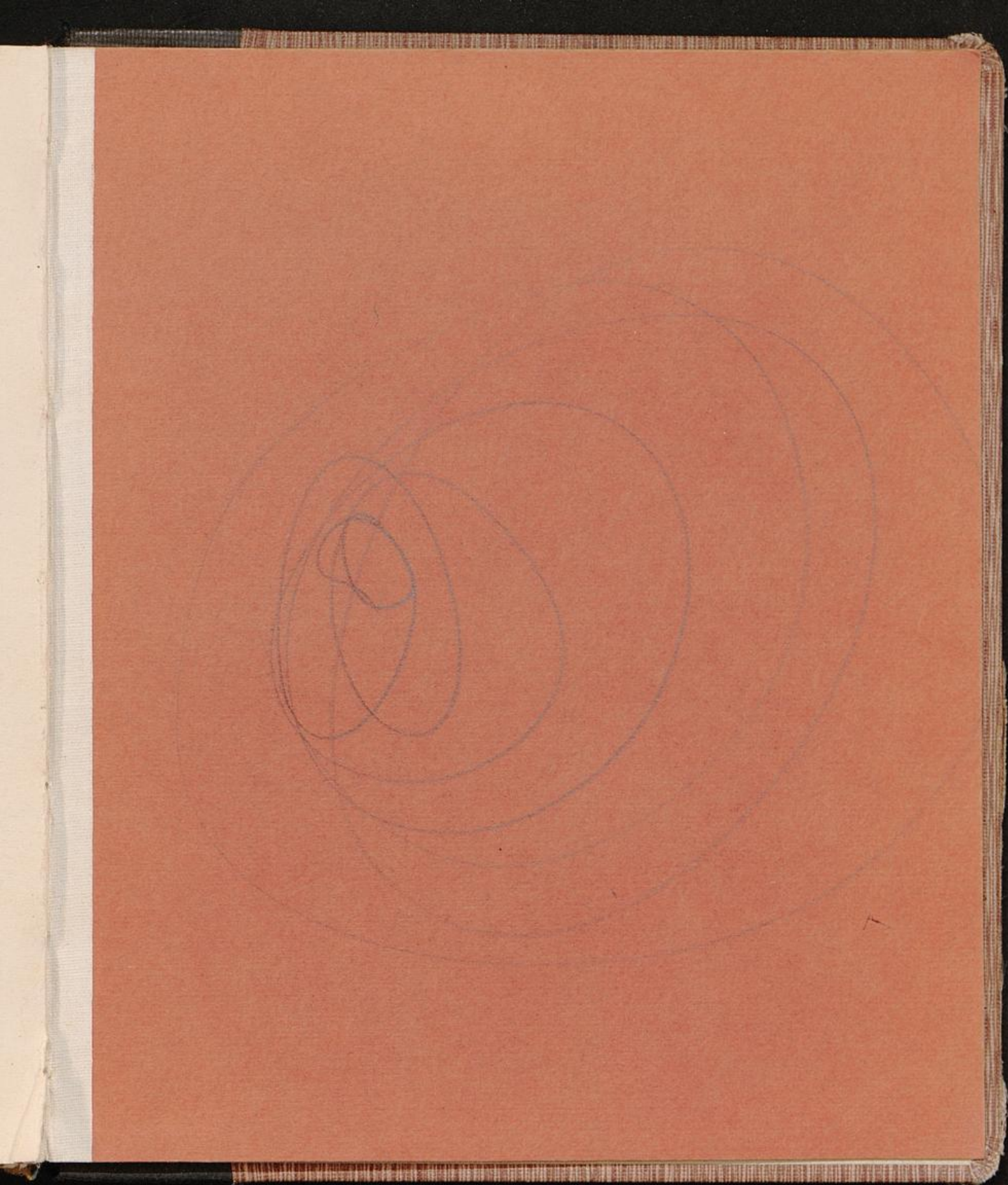
wird die Aufschrift wegwischen, wie alles Menschenwerk seit Jahrtausenden. Das Feld fängt dort an, wo der Puz aufhört. Da wird die Natur groß und der Mensch klein. Da ist Stille, und die Wünsche des Menschen schweigen. Da ist Einfachheit, und sie löst Zweifel und Bangen des Menschen. Da ist nichts gut und nichts schlecht. Alles ist und hat das gleiche Recht. Aber auch überall dort ist das Feld, wo in den Herzen Raum für Ehrfurcht ist; in den Herzen, die ihr Bestes gaben, mochte es manchmal auch Irrtum sein; in den stillen Missionsstuben, wo die Alten wohnen, die noch auf der Schwelle beider Zeiten standen, ihr farbiges Volk kommen, gehen und untergehen sahen; auf den Grenzfarmen, wo das Leben noch ist wie zur Zeit der großen Jäger; dort wo einsame Posten vorgeschoben sind und ihre Pflicht tun; und auch in all den Herzen auf der weiten Welt, die nicht gewillt sind, die Erde nach ewig gleichen Regeln umzuformen.“ Und die kleine Quelle warnte zum Schluß: „Verrate mich nicht.“ Sei unbesorgt, Freundin, wie könnte ich tun, was mich selbst verriete. Wieder kam aus den Bergen die ernste, klagende Stimme, bewegte das Laub, legte sich schwer auf das Herz, indem sie sprach: „Du meine Heimat Einsamkeit.“

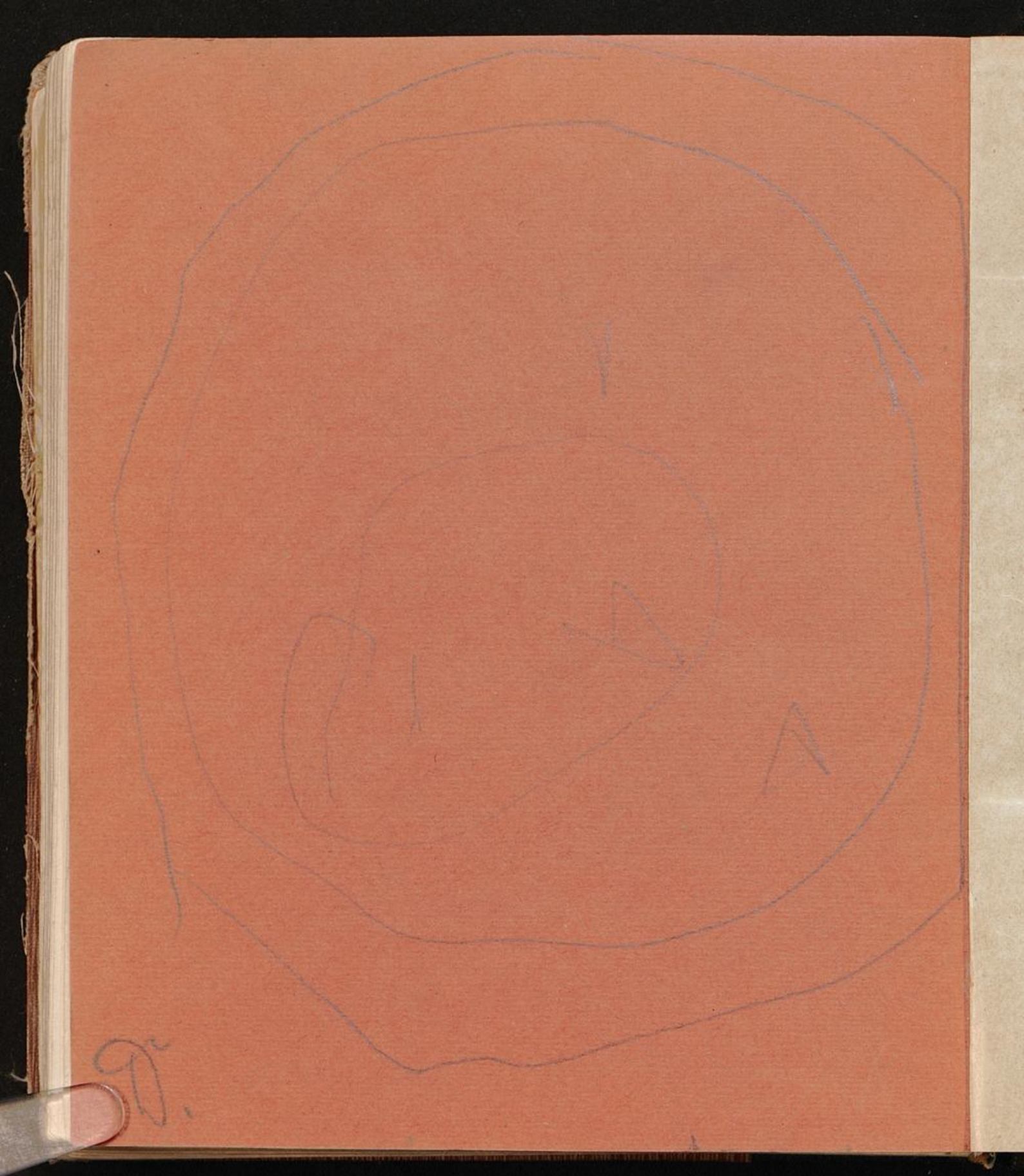


## Register

	Seite
Alexander, Sir James	53—54
Andersson . . . . .	55—60
Antilopen . . . . .	77—78, 148—291
Bedürfnisse der Antilopen . . . . .	176—182
Orientierungsvermögen der Antilopen . . . . .	174—176
Sinnenschärfe der Antilopen . . . . .	163—166
Waffen der Antilopen . . . . .	166—174
Aufstand 1904—1908 . . . . .	91—102
Bantu . . . . .	38—40
Bergdamara . . . . .	37
Betschuanen . . . . .	133—134
Bläßbock . . . . .	78
Blaubock . . . . .	78, 281—283
Buschleute . . . . .	10—37
Coşee, Jacob . . . . .	46
Ducker (Antilope) . . . . .	78, 278—281
Duncan, Robert . . . . .	63—65
Einhorn . . . . .	217—222
Elefant . . . . .	70—72, 113—118
Elefantilope . . . . .	77, 257—261
Erikson . . . . .	62—63
Etoscha . . . . .	105—112
Feld, das . . . . .	3—10
Fleckfleisch . . . . .	252
Flußpferde . . . . .	74—75, 126—128
Gewehre, die ersten . . . . .	66—67
Giraffe . . . . .	75—76, 130—137
Giraffenakazie . . . . .	135—136
Gnu . . . . .	77, 241—253
Gordon, Obrist . . . . .	50
Griesbock . . . . .	284
Grigua . . . . .	132—133
Halbmondantilope . . . . .	78, 236—240
Herero . . . . .	38—40
Hottentotten . . . . .	37—38
Hund (Jagdhund) . . . . .	151—155
" (Raffernhund) . . . . .	152—154
" (Buschmannhund) . . . . .	32—34
Jagd, Anstz . . . . .	159—161
" auf Buschleute . . . . .	44
" der Buschleute . . . . .	19—23
" Setz . . . . .	156—158

	Seite		Seite
Jagdverordnung von 1909	103—104	Palla (Schwarzfersenantilope)	78
Jäger, die alten . . . . .	45—83	Patterson . . . . .	49—51
Kaffernbüffel . . . . .	74, 123—126	Pferdeantilope . . . . .	77, 253—257
Kapland . . . . .	42—45	Pferde, die ersten . . . . .	67—68
Klippspringer . . . . .	78, 283—287	Portugiesen . . . . .	40—41
Krokodil . . . . .	128—130	Python sebae . . . . .	141
Kuduantilope . . . . .	78, 261—273	Quagga . . . . .	76—77, 137—139
Kuhantilope . . . . .	78, 225—236	Rehbock . . . . .	78, 283—284
Kunst der Buschleute . . . . .	23—32	Rietbock . . . . .	78, 241
Leche (Moorantilope) . . . . .	78, 241	Schwarzfersenantilope (Palla)	78
Le Baillant . . . . .	51—52		240—241
Livingstone . . . . .	54—55	Springbock . . . . .	78, 182—205
Madenhacker . . . . .	122	Spurenkunde . . . . .	161—163
Menschen des Feldes . . . . .	1—97	Steedman, Andrew . . . . .	52
Mission . . . . .	84—91	Steinbock . . . . .	78, 273—278
Moorantilope (Leche) . . . . .	78, 241	Tiere des Feldes . . . . .	99—291
Namutoni . . . . .	105	Tierwelt am Anfang . . . . .	15—19
Nashorn, Schwarzes . . . . .	72—74, 120—123	Tigerpferde . . . . .	76—77, 137—148
"    Weißes . . . . .	72, 118—120	Waschimba . . . . .	38—40
Okapi . . . . .	217—222	Wasserbock . . . . .	78, 241
Oribi . . . . .	284	Wasservaran . . . . .	128
Orlam . . . . .	79—80	Wildreservate . . . . .	102—103
Dryx . . . . .	77, 205—225	Wildschutz . . . . .	102—105
Ovambo . . . . .	38—40	Zebra, Berg- . . . . .	77, 140—142
		"    Burchell- . . . . .	77, 139—140
		"    Damara oder Chap-	
		mann- . . . . .	77, 142—146





90.





Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

AZ 0871



\*AZ 0871\*

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen

46\$0 00 443 745 4





Fischer,  
Menschen u. Tiere  
II  
Deutsch - Südwest

A Z  
0871